

Renato Curcio
Mit offenem Blick

ID Verlag



Renato Curcio Mit offenem Blick

Ein Gespräch zur Geschichte der Roten
Brigaden in Italien von Mario Scialoja

Aus dem Italienischen von
Dario Azzellini

ID Verlag

Einleitung

Renato Curcio
Mit offenem Blick
Ein Gespräch zur Geschichte der
Roten Brigaden in Italien
von Mario Scialoja.

Aus dem Italienischen
von Dario Azzellini
Lektorat: Kittel/Fanizadeh

© ID Verlag
Postfach 360 605
10972 Berlin
ISBN: 3-89408-068-x
1. Auflage 1997

© der italienischen Originalausgabe
Arnoldo Mondadori Editore SpA

Gestaltung:
SupportAgentur, Berlin
Druck: Winddruck, Siegen

Buchauslieferungen
BRD und Österreich: SoVa
Schweiz: Pinkus Genossenschaft
Niederlande: Papieren Tijger

Das vorliegende Buch bezieht sich auf einige Ereignisse aus meinem Leben – auf die Erinnerungen, die ich daran habe. Es zeichnet ein ganz bestimmtes Bild von mir: eines, das in vielen Gesprächen in einem schmucklosen kleinen Zimmer im Gefängnis Rebibbia¹ entstanden ist.

Meine Erinnerungen wären sehr wahrscheinlich nicht die gleichen gewesen, hätte ich im Schatten einer großen Buche gesessen. Auch ist die biographische Erzählung oftmals trügerisch. Sie steckt willkürliche Unterschiede im Fluß der gesellschaftlichen Ereignisse ab und bedient sich der unbeständigen Sprache individueller Mythen.

Ich bitte die Leser, den über die Jahre veränderten Blick zu beachten und die folgenden Seiten leichten Herzens zu durchstreifen, ohne sich durch jene Schatten der »Endgültigkeit« betrügen zu lassen, die das geschriebene Wort irgendwie immer mit sich schleift, selbst wenn es leichthin geäußert wurde.

Ich habe mich auf das Gespräch mit Mario Scialoja aus zwei Gründen eingelassen: Ich wollte mich den vielen Fragen stellen, die von mehreren Seiten an mich gerichtet wurden. Da ich eine Person des öffentlichen Lebens bin, glaube ich, daß dies unausweichlich ist. Es wäre kleinmütig, sich dem zu entziehen. Hinzu kam, daß ich die Arbeiten des Interviewers seit Jahren verfolgte, ihn persönlich bereits kannte und ihm auch vertraute.

Zum Schluß noch eine Anmerkung: Sollte ich mit meinen Worten jemanden empfindlich getroffen haben, bitte ich um Nachsicht. Ich habe es vermutlich nicht vorsätzlich getan, da ich kein Freund der herrschende Mode der Beleidigungen, Unterstellungen und Verleumdungen bin.

Renato Curcio

Zum ersten Mal interviewte ich Renato Curcio im Januar 1975, als er sich im Gefängnis von Casale Monferrato befand. Ich ließ ihm die Fragen schriftlich über seinen Anwalt, Edoardo di Giovanni, zukommen, über den ich auch einige Tage später die getippten Antworten bekam. Damals benutzte der Leiter der Roten Brigaden noch ausschließlich das schematische und abstruse Kauderwelsch des rigidesten Marxismus-Leninismus. Auf persönliche Fragen zu antworten, lehnte er ab.

Zwölf Jahre später, im Januar 1987, traf ich Curcio zum ersten Mal persönlich im Gefängnis Rebibbia. Das Gespräch dauerte über drei Stunden.

Mit diesem Interview brach er sein langes Schweigen in der Gefangenschaft: Er definierte seine Position als die einer Person, die »nichts bereut², nicht abschwört³ und unbeugsam⁴« ist. Gleichzeitig lancierte er einen Appell zugunsten der »Kampagne für die Freiheit« aller politischen Gefangenen und Exilierten. Ich traf auf einen freundlichen Mann, der klar und gefaßt Auskunft gab. Und ich fand Gefallen an seiner nüchternen und direkten Art, in die er seine sehr lebendigen Erzählungen einstreute.

Ich war überzeugt, daß im direkten Gespräch sehr viel über das Leben und die Wege einer Symbolfigur des bewaffneten Kampfes zu erfahren sein würde. Ich schlug Curcio das Projekt eines Interview-Buches vor. Er entgegnete, daß er lieber »als freier Mann« sprechen würde, ohne die Einschränkungen der Haft, wenn er Teile seiner Existenz bloßlegen sollte.

In den folgenden Jahren, bei weiteren Treffen, sprach ich immer wieder von dem Projekt. Im Frühjahr 1992 gelangte der Gründer der Roten Brigaden endlich zu der Überzeugung, daß der Augenblick, seine Geschichte zu erzählen, gekommen sei. Nun liegt sie vor, um analysiert und kritisiert zu werden. Verleugnen muß er sich dabei nicht.

In meiner Rolle als Chronist war ich bemüht, in der Erinnerung des Interviewten zu graben. Mein Ziel war, Curcio dazu zu bewegen, ein historisches Gesamtbild zu präsentieren, gerade um den Jüngeren jene dramatischen Ereignisse aus den 70er Jahren etwas näherzubringen.

Mit offenem Blick ist das Ergebnis von fünfzehn Gesprächen, etwa 35 aufgezeichneten Stunden, durchgeführt am Tisch eines »Anwaltszimmers« in Rebibbia.

Wie im Journalismus üblich, hatte ich anfangs meinen Gesprächspartner gesiezt, aber im Laufe der Zeit und mit Vertiefung unserer Auseinandersetzung schien diese Formel in störender Weise künstlich, und wir gingen zum »Du« über.

Ich möchte nicht vergessen, mich bei der Generaldirektion der Haftanstalten für die gewährten Genehmigungen, und besonders beim Wachpersonal des Gefängnisses von Rebibbia für die Höflichkeit, die es mir entgegenbrachte, zu bedanken.

Mario Scialoja



1. Die erste Brigade

Wie seid ihr auf den Namen Rote Brigaden gekommen?

Wir fuhren gerade mit dem Auto quer durch Mailand. Es war ein lauer Septembernachmittag im Jahre 1970. Wir saßen zusammengepfercht in einem klapprigen Fiat 850. Margherita und ich waren in Begleitung eines Arbeiters von Pirelli und eines anderen Genossen, eines späteren Brigadisten, dessen Name ich nicht nenne, da niemals gegen ihn ermittelt wurde. Die Atmosphäre war bereits weit weniger prickelnd als im Jahr zuvor. Nach dem Bombenanschlag, dem Massaker auf der Piazza Fontana⁵, war die allgemeine Stimmung düster und angespannt. Wir diskutierten über Themen, die uns in jenen Tagen dringlich schienen: über die Krise von *Sinistra Proletaria*⁶ und wie andere Formen der Präsenz bei den Arbeiterkämpfen in den Mailänder Fabriken zu entwickeln wären. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir unverhüllt agiert. Man hatte uns fotografiert und gefilmt, einige Arbeiter waren bereits entlassen worden. So konnte es nicht weitergehen. Die Entscheidung, »Sinistra Proletaria« als Projekt zu beerdigen, war bereits gefällt. Die Frage war: Wie sollte es nun weitergehen?

Wir saßen im Auto und sprachen über all diese Dinge. Ich erzählte von den Tupamaros in Uruguay⁷, einer Guerilla, die nicht mehr nur in den ländlichen Gebieten kämpfte, sondern sich auch in den Städten organisierte. Ich meinte, wir sollten uns ein Beispiel an ihnen nehmen.

Wir waren kurz vor dem Piazzale Loreto, als der Arbeiter aus Bicocca⁸ die Diskussionen auf seine Weise zusammenfaßte: »Wir können uns dieses Jahr nicht länger vom Pellegrini verarschen lassen. Der wird sonst nie aufhören, sich hinter irgendwelche Container zu stellen und Fotos zu machen ...« Pellegrini war einer der Aufseher bei Pirelli. Er machte seinen Job und bespitzelte Demos in der Fabrik, Streikposten, kleine Versammlungen. Er knipste einfach alles.

»Warum fackeln wir ihm nicht sein Auto ab?« schlug der andere Genosse vor. »Wenn wir ihm direkt in der Fabrik eins draufgeben, verlieren einige ihren Arbeitsplatz, wenn wir ihm aber das Auto einäschern und ein Flugblatt in Umlauf bringen, in dem wir sagen: Du gehst uns auf den Keks, wir haben deine Spitzeleien satt, verpiß dich ...« In den vorangegangenen Monaten hatte es viele Gespräche über die Notwendigkeit militanter Aktionen gegeben. Sie waren reine Zeitverschwendung gewesen. Aber irgend etwas sagte mir, daß wir genau in diesem Moment, in diesem kleinen alten Wagen, kurz davor standen, eine wirkliche Entscheidung zu treffen ...

Aber wie seid ihr auf den Namen gekommen?

Das kommt gleich. Das Auto anzuzünden, das konnte gehen. Ein Droh-Flugblatt zu schreiben auch. Aber wie sollten wir es unterzeichnen? Einfach anonym zu bleiben, das wollten wir auf keinen Fall. Die Möglichkeit der Anonymität wurde gleich ausgeschlossen. »Es ist ja nur ein Auto und dazu auch noch ein ziemlich kaputtes«, sagten wir uns, »aber wenn wir schon eine solche Aktion machen, und uns auf neue Wege begeben, dann müssen wir das auch richtig machen, dann müssen wir auch sagen, wer es gewesen ist ...«

»Na, dann sagen wir es halt«, meinte der Arbeiter von Pirelli, »wir brauchen einen schönen Namen, einen, der einfach, direkt und gleichzeitig Programm ist.«

Wir fuhren gerade auf den Piazzale Loreto. Ich mußte an ein Foto denken, das mir ein Genosse ein paar Stunden zuvor auf meinen Schreibtisch in der Redaktion von *Sinistra Proletaria*⁹ gelegt hatte. Es war unveröffentlicht und stammte aus dem Jahr 1945. Es zeigte, mit dem Kopf nach unten aufgehängt, Mussolini und Claretta Petacci. Ein hartes Bild. Ich deutete mit der Hand an eine Stelle auf dem Piazzale Loreto und sagte: »Genau dort hatten die Partisanenbrigaden die Leichen ausgestellt.« Alle schauten und schwiegen. Dann ergriff der Arbeiter wieder das Wort: »Das ist es, eine gute Idee! Wir könnten das Flugblatt mit Brigaden... Brigaden irgend etwas unterzeichnen«. Aber: »Brigaden« und wie weiter? Jemand schlug »Proletarische Brigaden« vor. Nein, das paßt nicht, das ist zu eingeschränkt. »Pisacane-Brigaden«, sagte Margherita und lachte dabei wie verrückt: Sie dachte gerade an den Sinistra-Proletaria-Kongreß in Pecorile, bei dem der Vorschlag aufkam, eine »schnelle Einsatztruppe« aus unserem Ordnungsdienst zu bilden und sie nach Pisacane zu benennen. Wir mußten schon in Pecorile darüber lachen. Der arme Pisacane war von den Mistgabeln der Bauern aufgespießt worden, die er befreien wollte.

Nein, nach Pisacane konnten wir uns nicht benennen, das wäre kein gutes Omen gewesen.

Also, was für Brigaden? Das passende Eigenschaftswort fiel uns auf der Via Padova ein. Wir fuhren gerade an einer historischen Sektion der PCI 10 vorbei, als der Genosse am Steuer unsere Ausschweifungen unterbrach: »Seht her, diese Sektion war in der Nachkriegszeit eine Hochburg der *Volante Rossa*¹¹, mein Vater war auch dabei ...«

»Dann nennen wir uns die Volante Rossa von Pirelli«, meinte der Arbeiter, der einen Namensvorschlag nach dem anderen machte. »Nein«, antworteten wir, »die Volante Rossa gehört der Vergangenheit an, wir können doch nicht einen historischen Namen nehmen.«

Daraufhin sagte Margherita: »Soweit ich weiß, war die Befreiung von Andreas Baader durch die Genossen der RAF, der Roten Armee Fraktion, die erste Stadtguerillaaktion in Europa: »Armee« scheint mir zwar in unserem Fall etwas übertrieben, aber Rote Brigade gefällt mir. Rote Brigade, was meint ihr?«

Ich fand sofort, daß es gut klang. Die anderen ebenfalls, und so wurde der Name gleich beschlossen. Für die ersten Aktionen bei Pirelli schrieben wir Flugblätter, die mit »Rote Brigade«, also im Singular, unterzeichnet waren. Wir waren in jenen Herbsttagen nur ein kleines Grüppchen. Dessen waren wir uns auch bewußt.

Und der fünfzackige Stern im Kreis?

Das ist der schiefe Stern der Tupamaros. Wir beschlossen, ihn zu übernehmen, um damit auf unsere internationalen Bezüge hinzuweisen. Man nimmt eine Hundert-Lire-Münze, zeichnet einen Kreis und malt dann mit einem kleinen Lineal den Stern hinein. Doch den Stern richtig gut hinzukriegen, ist nicht so leicht, wie es aussieht. Einmal, ich glaube 1972 bei einer unserer Aktionen gegen Sit-Siemens, kam Mario Moretti durcheinander und zeichnete einen sechszackigen Stern. Nachdem wir das Flugblatt mit dem falschen Stern in Umlauf gebracht hatten, sprachen alle Zeitungen von einer »Provokation«, einer »Aktion der Geheimdienste« und derartigen Scherzen.

Die Roten Brigaden entstanden also mit den ersten Anschlägen gegen die Fahrzeuge von Aufsehern bei Pirelli. Hat es darüber zuvor Diskussionen in größerem Rahmen gegeben?

Wir hatten mit sehr vielen Leuten diskutiert. Ich erinnere mich an eine Versammlung von Sinistra Proletaria in Mailand, an der um die 150 Leute teilgenommen hatten. Margherita, Alberto Franceschini¹² und ich plä-

dierten dafür, die Geschichte dieser Organisation zu beenden und die Aktivitäten auf andere Weise fortzusetzen. Wir wollten zu Aktionen übergehen, die wir als »bewaffnete Propaganda« bezeichneten.

Nach dem Anschlag von der Piazza Fontana herrschte eine gewalttätige, harte Atmosphäre. Wir meinten, daß es nun unmöglich geworden sei, mit unseren alten organisatorischen Strukturen und dem offenem Vorgehen weiterzukommen. Wir versuchten darüber (natürlich nicht gerade öffentlich) zu diskutieren. Es war aber notwendig herauszufinden, wie viele Genossen daran interessiert sein könnten, diesen neuen Weg mit uns zu gehen.

Was habt ihr also getan?

Wir haben gesagt: »Wer an einer solchen Diskussion interessiert ist, hebe die Hand.« Und etwa hundert Hände gingen hoch. Das schienen uns, ehrlich gesagt, etwas zu viele, um eine illegale Organisation ins Leben zu rufen. Doch das Problem löste sich schnell von selbst. Nach ein paar Wochen war die Anzahl der Begeisterten stark zusammengeschrumpft. Am Ende blieben wir zu fünfzehnt übrig.

Warum waren es erst so viele, und dann so wenige?

Wir schlugen einen Test vor, um die Bereitschaft der Genossen für die neue Organisationsform zu prüfen: die Beteiligung an einer »proletarischen Enteignung«, an einem Raubüberfall. Da hatten dann natürlich viele irgendwelche Ausreden parat.

Was waren das für Ausreden?

Es waren nicht nur Vorwände, die die eigenen Ängste verdecken sollten. Es gab auch ernstzunehmende Einwände. »Wir sind nicht in einer Situation wie in Lateinamerika.« Andere wiederum sagten: »Wir sind politische Aktivisten, aber wenn sie uns bei so etwas schnappen, landen wir als gewöhnliche Banditen im Knast.«

Schienen dir die Einwände in irgendeiner Weise berechtigt?

Die Furcht war sicherlich begründet. Auch ich fand die Aussicht, wie ein x-beliebiger Räuber ins Gefängnis zu wandern, nicht gerade anziehend. Andererseits brauchten wir für den Aufbau unserer ersten organisatorischen Strukturen dringend Geld. Zudem wußten wir ja, daß wir keine Banditen waren. Wir bewegten uns bewußt sowohl in der klassisch marxistisch-leninistischen Tradition als auch im Rahmen der neuen Stadtguerillakonzeption. So wie sie von lateinamerikanischen Gruppen

und den Black Panthers in den nordamerikanischen Großstädten umgesetzt wurde. Wir hatten jedenfalls keine Wahl. Es war ein Risiko, das wir eingehen mußten.

Wie haben die anderen in der Fabrik auf den Namen Rote Brigade reagiert?

Die Pirelli-Arbeiter haben ihn sofort akzeptiert. Unter anderem, weil es in der Bewegung bereits eine Gruppe gab, die sich mit der gleichen revolutionären Farbe schmückte, die »Roten Tanten«.

Wer gehörte zu den Roten Tanten?

Es war eine ziemlich wilde Gruppe von jungen Frauen, die sich in vorderster Front am Ordnungsdienst von Sinistra Proletaria beteiligte.

Nach dem Anschlag von der Piazza Fontana in Mailand nahm die Anzahl der Demonstrationen rapide zu. Es gab fast immer harte Auseinandersetzungen. Alle außerparlamentarischen Gruppen, die auf der Straße aktiv waren – von *Lotta Continua*¹³ bis *Potere Operaio*¹⁴ –, bauten einen eigenen, mehr oder weniger militanten Ordnungsdienst auf. Unserer war von der starken Beteiligung von Kämpferinnen geprägt.

Also findet sich ein kleines Grüppchen, entstanden aus den Resten von »Sinistra Proletaria«, um die erste Rote Brigade ins Leben zu rufen, der bald andere folgen sollten ...

In der Kürze läßt sich das so sagen. Es gab allerdings eine Übergangszeit, in der sich alte und neue Initiativen überschneiden. Als wir die ersten Aktionen gegen die kleinen Kapos der Pirelli durchführten, bewegte ich mich immer noch im Umfeld von *Sinistra Proletaria*. Wir waren immer noch an den Arbeiter-Abendschulen aktiv und weiterhin an den Hausbesetzungen in den Arbeitervierteln¹⁵, Lorenteggio, Quarto Oggiaro und Mac Mahon, beteiligt. Im Oktober '70 haben wir die letzte Ausgabe der Zeitschrift *Sinistra Proletaria* herausgebracht. Unsere »Kampfschriften« wurden aber noch bis Februar '71 weiterverteilt, als die erste Anschlagserie der BR16 bereits in vollem Gange war. Im Frühjahr desselben Jahres veröffentlichten wir schließlich zwei Ausgaben einer anderen Zeitschrift, die den Übergang zum neuen Kurs deutlich machte: *Nuova Resistenza*¹⁷. Wir dokumentierten darin die ersten bewaffneten Aktionen in Europa und schufen ein Forum zur Diskussion für derartige Initiativen. Wir veröffentlichten unter anderem ein Interview, das wir mit den Genossen der RAF geführt hatten, einen unveröffentlichten Text der Tupamaros, Mitschriften der Sendungen von Feltrinellis GAP-Piratenradios¹⁸ sowie die ersten Flugblätter der Roten Brigade bzw. Roten Brigaden.

Was sollte die Rote Brigade nach euren damaligen Vorstellungen sein?

Die Brigade war zunächst der erste Kern eines noch unbestimmten organisatorischen Projekts: Niemand von uns wußte genau, was es werden sollte. Wir haben auch gar nicht erst versucht, den Anschein zu erwecken, als ob es anders wäre. De facto bestand die Gründer-Gruppe der Roten Brigaden aus einem Dutzend Leuten: Margherita, Franceschini, ich, Piero Morlacchi¹⁹, eine der zentralen Persönlichkeiten im Kiezleben von Lorenteggio, sowie einige Arbeiter von Pirelli, unter ihnen Maurizio Ferrari²⁰.

Trotz ideologisch-organisatorischer Unklarheiten habt ihr angefangen, erste Aktionen durchzuführen. Wie sahen diese aus?

Wir kehrten von der Vorstellung der »proletarischen Enteignung«, mit der wir die Genossen auf die Probe stellen wollten, zur Anfangsidee zurück: dem Kapo Pellegrini eins auszuwischen. Wir folgten ihm also von der Fabrik bis zu seiner Wohnung. Er parkte sein Auto immer vor dem Haus. Wir waren gut vorbereitet. Ein alter Partisan, ein Freund Feltrinellis, brachte uns bei, wie man eine Art Molli mit Zeitverzögerung bastelt. Dazu brauchte man einen Kanister Benzin und ein Kondom mit Schwefelsäure. Diese fraß sich langsam durch das Kondom, kam mit einer Mischung aus Zucker und Pottasche in Berührung und entzündete so das Benzin. Wenn man die Zeit bis zur Zündung weiter verzögern wollte, nahm man einfach ein dickeres Kondom oder stülpte zwei übereinander. Eines Nachts hat sich unser kleines Kommando dann an den alten klapprigen Wagen von Pellegrini geschlichen, und Margherita hat den kleinen Kanister in Position gebracht. Ich stand Schmiere. Das Herz rutschte mir in die Hose. Es dauerte. Minute um Minute verging, denn das Kondom hielt länger als vorgesehen. Dann endlich die Stichflamme. Zurückblickend war es eine groteske Aktion. Wir waren absolut unerfahren, Anfänger, völlig dilettantisch. Aber man kann sagen, daß mit dieser Aktion die Geschichte der Roten Brigaden begann.

Hattet ihr euch zu der Aktion öffentlich bekannt?

Ja, es war zugleich unser erstes Flugblatt, in dem wir für einen Anschlag die Verantwortung übernahmen. Wir verteilten es bei Pirelli und in der Fabrik, woraufhin viel über uns geredet wurde. Letztendlich war es ein großer Erfolg, und so beschlossen wir, auf diesem Weg weiterzugehen. Vom Winter '70 bis zum Frühjahr '71 führten wir Dutzende solcher Aktionen durch, darunter auch eine etwas ausgefeiltere mit brennenden Autoreifen auf der Teststrecke in Lainate.

Hast du die Flugblätter geschrieben?

In der Regel schon. Ich war derjenige, der die Texte verfaßte. Bevor ich das tat, hörte ich mir ausführlich die Meinung der Arbeiter und der unmittelbar beteiligten Genossen an. Ich nahm die Stimmung in der Fabrik und die Sprüche der Arbeiter auf und ergänzte sie durch unsere Analysen. »Schaut«, schrieb ich, »wir müssen die heutigen Arbeiterkämpfe anders führen. Wir schlagen eine Organisation vor, die klandestiner und militanter²¹ agiert als die bisherige Arbeiterbewegung.«

Das Ergebnis war ein ärmlicher Stil, der effektiv sein wollte. Man hat uns oft wegen unserer Sprache kritisiert. Viele sagten uns: »Was seid ihr plump!« Während ich die Texte schrieb, dachte ich oftmals an ein Gespräch, das ich mit einem exilierten Repräsentanten der Black Panthers in Algerien geführt hatte. Schmunzelnd hatte er uns stark kritisiert: »Wenn ihr beschreibt, was in den Stadtteilen und Fabriken passiert, seid ihr bemüht, alles in euren ideologischen Rastern wiederzugeben, und merkt nicht, wie unverständlich ihr werdet ...« Danach dachte ich mir: »Lieber plump als unverständlich.«

Oft waren wir aber leider plump und unverständlich.

Warst du auch an allen Anschlägen direkt beteiligt?

Darüber gab es viele Diskussionen. Einige Genossen meinten, daß ich mich aus den risikoreichen Aktionen raushalten sollte, da ich gebraucht wurde, um die Zeitungen, Kampfschriften und Flugblätter zu redigieren. Außerdem unterhielt ich Beziehungen zu sehr unterschiedlichen Leuten: Arbeiter aus den Fabriken, Gewerkschafter, Proletarier aus den einfachen Stadtvierteln Mailands und verschiedene '68er-Waisen, die überall ein wenig mitgemacht hatten. Meine Festnahme, so wurde befürchtet, hätte vielen schaden können.

Ich drängte aber darauf teilzunehmen, und nach und nach setzte sich die Ansicht durch, daß Hand und Kopf nicht auseinanderdividiert werden dürften. Wir fanden das falsch und kritisierten auch Gruppen, die wie Potere Operaio und Lotta Continua ihre »bewaffneten Arme« hatten, die von den politischen Organisationen getrennt waren.

So blieb ich anfangs etwas außen vor, doch bald beteiligte ich mich wie alle anderen auch an den Anschlägen. Damals hatten wir aber ohnehin keinen Mangel an »Arbeitskräften«. Wenn eine Bestrafungsaktion gegen einen Fabrik-Kapo anstand, meldeten sich immer Dutzende unserer Arbeiter-Genossen.

Wie habt ihr die Verteilung eurer Flugblätter organisiert?

In der Fabrik und auf die einfachste Art: Wir verteilten sie während der internen Demonstrationszüge und hinterließen sie auf den Tischen in den Gewerkschaftsbüros, in den Umkleieräumen oder an den Fließbändern. Ab und zu hat sich dann jemand, zur Überraschung aller, mehr oder weniger raffinierte Methoden einfallen lassen: Flugblätter wurden beispielsweise in die Rohrpost gesteckt und landeten so direkt auf den Schreibtischen der Angestellten und dem Führungspersonal.

Wir waren damals noch nicht im Untergrund. In der Bewegung kannten uns alle, und in der Fabrik viele. Auch die PCI-Gewerkschafter und die Arbeiter der anderen außerparlamentarischen Gruppen, sie wußten, wer wir waren und was wir machten. Wir haben uns auch an den öffentlichen Diskussionen beteiligt. Wir wohnten in Wohnungen, die wir mit unseren richtigen Namen angemietet hatten. Wir agierten noch ziemlich unverdeckt und ohne allzugroße Vorsichtsmaßnahmen. Das waren die Anfänge der Roten Brigaden.

Kannst du mit über zwanzig Jahren Abstand biographisch erläutern, welcher Weg es war, der dich schließlich als Ideologe und Anführer zur Gründung der ersten Brigadisten-Zelle bei Pirelli und Sit-Siemens in Mailand führte?

Das war sicher keine gradlinige Entwicklung, sondern eine Folge sehr wechselhafter Erfahrungen; teils dem Zufall, teils dem äußeren Druck geschuldet. Bevor ich im Alter von dreißig Jahren Brigadist wurde, hatte ich sehr unterschiedliche Lebensabschnitte hinter mir.

Um meinen Werdegang zu verstehen, ist es vielleicht am einfachsten, einen großen Sprung zurück zu machen und die Erzählung noch einmal ganz von vorn zu beginnen.

2. Kindheit und Jugend: Die Berge von Torre Pellice

Deine Mutter, Jolanda Curcio, wird in allen Biographien als »eine junge Mutter bescheidener Herkunft« beschrieben. Wie bist du aufgewachsen?

Ich wurde am 23. September 1941 kurz vor zwölf Uhr mittag in Montecitorio bei Rom geboren. Meine Mutter war damals 18 Jahre alt. Sie war aus Apulien nach Rom gezogen und arbeitete als Zimmermädchen im Haus einer alten Dame. Dort lernte sie meinen Vater Renato Zampa, einen Armeeeoffizier, kennen. Es war eine einfache und kurze Geschichte zwischen einem Mann und einer jungen Frau, lang genug, um mich später das Licht der Welt erblicken zu lassen. Wer mein Vater war, erfuhr ich erst so mit 12,13 Jahren, als er im Verwaltungsbereich beim Film eine Stelle hatte. Ich konnte natürlich nicht bei meiner Mutter in Rom bleiben. Als ich nur wenige Monate alt war, brachte sie mich in ein Bergdorf im Piemont. Torre Pellice war die sogenannte Hauptstadt der Waldenser. Dort lebten ihre Brüder Armando und Duilio und eine ihrer Schwestern, Nina. Sie arbeitete als Krankenschwester im Sanatorium für Tuberkulosekranke. Ich wurde bei den Paschettos, einer Familie aus dem Dorf, untergebracht. Sie zogen mich liebevoll groß, bis ich zehn Jahre alt war. Ich hatte eine glückliche Kindheit.

Gab es in deiner Kindheit Anzeichen für deine rebellische und gewalttätige Zukunft? Nun glauben ja viele Leute heutzutage an die Aussagekraft der Horoskope. Du bist während des Überganges des Sternbildes von der Jungfrau zur Waage geboren. Dein Aszendent liegt zwischen Skorpion und Schütze. Demnach müßtest du eine vielseitige Persönlichkeit sein, mit analytischer Intelligenz, großer Anpassungsfähigkeit und einem vage diabolischen Charme. Mit großer Konzentrationsfähigkeit und einem fast nomadenhaften Drang nach Freiheit und Abenteuer.

Ich muß zwar zugeben, daß gewisse Übereinstimmungen bestehen. Aber weder mein Sternbild noch meine Charakterzüge lassen auf eine Neigung zur Gewalt schließen. Nein, von Haus aus war ich eher ein ruhiger und ausgeglichener Mensch, also eher das Gegenteil vom Mythos eines Kriegers.

In den letzten Jahren wurden mir in den Knast zahlreiche Horoskope geschickt. In der Regel von mir unbekanntem Frauen. Doch mehr als die Astrologie hat mich im Knast die mythologisch-symbolische Aussage zu meiner Geburt und meinem Namen interessiert. Die Tagundnachtgleiche vom 23. September wird in der Mythologie als ein den Göttern heiliger Tag der »Wiedergeborenen« bezeichnet. Gemäß der antiken Mythologie wurde Dionysos an diesem Tag wiedergeboren, den Göttern zum Trotz, die seinen Körper in Fetzen gerissen hatten, und der Göttin Era zum Trotz, die sie aufgehetzt hatte. Der Name Renato rührt offensichtlich von »rinato«, wiedergeboren, her. Ob Zufall oder nicht, das sind eindeutige Hinweise auf ein Hauptmerkmal meines Lebens: die wiederholte Fähigkeit zum Neubeginn, bei einer Geschichte voller Diskontinuitäten.

Ich habe oft eine Sache vorgehabt und dann eine andere getan. Ich habe es akzeptiert, mein Leben, meine Existenz in immer neuen radikalen Sprüngen fortwährend zu ändern und in Frage zu stellen.

Ein Freud-Anhänger würde dich nach deinem Ödipus-Komplex, den Bindungen zu deiner Mutter usw. fragen. Einen Jung-Anhänger würden die Mythen deiner Kindheit interessieren. Was würdest du ihnen erzählen?

Dem Freudianer würde ich von einer bestimmten Episode meiner Kindheit berichten. Ich war damals etwa sechs Jahre alt und schlafwandelte. Ich bin in dem Haus in Torre Pellice mitten in der Nacht aufgestanden und habe mich auf die Fensterbank gesetzt. Einmal stolperte ich über einen Stuhl. Es tat mir weh, und ich wachte schlagartig auf. Ich konnte nicht begreifen, warum ich mich dort und nicht in meinem Bett befand.

Die Phase des Schlafwandels in meiner Kindheit war irgendwann vorbei. Ich hatte es schon fast vergessen, bis mir Massimo Bellogi, ein Genosse von der Kolonne Walter Alasia²², vor einigen Jahren im Knast erzählte, daß er als Kind ebenfalls ein Schlafwandler gewesen war und sich meist vor die Haustür gesetzt hatte. Er erklärte es sich damit, daß sein Vater weggegangen war und die Familie verlassen hatte. Ich begriff, daß ich mich wohl auf die Fensterbank setzte, um dort auf meinen Vater zu warten, den ich nicht einmal kannte. Andererseits wartete ich aber auf meine Mutter. Sie war weit weg, und wir sahen uns selten.

Mit sechzehn wurde die Beziehung zu meiner Mutter, die ich damals Jolanda und nicht Mamma nannte, enger. Meine Mutter war für mich mehr Freundin und Beraterin als mütterliche Erscheinung. Ich nenne sie erst seit wenigen Jahren Mamma, und mir scheint, sie ist glücklich darüber.

Darauf könnte sich der Freudianer also stürzen.

Und der Jungianer?

Ihm könnte ich erzählen, daß alle starken Symbole aus meiner Kindheit mit der natürlichen Umgebung, in der ich aufwuchs, verbunden sind: Berge, Täler, Quellen; es gab keine historische Persönlichkeit, die mich stärker fasziniert hätte. Ich habe sehr spät angefangen, mich für Politik zu interessieren, erst als ich in Trento an die Uni kam. Und dort auch nicht sofort.

Ich wurde von klein zur Jagd nach Adlern und Gamsen, die dann ausgestopft wurden, mitgenommen. Die phantastischen Vorstellungen meiner Kindheit wurden durch die Mythen der Gebirgswelt geprägt: kolossale Berggipfel, verzauberte Wälder, Tiere, denen man sich nur schwer nähern konnte, Spuren im Schnee... Es war kein Zufall, daß ich mich in der Universität von Trento einschrieb. Es hatte mehr mit ihrer Lage mitten in den Bergen zu tun als mit dem neuen Soziologie-Fachbereich. Meine spätere Frau, Margherita Cagol, hatte ebenfalls eine starke Leidenschaft für die Berge. Wochen über Wochen haben wir damit verbracht, durch das Fassa-, Brenta- oder Genua-Tal zu wandern und nach Quellen zu suchen. Der jeweils unterschiedliche Geschmack des Wassers überraschte uns immer wieder aufs neue.

Stürme, Wind, Schnee und Sonne können dem Gebirge nichts anhaben. Berge sind höchstens etwas von der Erosion betroffen. Ich habe achtzehn Jahre im Gefängnis in ziemlich felsiger Weise gelebt. Es ist mir gelungen, mit dem, was auf mich zukommen sollte, fertig zu werden, ohne davon völlig zerstört zu werden. So, ist das nun genug für den Jungianer?

Ich glaube schon. Ich verstehe nur nicht ganz, was die Roten Brigaden mit dieser Geschichte und deinem offensichtlichen Gefallen an Symbolik zu tun haben.

Die Roten Brigaden sind nur ein Kapitel meines Lebens. Ein Metropolen-Abenteuer, in das ich auch infolge einer Reihe von Zufällen geraten bin.

Mein Interesse für Symbole scheint mir allerdings nicht besonders ungewöhnlich. Ich bin der Ansicht, daß jede menschliche Kommunika-

tion grundlegend auf symbolischen Inhalten beruht. Menschen, die sich dessen nicht bewußt sind, wissen in Wirklichkeit wenig über ihre Kommunikationsmechanismen. Ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß ein jeder von uns ein Konglomerat von Symbolen darstellt, die von dieser Gesellschaft leider zu Kritzeleien reduziert werden.

Gehen wir noch einmal zurück zu deiner Kindheit in deiner Adoptivfamilie. Du hast gesagt, sie war glücklich ...

Ja, glücklich und liebevoll. Mutter Paschetto, Enrichetta, war für mich die »Tante«. Auch ihre Töchter Fernanda und Luciana, die, als ich fünf Jahre alt war, schon fast erwachsen waren, mochten mich. Ich besuchte die Grundschule im Dorf. Der Unterricht fand dort für alle Klassen im gleichen Raum statt.

Im Sommer fuhren wir in eine Berghütte der Paschetts. Das waren für mich zwei bis drei zauberhafte Monate.

Hast du keine schlechten Erinnerungen?

Das erste riesengroße Trauma war der Tod meines Onkels Armando im Jahr 1945. Er war 20 und ich vier Jahre alt. Er war wie ein älterer Bruder für mich. Er spielte immer mit mir, brachte mich in die Wälder, lehrte mich die Namen der Pflanzen und Tiere.

Ich hing sehr an ihm. Er war mit den Partisanen der Garibaldi-Brigaden²³ in die Berge gegangen. Ab und zu kam er aber herunter, um mich zu besuchen. Am Tag der Befreiung Turins war er zum Feiern in die Stadt gegangen. Als er abends mit seinen Genossen auf einem Lastwagen nach Torre Pellice zurückkehren wollte, gerieten sie in einen Hinterhalt einer Gruppe von Nazis, die sich gerade über die Grenze zurückzog. Die schlachteten ihn und alle anderen regelrecht ab.

Der Partisanenonkel, der von den Nazis umgebracht wurde. Spielte das später eine große Rolle für dich?

Meine persönlichen Gefühle betreffend schon, auf der politischen Ebene glaube ich aber nicht. Ich habe dieser schmerzlichen Erinnerung zumindest jahrelang keine besondere politische Bedeutung beigegeben.

Die Bedeutung des Todes von Onkel Armando entdeckte ich erst viel später. Da war ich schon in Trento. Ich bin mit Margherita in das Pellice-Tal gegangen und zeigte ihr die Orte, an denen ich mit ihm gewesen war. Ich hatte auch eine Untersuchung über die Partisanenkämpfe in diesem Gebiet durchgeführt. Mein erster Kampfname, den ich mir als Brigadist zulegte, sollte später dann »Armando« heißen.

In Torre Pellice hast du gelebt, bis du zehn Jahre alt warst. Was geschah dann?
Nach der Grundschule hat meine Mutter, wahrscheinlich in Absprache mit meinem Vater, über meinen Kopf hinweg eine drastische Entscheidung getroffen. Ich mußte die Berge verlassen und kam in ein von Priestern geführtes Internat in der Nähe Roms, das Don Bosco in Centocelle.

Das war ein schwerer Schlag und ich begann sogleich zu rebellieren. Ich zog mich in eine fast schon autistische Sphäre des Schweigens und der Verweigerung zurück. Ich sprach nicht, ich lernte nicht. Ich riß einige Male aus, durchwanderte ganz Rom, um zu meinem Onkel, dem Regisseur Luigi Zampa, zu gelangen. Er lebte im Viertel Parioli, in einem luxuriösen Haus, das mir sehr gut gefiel und in dem wunderschöne Schauspielerinnen, deren Parfüm mich sehr erregte, ein und aus gingen. Es war in der Tat eine radikale Alternative zu dem stumpfen und eisigen Ambiente des Internats, das mir unerträglich war.

Doch mein Hauptproblem bestand darin, daß ich nicht in Rom bleiben wollte. Ich wollte zurück in das Pellice-Tal.

Wie endete die Geschichte deiner ersten Rebellion?

Miserabel. Ich blieb sitzen, ohne die Chance einer Nachprüfung zu bekommen. Man beschloß, ich weiß bis heute nicht richtig warum, mich nach Imperia zu schicken und dort einer neuen Familie anzuvertrauen. Dort blieb ich, bis ich fünfzehn war.

Dort habe ich weiter rebelliert. Ich weigerte mich weiterhin, für die Schule zu lernen. Nachdem ich bereits einmal durchgefallen war und kurz davorstand, ein zweites Mal sitzenzubleiben, wurde ich an einer Berufsschule angemeldet. Das konnte mich aber auch nicht besänftigen. Ich wollte nach Torre Pellice.

Einige Lehrer beschlossen, es auf die harte Tour zu versuchen: »Wenn du nicht lernst, stecken wir dich in die Besserungsanstalt von Genua.« Sie brachten mich nach Genua, damit ich es mir von weitem ansehen sollte. Es war ein altes, im Hafen von Genua festgekettetes Schiff, auf dem die Jugendlichen kahlrasiert und mit einer schwarzen Kutte herumliefen. Das wirkte. Ich war sehr erschrocken. Ich rebellierte zwar weiterhin, dosierte es aber besser und begann das unvermeidliche Minimum zu lernen. Ich wollte aus der Situation herauskommen, arbeiten können und unabhängig werden. Ich blieb nicht mehr sitzen. Mit fünfzehn beendete ich die Schule und bat meine Mutter, arbeiten gehen zu dürfen.

Was wolltest du arbeiten?

In einem Café oder einer Kneipe hätte es mir gut gefallen. Im Sommer hatte ich bereits gelegentlich hinter dem Tresen gestanden und als Kellner gearbeitet. Mein Vater unterstützte mich und besorgte mir eine Stelle als Liftboy im Hotel Cavallieri in Mailand.

Dort blieb ich ein Jahr. Es gefiel mir, ich war unabhängig und verdiente mein eigenes Geld, mit den Trinkgeldern sogar recht viel. Es war auch das erste Mal, daß ich bei meiner Mutter sein konnte. Sie arbeitete in einem anderen Hotel in Mailand, und wir wohnten zusammen in einer winzigen Wohnung. Wir kamen gut miteinander zurecht. Jeder hatte seine Unabhängigkeit.

Ich wollte andere Sprachen lernen und belegte an der Berlitz-Schule Kurse für Französisch, Englisch und Spanisch. Das war auch eine Möglichkeit, um andere Jungs und Mädchen kennenzulernen, erste Freundschaften zu schließen, etwas zu flirten ...

Du bist also ein braver und völlig normaler Junge geworden. Wie lange ging das gut?

Etwa anderthalb Jahre. 1958 übernahm meine Mutter eine kleine Pension in San Remo. Sie fragte mich, ob ich ihr ein wenig unter die Arme greifen wolle. Ich sagte zu, obwohl ich nicht aus Mailand fortgehen und dadurch den guten Lohn als Liftboy verlieren wollte. Die »Pension Flora« hatte etwa zehn Zimmer und lag in der Nähe des Spielkasinos. Für unsere geringen Ansprüche lief die Pension nicht schlecht.

Jolanda bestand damals darauf, daß ich weiterhin eine Schule besuchte. Ich wollte auf die Kunsthochschule gehen. Ich zeichnete gern, auch wenn es nur Kritzeleien waren. Aber alle waren dagegen: »Was willst du denn später mit so einem Schulabschluß anfangen? Du wirst ständig arbeitslos sein!« Wieder lehnte ich mich auf. Ich sagte: »Wenn ihr wirklich wollt, daß ich auf eine weitere Schule gehe, lasse ich den Zufall entscheiden.« Daraufhin suchte ich eine Schule aus, indem ich einfach das Telefonbuch aufschlug. Es war das Institut für Chemie-Sachverständige in Albenga.

Du hast dort aus purem Zufall studiert?

Ja, fünf Jahre lang. Ich lebte in einem Internat und verbrachte die Wochenenden und Ferien in San Remo. Während des Sommers arbeitete ich zeitweise in einigen großen Hotels an der Riviera.

Bei einem dieser Ferienjobs habe ich meine erste Liebesgeschichte erlebt. Das Mädchen hieß Lulù, sie war Pariserin, etwas größer als ich und

wunderschön. Im Sommer trug sie sehr knappe kurze Hosen, ziemlich gewagt für jene Jahre. Ich war verliebt, dachte aber, es handele sich um eine Liebe, die jenseits meiner Möglichkeiten als Jugendlicher läge. Doch unsere Freundschaft schlug an einem gewissen Punkt zu etwas Liebevollerem um, was mir eine intensive und ungläubige Freude bereitete.

Hast du deinen Abschluß an der Schule geschafft?

Ich wollte schnell fertig werden und habe mich wie ein Besessener ins Studium gestürzt. Ich habe mit einem sehr guten Notendurchschnitt abgeschlossen. Mein Italienisch-Aufsatz, an dessen Thema ich mich absolut nicht mehr erinnern kann, wurde sogar prämiert und irgendwo veröffentlicht. Ich kam glücklich nach Hause zurück: »Liebe Jolanda, wir haben's geschafft, hier ist mein Zeugnis. Für mich beginnt jetzt ein neues Leben ...« Nach der Plackerei an der Schule dachte ich, daß nun der Moment gekommen sei, zu schauen, was in der Welt noch so vor sich ging. Leider mußte ich feststellen, daß meine Mutter schon andere Pläne für meine Zukunft hatte: »Jetzt, wo du einen Abschluß hast, wirst du eine seriöse Arbeit finden, und wir können endlich zusammen leben ...«

Und du wolltest hinaus in die Welt ...

Ich hatte keine klare Vorstellung. Damals hörte ich am liebsten Saxophon-Musik und las viel Camus. Ich ging jedoch davon aus, daß jede für mich akzeptable Lebensart eine gewisse Dosis Abenteuer beinhalten mußte. Zudem wurde der Drang nach völliger Unabhängigkeit immer stärker. Doch um Jolanda glücklich zu machen, verschickte ich einige Bewerbungen, und schließlich bekam ich von Pirelli in Mailand eine Antwort.

Du hast dich dort vorgestellt?

Zunächst zögerte ich, dann ging ich doch hin. So trat ich im Herbst 1961, mit zwanzig Jahren, zum ersten Mal durch das Tor der Pirelli-Niederlassung in Bicocca. Zehn Jahre später sollte hier meine Geschichte als Brigadist ihren Anfang nehmen und sich entwickeln.

Ich stellte mich in Anzugsjacke und mit Schlips vor. Der Wachposten forderte mich auf, zu den Büros hochzugehen. Dort oben prüfte ein leitender Angestellter meine Papiere, stellte fest, daß alles in Ordnung war, und teilte mir mit, daß ich am nächsten Tag anfangen könnte zu arbeiten.

»Was wird meine Arbeit sein?« fragte ich. »Kommen Sie, schauen Sie es sich mal an.« Er ging mit mir in die Ruß-Abteilung, wo die Mischung für die Reifen vorbereitet wurde. Es war ein einziger nebliger und dunkler Alptraum. In einem schrecklichen Raum unter der Treppe stand ein

Tischchen mit einer Reihe Proben: »Hier werden Sie die chemische Kontrolle der Materialien durchführen ...«

Ich begriff und bedankte mich. »Ich werde mich melden«, versprach ich und verabschiedete mich.

»Ich habe den Ort gesehen, an dem ich den Rest meines Lebens verbringen soll«, erzählte ich in dramatischen Tönen meiner Mutter. »Und gerade weil ich ihn gesehen habe, habe ich beschlossen, dort niemals hinzugehen.« Jolanda war tief enttäuscht. Es war klar, daß wir unterschiedliche Erwartungen hatten: Sie wollte mir näherkommen, ich hingegen verspürte den nicht zu unterdrückenden Drang, mich von der Vergangenheit zu lösen.

Und dein Drang nach Unabhängigkeit hat schließlich überwogen?

Ja, wie von selbst und fast unbemerkt. Eines Nachmittags lief ich völlig gedankenversunken die Küstenstraße von San Remo entlang. Als ich an das Ende der Stadt gelangte, kehrte ich nicht um, sondern begann zu trampeln und landete schließlich in Genua.

Warum bist du nach Genua getrampt?

Es gab keinen bestimmten Grund. Es war einfach die erste größere Stadt, durch die die Straße führte. Ich besaß nur die Kleider, die ich trug, und hatte hundert Lire in der Hosentasche. Der Mann, der mich mitgenommen hatte, ein Österreicher, lud mich zum Essen ein. Ich lehnte ab, da ich der übertriebenen Aufmerksamkeit, die er mir schenkte, mißtraute. Ich schrieb auch eine kurze Nachricht an meine Mutter: »Liebe Jolanda, ich brauche ein wenig Zeit für mich, ich muß mir über viele Dinge, die mich betreffen, Klarheit verschaffen, über meine Zukunft und meine Vergangenheit. Wir werden uns, sobald etwas Zeit vergangen ist, wiedersehen...«

Ich schlug eine neue Seite auf. Ich begann ein neues Kapitel in meinem Leben, das der Öffentlichkeit am wenigsten bekannte.

3. In Genua: Russische Feuer im Zanzibar

Schauen wir uns dieses Kapitel an. Was beinhaltete deine Zeit in Genua?

Ein etwas blödes Jahr als Herumstreuner, in dem ich mich auf einem sehr schmalen Pfad bewegte. Ich hätte auch leicht abrutschen können. Doch das geschah letztlich nicht.

Als ich in Genua ankam, war es Abend. Ich hatte den aufdringlichen Österreicher abgeschüttelt, meiner Mutter die Nachricht geschickt und saß nun auf einer Bank am Bahnhof Principi. Ich übernachtete dort und war überzeugt, daß ich am nächsten Tag eine Arbeit als Kellner finden würde.

Am darauffolgenden Tag sah ich aber schmutzig und unrasiert aus, meine Kleidung war zerknittert und mein Gesicht aufgedunsen. Ich stellte mich in einigen Lokalen vor, und alle antworteten mir: »Nein danke.«

So schlief ich auch die zweite Nacht auf der Bank. Und auch die dritte. Ich hatte einen Bärenhunger, nicht eine Lira in der Tasche und wußte überhaupt nicht, was ich nun tun sollte.

Verspürtest du nicht die Versuchung, nach Hause zurückzukehren?

Nein, ich wollte auf keinen Fall aufgeben. Schließlich kam mir wie so oft in der folgenden Zeit der Zufall zur Hilfe.

Ich lag auf der Bank, und ein Jugendlicher näherte sich mir: »Ich beobachte dich schon seit drei Nächten. Du siehst schlecht aus. Wenn du Hunger hast, wenn du etwas trinken willst, komm, ich lade dich ein.« Ich war mißtrauisch, doch der Hunger beseitigte jeden Zweifel. Er brachte mich in eine kleine Trattoria hinter der Piazza dell'Annunziata. Ich aß wie ein ausgehungertes Wolf, und wir wurden Freunde.

Er war von zu Hause abgehauen, da er seinen Vater haßte. Er lebte von der staatlichen Nothilfe und kleineren Jobs. Er war auf dem besten Wege Alkoholiker zu werden. Er schluckte alles. Am liebsten das sogenannte

Russische Feuer, eine Art roter Grappa mit sehr hohem Alkoholgehalt. Nachts lief er durch Genua, da er bei einer Hure wohnte, die zu Hause arbeitete.

Als es dämmerte, brachte er mich in die Wohnung der jungen Frau. Ich wusch mich, ordnete meine Sachen und ließ mich dort ebenfalls häuslich nieder, als wäre es die normalste Sache der Welt.

Konntest du eine Arbeit finden?

Eine Woche lang suchte ich erfolglos. Mein Aussehen war damals wohl nicht gerade vertrauens erweckend. Irgendwann hat mir mein neuer Freund dann ausgedrückt, unbedingt als Kellner arbeiten zu wollen: »Welcher Zwang besteht denn zu arbeiten? Es gibt doch noch andere Möglichkeiten, sich durchzuschlagen.« Seine Methoden waren kleinere Diebstähle und Betrügereien, halsabschneiderische Kreditvergaben, Zigarettenhandel ...

Nachts waren unsere Stützpunkte das Cantinone, das Zanzibar und andere Kneipen im Hafenviertel. Er betrank sich fortwährend, und ich leistete ihm dabei Gesellschaft. Aber irgendwann machten auch die letzten Kneipen zu. Dann setzten wir uns in den Zug nach Mailand, fuhren zum Hauptbahnhof, tranken einen Kaffee und fuhren wieder zurück nach Genua. Wir konnten im Warmen sitzen, rauchen, schwätzen und schlafen.

Hast du in dieser Zeit auch von Diebstählen und Gaunereien gelebt?

Nein, ich hatte etwas legalere Möglichkeiten gefunden, um mir den Lebensunterhalt zu verdienen. Ich lieferte Zeitungspacken an die Kioske aus, arbeitete illegal, also ohne Mitglied der Gewerkschaft zu sein, als Packer im Hafen und gelegentlich auch in Restaurants bei Hochzeitsfeiern und ähnlichen Gelegenheiten.

Das Problem war allerdings, daß ich auch langsam in den Alkoholismus abrutschte. Ich hatte zwar eine robuste Gesundheit, begann aber besorgniserregende Symptome festzustellen. Meinem Freund hingegen ging es richtiggehend schlecht. Ein Arzt hatte ihm Metedrin verschrieben, um das Verlangen nach Alkohol zu dämpfen. Das Ergebnis war aber, daß er nicht mehr schlafen konnte. Er zwang mich, ebenfalls wach zu bleiben. Und so begann ich auch, Metedrin zu nehmen.

Es war eine höllische Zeit, in der ich fast durchdrehte. Ich spürte, daß ich mich ans Schreiben klammern mußte, um mich zu retten. Ich machte seltsame Erfahrungen. Ich wollte sie in mich hineinsaugen und darüber nachdenken. Ich begann viele Hefte zu füllen, mit all dem, was ich mach-

te und fühlte. Mein damaliges Leben hatte natürlich auch angenehme und interessante Aspekte. Ich wohnte in der Via Pré, einer Straße mitten im Viertel der Schmuggler und Prostituierten. Ich war mit vielen von ihnen bekannt. Sie waren freundlich, geradezu liebevoll. Sie betrachteten mich als ein Lebewesen aus einer anderen Welt, einen komischen Typen, der schrieb und Stunden mit Büchern zubrachte. Denn außer meine Hefte vollzuschreiben las ich damals alles mögliche, von Koestler bis Kerouac, von Baudelaire bis zum *Diario minimo* von Eco.

Ich war auch sehr in eine Studentin verliebt, die Tochter eines sizilianischen Hafenarbeiters. Maria war ein schmächtiges Mädchen mit langen duftenden Haaren und tiefen dunklen Augen. Oft wartete ich auf sie am Ausgang der Abendschule. Ich glaube, ich war fast ein Jahr lang in sie verliebt.

Wie hast du aus dieser Phase des Existentialismus in Genua wieder herausgefunden?

Es kam der Tag, an dem mein Freund den Alkohol zusammen mit dem Metedrin nicht mehr verkraftete. Er wurde mit einem Kollaps ins Krankenhaus eingeliefert. Ich mußte in dieser Nacht alleine durch Genua ziehen und fragte mich, welcher Sinn in einer Lebenssituation läge, die nur noch destruktiv ist. Ich sagte mir: »Gut, das, was ich wissen wollte, habe ich jetzt erfahren.« Ohne lange zu zögern, beschloß ich, dieses Kapitel nun zu beenden.

Zusammengefaßt: Was waren deine wichtigsten Erfahrungen aus dieser Zeit?

Ich hatte vieles kennengelernt: die Realität der Marginalisierten und die Kunst des Durchwurschtelns, die gefährliche Faszination der Selbstzerstörung und, vor allem, das tiefgreifende Gefühl der Solidarität, das man Leuten in einem verzweifelten Moment ihres Lebens vermitteln kann.

Du wolltest also noch einmal in eine andere Richtung gehen. Gelang es dir auf Anhieb?

Innerhalb weniger Stunden. An dem Punkt, an dem ich mich befand, war das nicht sehr schwierig. Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich mit einem Landvermesser von Italsider in einer Kneipe in der Nähe des Hafens hatte. »Du bist doch ein Typ mit sehr komischen Interessen«, hatte er gesagt. »Weißt du, daß sie in Trento eine neue Uni für Soziologie eröffnen? Meiner Meinung nach solltest du dorthin gehen, das ist genau das Richtige für dich.« Ich mußte an diese Unterhaltung denken, und die Idee mit Trento gefiel mir. Ich wußte nicht einmal genau was »Soziologie«

bedeutete, aber Trento verband ich mit den Bergen, und außerdem war es weit weg von Genua.

Ich lief zum Krankenhaus und verabschiedete mich von meinem Freund. Ich wußte, daß es für ihn, der außer seiner enormen Großzügigkeit über keine weiteren Gaben verfügte, nicht viele andere Möglichkeiten gab. »Ich will damit abschließen und gehe. Ich weiß nicht genau wohin und weiß nicht genau, was ich tun werde, aber ich gehe«, sagte ich zu ihm. Wir umarmten uns liebevoll und versprachen uns, daß wir uns wiedersehen würden. Leicht wie eine Feder stieg ich in den Zug nach Trento.

4. Trento, das Berkeley Italiens

Man sagt, daß die Universität von Trento das Vorzimmer der '68er und die Schmiede der Subversion gewesen sei, aus der dann die Roten Brigaden entstanden: Kannst du das bestätigen?

Nur zum Teil. Das Jahr '68 habe ich dabei gar nicht so intensiv in Erinnerung. Außerdem flossen noch ganz andere Komponenten in die BR ein, die nichts mit Trento zu tun hatten. Aber darauf kommen wir später noch zurück.

Ich kam an einem Juni-Abend des Jahres '62 in Trento an. Ich hatte 50 000 Lire in der Tasche, hatte eine gewisse Leidenschaft für Literatur, wußte nichts über Politik und noch weniger über Soziologie. Da ich es inzwischen gewöhnt war, nachts nicht schlafen zu gehen, zog ich durch die Stadt, die im Unterschied zu Genua außergewöhnlich sauber und ordentlich war. Die Häuser waren gestrichen, die Blumenbeete gepflegt und die Berge vom Mond beleuchtet. Es schien mir das Paradies zu sein. Ich glaubte sofort, daß dies der richtige Ort für mich sei.

Hast du dich sogleich für Soziologie eingeschrieben?

Als erstes mußte ich meine Existenz absichern. Am Morgen bestellte ich einen Cappuccino in der Bar Italia und erzählte dem Kellner, daß ich Arbeit suchte. »Wenn du fit bist, gibt es hier soviel Arbeit, wie du willst.« Er riet mir, im Hotel Panorama am oberen Rand des Stadtzentrums nachzufragen: »Sag, daß dich Ermes schickt, du wirst sehen, sie werden es mit dir versuchen ...«

Im »Panorama« wurde ich mit offenen Armen empfangen: »Sie kommen gerade richtig. Die Kleidung stellen wir. Sie können sofort anfangen.« Ich ließ mich nicht lange bitten: ein Dach über dem Kopf, Essen und ein optimales Gehalt. Dort als Kellner zu arbeiten, war wie im Schlaraffenland und ich blieb einige Monate dort.

An der Universität lief es gleich noch besser. Als ich mich einschreiben wollte, erklärte mir die Angestellte, daß ich mit meinem Notendurchschnitt ein Stipendium beantragen könnte. Ich fragte an und bekam das Stipendium.

Kostenfreie Universität, kostenfreie Wohnmöglichkeit in einer wunderbaren Jugendstil-Villa im Stadtteil Villazzano und rundherum die Berge, in denen ich große Wanderungen plante. Mein erster nächtlicher Eindruck sollte noch übertroffen werden: Das war wirklich das Paradies.

Im Herbst '63, in einer von neuen Impulsen überschäumenden Akademie, begann dein erstes Studienjahr. War das nicht ein schwerer Schritt für jemanden, der schon halb in den Schenken Genuas versunken war?

Die erste Zeit löste ich das Problem, indem ich sehr viel zuhörte und wenig sprach. Vom Standpunkt der Bildung her war es die wichtigste Phase meines Lebens in dem Sinne, daß diese Umgebung eine außerordentliche Herausforderung für mich darstellte. Die Herausforderung, es zu schaffen, in einem intellektuellen Wettstreit, aus dem man emporsteigen oder in den Hintergrund abgedrängt werden konnte, Schritt zu halten.

Der effektivste Auftrieb für mich war die ständige Konfrontation mit Studenten wie Mauro Rostagno, Marco Boato, Marianella Sclavi, die in der Universität Spitzenpositionen in der intellektuellen Auseinandersetzung einnahmen.

Hattest du besonders intensive Freundschaften?

Die erste Zeit mit Marianella. Wir hatten ein gemeinsames Interesse für Sartre und eine Leidenschaft für Psycho- und Soziodramen. Sie lachte in unnachahmlicher Weise, mit dem ganzen Körper, und das entdramatisierte unsere intellektuellen Abenteuer. Dann lernte ich Mauro Rostagno kennen, der ein lebender Mythos war. Ich mußte mich unbedingt mit ihm vergleichen und messen.

Er lebte in Mailand, und jedesmal, wenn er kam, um die Examen abzulegen, zog er mit der ihm eigenen Faszination alle in seinen Bann. Er war imstande, die Grenzen des Diskurses immer weiter auszudehnen, mitreißend zu gestalten, und wenn ihm gerade danach war, haute er Hammerdinger raus, ohne mit der Wimper zu zucken. Er war der Sohn eines Metallmechanikers von Fiat und mit der Arbeiterkultur der *Quaderni Rossi*²⁴ aufgewachsen, in der Schule von Raniero Panzieri, Mario Tronti und Vittorio Rieser.

Bald hatte ich das Glück, ihn besser kennenzulernen und einige Jahre mit ihm zusammen in der »Commune« zu leben, die wir in Trento aufbauten. Einmal, als ich in Mailand in der Feltrinelli-Buchhandlung war, traf ich Paolo Sorbi, einen anderen Soziologie-Studenten. Er lud mich ein, ihn zu einer Versammlung bei Rostagno zu begleiten. Ich ergriff die Gelegenheit mit Freude. Ich erinnere mich noch daran, daß über ein Buch von Koehler diskutiert wurde, *Die Intelligenz der antropoiden Affen*. Schweigend habe ich an der großen Show teilgenommen.

Am Ende des Abends näherte sich mir Rostagno und fragte, warum ich nichts gesagt hätte. »Na, weil ich ehrlich gesagt sprachlos bin«, antwortete ich, »in dem Sinne, daß ich mich hinsichtlich meiner kulturellen Bildung als sehr weit im Rückstand betrachte und mich außerstande sehe, in eine Diskussion auf dieser Ebene einzugreifen.« Er lachte und sagte: »Schau, hier ist vieles nur ein Spiel, du mußt nicht alles ernst nehmen ...« Und er bot mir an, einige Zeit bei sich zu Hause in Mailand zu bleiben. An diesem Abend begann eine wirkliche Freundschaft, die bis zu dem Tag im September 1988 hielt, an dem sie ihn umgebracht haben.²⁵

Habt ihr euch weiterhin getroffen, auch nach der Phase in Trento, als ihr verschiedene Wege eingeschlagen hattet? Hat er jemals deine Entscheidung für ein Brigadisten-Dasein in Frage gestellt?

Wir haben uns bis zu meiner Verhaftung 1974 noch öfter in Mailand getroffen. Danach haben wir uns geschrieben, vor allem in den letzten Jahren.

Mit Rostagno verbinde ich die mehr als zwanzigjährige Erfahrung einer wirklichen Freundschaft und starken Zuneigung, gemischt mit der provokativen Anziehungskraft seiner polymorphen Intelligenz. Er hat meine Entscheidung nie in Frage gestellt, so wie ich niemals seine. Wir haben uns immer vorbehaltlos respektieren. Wir hatten in fünf Jahren eine intensive menschliche Beziehung aufgebaut, die auch nicht durch meine Entscheidung, den bewaffneten Kampf aufzunehmen, tangiert wurde. Eines Tages, es war im Jahr '74, begegneten wir uns in der U-Bahn in Mailand. Ich wurde bereits gesucht, und es wäre riskant gewesen, in eine Bar zu gehen. Also fuhren wir hin und her, von Endstation zu Endstation, um uns zu unterhalten und ein bißchen zusammensein zu können.

In einem seiner letzten Briefe stand, daß er hoffte, mich bald bei ihm zu sehen, in der Gemeinschaft Saman, in Trapani. Damit wir über uns und über unsere scheinbar so unterschiedlichen und doch so verwobenen Existenzen reden könnten, über die sehr traurigen Schicksale, die so viele Freunde und nahestehende Leute erlitten hatten. Es wäre schön gewesen,

sich in die zu Augen sehen und sich dabei über die unterschiedlichen Verläufe unseres Lebens unterhalten zu können.

Hat dich der Tod deines Freundes sehr getroffen?

Ja, mit ihm starb etwas in mir. Dann machte ich einige bittere Feststellungen. Die Gewehrsalven gegen Sanatano²⁶ richteten sich auch gegen den immer noch rebellischen Teil meiner Generation. Es sind Schüsse auf die Genossen, die trotz all dem, was in den letzten 20 Jahren geschehen ist, oder vielleicht gerade deshalb, dem Leben noch immer mit einer Sehnsucht nach Veränderung begegnen. Die lernen, helfen und dabei lächeln können.

Meine Freundschaft zu Rostagno bedeutete auch, über die Verantwortung nachzudenken, die meine Generation bezüglich seines Todes hat.

Von welcher Verantwortung sprichst du?

Daß unsere Generation besiegt wurde, ist ja nun ein Allgemeinplatz. Das, was mir nicht klar ist, ist, wer denn das Spiel gewonnen hat. Eins scheint aber sicher: Es existiert unsererseits eine weitverbreitete Unfähigkeit, die erlittene Niederlage zu verarbeiten. Eine Unfähigkeit, Vergangenheit wie Gegenwart in die Augen zu sehen. So macht jeder einfach weiter, genauso wie »Sanatano« es geschrieben hat, »ohne Gespenster der Vergangenheit heraufzubeschwören, zu verjagen oder von ihnen gestört zu werden«.

Dieses ruhige Leben einer seinerzeit unruhigen und auch wütenden Generation müßte hinterfragt werden. Man will wieder ohne Schwierigkeiten leben, sucht eine bestimmte Ruhe. Darin können wir die Gründe finden, die Rostagno alleine in seine letzte mutige Schlacht gegen die Heroin-Bosse führten.

Kommen wir auf die Jahre an der Universität von Trento zurück: Du hast gesagt, du hättest eine Kommune gegründet.

Eine Freundin bot uns ein halb einsturzgefährdetes Haus am Ufer des Adige an. Zusammen mit Rostagno und Paolo Palmieri, der heute Anthropologie an der Universität von Padua unterrichtet, beschlossen wir, eine Kommune daraus zu machen, oder besser gesagt, ein »offenes Studienhaus«. Wir restaurierten und befestigten das Gebäude ein wenig. Wir wurden von vielen Helfern unterstützt und halfen uns auch durch einige kleine Diebstähle. Von einem Platz schleppten wir den runden Stehkreisel der Verkehrspolizei weg und verwandelten ihn in einen großen Arbeitstisch.

Wir übernachteten nur zu dritt dort, aber tagsüber kam, wer wollte. Auch Gruppen von zwanzig Jungs und vereinzelt einige junge Frauen. Wir hielten kleine Seminare ab, organisierten kleine Gegenkurse über Themen, die an der Universität nicht oder, wie wir meinten, schlecht abgehandelt wurden, mehr Wittgenstein als Marx, aber auch Fanon, Marcuse, Benjamin. Ein seltsames Spiel begann. In der immer noch sehr rigiden Atmosphäre der Gesellschaft in Trento bedeutete unser »offenes Haus« zu frequentieren, sich auch schwerwiegenden Kritiken und Verdächtigungen auszusetzen. Hinzu kam, daß Marianella Scavi und ich damals begannen, die Techniken des Soziodramas in den Kneipen Trentos auszuprobieren. Wir provozierten dramatisch-erheiternde Situationen, die natürlich einige Gerüchte nährten.

Eine der ersten Studentinnen, die begann, regelmäßig unsere »Räuberhöhle« zu besuchen, war Margherita Cagol. Und einer der Gründe, warum ich mich sofort in sie verliebte, war der große Mut, den sie bewiesen hatte, indem sie die Brücke über den Adige zu uns überquerte. So begann unsere Liebe, die niemals endete.

Wie war dein Verhältnis zu den Professoren?

Für gewöhnlich respektierte ich sie. In guter Erinnerung ist mir der Kurs Ökonomie II geblieben, der von Nino Andreatta und seinem Assistenten Romano Prodi gehalten wurde: Wir waren nur zu fünft in ihrem Kurs. Der Lehrinhalt war solide, und die beiden galten als sehr rigoros und anspruchsvoll. Meine Anerkennung gehört immer noch Beppino Disertori, Autor eines zeitüberdauernden Traktats über Neurosen und Professor für soziale Psychiatrie. Auch wenn er sich dessen niemals bewußt geworden ist: Durch seine leidenschaftlichen Lehrstunden begann ich, jene Interessen zu pflegen, die ich in den letzten Jahren nun wiederaufgenommen und intensiviert habe.

Ein anderer Professor, der für mich eine wichtige Rolle gespielt hat, ist Francesco Alberoni. Er traf 1969, als die Seminare schon verhindert wurden, in Trento ein. Nach einem langen Gespräch schlug er uns vor, Trento in eine Art Frankfurt zu verwandeln: eine experimentelle Universität, in der alle in der Luft liegenden Spannungen und Bedürfnisse der Erneuerung ausgedrückt werden sollten.

Kam mit Alberoni auch der politische Kampf nach Trento?

Der war schon eine Weile im Gange und hatte in traditioneller Weise begonnen. Die Schubkraft war der korporative Geist. Unsere Universität war privat und noch nicht staatlich anerkannt. Als das Problem der

Gleichstellung und Anerkennung aufkam, beschloß das Ministerium, daß der Abschluß von Trento dem der allgemeinen politischen Wissenschaften gleichgestellt würde. Wir sind fuchsteufelswild geworden: Was denn, wir haben so lange studiert, um einen völlig gewöhnlichen Abschluß der politischen Wissenschaften in den Händen zu halten, der auf dem Arbeitsmarkt wenig oder nichts wert war! Wir wollten mehr, wir wollten, daß unsere Einzigartigkeit anerkannt würde, wir wollten Soziologen sein. Im Kielwasser dieser Kleinkrämerforderungen begannen wir einen wütenden Kampf.

Eine Delegation, bestehend aus Rostagno, Duccio Berio und mir, fuhr mit Unterstützung von Flaminio Piccoli, dem Trentiner Christdemokraten, der die neue Universität gewollt hatte, nach Rom. Ich erinnere mich, daß wir alle Parteibüros abklapperten. Im Namen der *PSI*²⁷ empfing uns ihr Vorsitzender De Martino, im Namen der *PCI* waren es Rossanda und Pintor,²⁸ die damals im Zenit ihrer politischen Karriere standen. Piccoli begleitete uns durch die Flure des Parlaments und stellte uns vor, wem er konnte. Er verteidigte unser Anliegen. Die Streitfrage stand das ganze Jahr 1967 auf der Tagesordnung. Letztendlich gewannen wir, und die ersehnte Doktorwürde der Soziologie wurde anerkannt.

Aber der politische Diskurs an eurer Universität endete ja nicht mit dieser Schlacht um die Doktorwürde?

Sicher nicht. Neben dieser korporativen Auseinandersetzung reifte im kulturellen Umfeld von Zeitschriften wie *Quaderni Rossi*, *Quaderni piacentini*²⁹ und *Classe operaia*³⁰ bereits ein neues politisches Bewußtsein heran. Trento war eine Universität, in der es auch Studenten gab, die nicht vom Gymnasium kamen. Das war beispielsweise ein fruchtbarer Boden für die Forderung nach einem Übergang von der Elite- zur Massenschule.

Das stärkste Element, welches die verschiedenen brodelnden Bereiche einte und den Startschuß zu den Aktionen gab, war das Echo der Rebellion gegen den Vietnamkrieg, das wir aus den US-amerikanischen Universitäten vernahmen. Als Fachbereich der Soziologie standen wir mit Berkeley in direktem Kontakt. Im Einklang mit der Wut der kalifornischen Studenten begann unsere Mobilisierung. Im Herbst 1967 besetzten wir die Universität.

Es war die erste Institutsbesetzung in Italien, wenn ich mich nicht irre?

Das stimmt. Ich war »Kulturminister« unseres kleinen Studentenparlaments. Im Verlauf einer hitzigen parlamentarischen Diskussion schlug Rostagno die Besetzung vor. Nicht alle waren dafür. Am Ende des

Plenums zählten wir durch. Sieben von uns waren bereit, diese Kampfform, die uns damals äußerst gewagt schien, anzuwenden. Kurze Zeit später waren wir zu elft.

Es war mittlerweile bereits Abend geworden, und die Universität wurde gerade geschlossen. Wir rannten los und kamen gerade noch rechtzeitig, bevor der Hausmeister das Tor verriegelte. »He, wir schlafen heute hier«, sagten wir ihm, »du kannst gehen und brauchst dir keine Sorgen zu machen.« Er starrte uns mit riesengroßen Augen an, als hätten wir ihm gerade mitgeteilt, daß wir eine Atombombe in den Händen hielten.

Wir nahmen einige Möbel und verbarrikierten uns. Das Universitätsgebäude lag genau gegenüber der Zeitung *l'Adige*, die im Sinne Piccolis arbeitete. Wir hängten große Laken aus den Fenstern mit Schriftzügen wie »Besetzte Universität«, »Stop the war in Vietnam«.

Die Aktion wirbelte viel Staub auf. In den folgenden Tagen wurden aus den elf, die wir in der ersten Nacht waren, gute Tausend. Natürlich schliefen nicht alle in der Universität. Wir teilten uns in Schichten auf, aber es herrschte ein bemerkenswertes Durcheinander. Jedenfalls organisierten wir Versammlungen, Diskussionen, Abstimmungen ... Am Ende beschlossen wir, die alten akademischen Strukturen, die den Vorzug hatten, einen hart arbeiten zu lassen, nicht rundum abzulehnen. Wir beschränkten uns darauf, Gegenkurse zu organisieren, die so waren, wie sie uns gefielen, über Themen, die uns begeisterten. Wir luden auch Persönlichkeiten aus dem kulturellen Leben ein, die weit entfernt waren vom akademischen Ambiente: zum Beispiel Lelio Basso, der in Vietnam gewesen war und uns die Splitterbomben zeigte, die gegen den Vietcong eingesetzt wurden; und die Gruppe *Living Theatre* von Julian Beck. Sie blieben fünfzehn Tage in der Stadt, und es gab dadurch einen großen Skandal und viel Aufregung.

Wir gaben das erste Beispiel der »negativen Universität« wie sie sich später auch in der Uni in Turin und an vielen anderen entwickelte.

Natürlich dauerte die erste Besetzung der Universität nur wenige Tage. Eines Morgens rückten einige Einheiten der Polizei vor und warfen uns raus. Wir leisteten nur passiven Widerstand, der damals in der Tradition der amerikanischen Protestler stand. Und wir haben einen Haufen Knüppelschläge kassiert. Wir wurden verhaftet und nur dank des Einsatzes einiger kommunistischer Abgeordneter wieder freigelassen.

So begann eine turbulente und bewegte Zeit. Die Initiativen der »negativen Universität« hatten sich entfaltet, und die Uni wurde regelmäßig besetzt und wieder gestürmt.

Es gibt ein Gründungsdokument der »negativen Universität«, das Anfang '68 in ganz Italien zirkulierte: Stammt es von dir?

Während der ersten Tage der Besetzung hatte ich einen groben Entwurf geschrieben. Ich ließ mich hierbei von den Studenten in Berkeley inspirieren. Mein Rohentwurf wurde dann in vielen Versammlungen unserer Kommune diskutiert, bis es endlich eine endgültige Fassung gab, die den Titel »Manifest für eine negative Universität« trug.

Es handelte sich um ein Dokument, das noch in einer Sprache geschrieben war, die sich innerhalb der Institutionen bewegte und sicher nicht revolutionär war. Zwei Punkte waren darin am wichtigsten: die Kritik am Technokratentum als eine Denkweise, die das Wissen von der Alltagserfahrung abkoppelte, »dem Leben«, wie wir es nannten, sowie die Kritik an der negativen Rolle, die die italienische Universität unserer Meinung nach in der Gesellschaft spielte, also die Reproduktion der herrschenden Kultur. Als Konsequenz aus jener Analyse schufen wir den »Antisozioologen«, der mit den marginalisierten sozialen Kräften zusammenarbeiten sollte, um ihnen zu mehr Mitsprache und Eingriffsmöglichkeiten zu verhelfen.

Währenddessen explodiert '68. In Trento wart ihr ja schon seit einiger Zeit in Bewegung. Wie hast du dieses Jahr, das symbolische Jahr des Protestes, erlebt? Ende '67 war Trento, auch wegen seiner geographischen Lage, ein Knotenpunkt für die Aufnahme internationaler Impulse. Außer nach Berkeley schauten wir auch nach Berlin, Brüssel, Paris ...

Durch unseren Frühstart hatten wir, als anderorts die Revolte von '68 ausbrach, gerade den ersten Kampfzyklus abgeschlossen.

Unsere Debatten waren bereits stark ideologisch geprägt, und wir schlugen schon sehr unterschiedliche Wege ein: Rostagno etwa orientierte sich an einer guevaristischen Dritte-Welt-Ideologie ähnlich der *Psiup*³¹; Boato war Aktivist der katholischen Linken, bevor er bei Lotta Continua landete; ich orientierte mich in Richtung China, der Kulturrevolution und des maoistischen Marxismus-Leninismus; Marianella Scavi näherte sich der PCI und der Gewerkschaftsbewegung.

Zum ersten Mal sollte ich die spaltende Kraft der Ideologie kennenlernen. Wir erfuhren eine ziemlich traurige Zersplitterung, die sich auch unmittelbar geographisch auswirkte: Jeder ging seinen Weg. Ich unternahm eine Art Giro d'Italia. Ich hielt mich vor allem in Kalabrien und Sizilien auf, wo ich eine Untersuchung über die Agrarreform, den Großgrundbesitz und die Mafia durchführte.

Die Trentiner Zeit war aber noch nicht zu Ende ...?

Nein, es gab noch ein zweites Kapitel. Nach dem Sommer '68 kehrte ich voller Nostalgie nach Hause zurück, in die alte Kommune nach Trento, um zu schauen, was sich tat. Zu meiner Überraschung traf ich dort auch Rostagno und die anderen Freunde. Alle waren heimgekehrt, so wie ich!

Glücklich, wieder zusammen zu sein, umarmten wir uns und begannen über die Möglichkeit einer antiautoritären Bewegung zu debattieren. War Rudi Dutschkes Vorschlag eines langen Marsches durch und gegen die Institutionen auch für Italien ernst zu nehmen? Die Aufregung des ersten studentischen Protestes hatte sich mittlerweile gelegt. Ich war aus der Kommunistischen Marxistisch-Leninistischen Partei Italiens wieder ausgetreten, nachdem das absurde interne Tribunal zwischen roter Linie und schwarzer Linie seinen Anfang nahm³². Die Probleme mußten abgeklärt und tiefgreifender angegangen werden.

Als Soziologen sahen wir es als unsere Aufgabe an, einen Vorschlag zur kritischen Transformation der italienischen Gesellschaft zu erarbeiten. Wir nahmen erneut das Studium der Frankfurter Schule auf, Adorno, Horkheimer, Benjamin, Marcuse, aber auch Reich. Nicht den Reich der sexuellen Revolution, die hatten wir '67 schon erlebt – wenn auch mit einiger provinzieller Schüchternheit –, sondern den Analytiker der Massenpsychologie des Faschismus.

Alberoni, zu dem wir seit einiger Zeit ein hervorragendes Verhältnis hatten, nahm uns unter seine Obhut. Im März '69 lud er Rostagno, Vanni Molinaris, mich und vier oder fünf weitere Jungs zu sich nach Hause ein. Er sagte, der Moment sei gekommen, zu entscheiden, was wir als Erwachsene tun wollten. Im wesentlichen bot er uns an, gleich zu lehren, unsere Seminare also in richtige Uni-Kurse mit entsprechendem Abschlußexamen umzuwandeln. Wir nahmen das natürlich begeistert auf. Ich hielt in dem Jahr einen Kurs über das Konzept des Klassenbewußtseins bei Lukács. Der Kurs wurde von siebzig Studenten besucht.

Was hat dich dann letztendlich doch von der vielversprechenden Karriere eines Universitätsprofessors abgebracht?

Das läßt sich nur schwer kurz zusammenfassen. Entscheidend war meine Verbindung zu Margherita und die zufällige Begegnung mit Raffaello De Mori vom *CUB*³³ bei Pirelli. Er war einer der eindrucksvollsten Anführer der Arbeiterbewegung, berühmt für seine Überzeugungskraft, wenn es um die Frage der Militanz ging.

Margherita und ich waren unzertrennlich, auch wenn wir auf einige Schwierigkeiten stießen. Ihre Familie war sehr traditionell und ihr Vater

total eifersüchtig. Im Sommer '69 haben wir beschlossen zu heiraten. Sie hatte zuvor ihr Studium mit *summa cum laude* abgeschlossen. In ihrer Doktorarbeit hatte sie sich mit den Grundrissen von Marx beschäftigt, die damals noch nicht ins Italienische übersetzt worden waren.

In diesen Tagen hatte Rosetta Infelise, eine ehemalige Studentenführerin, die gleich einer Rosa Luxemburg die Fabrikkämpfe verfolgte, eine Delegation von vier oder fünf Arbeitern des CUB von Pirelli, unter ihnen den berühmten De Mori, nach Trento gebracht. Im nachhinein kann ich sagen, daß das Zusammentreffen mit dieser entschlossenen und utopischen Gestalt für mich zu einem erneuten radikalen Bruch in meinem Leben führen sollte. Seine Rede gab mir die Richtung, die mich in den nächsten zwei Jahren zu den Roten Brigaden brachte.

Ohne De Mori wären deine Geschichte und auch ein Teil der italienischen Geschichte anders verlaufen. Was war denn das Faszinierende an diesem Pirelli-Arbeiter?

Nichts, was ich sofort hätte sagen können. Aber vieles schien interessant, und es machte neugierig, wenn er sprach:

»Liebe Jungs, ich sage im wesentlichen, daß das, was ihr hier in Trento macht, sehr lobenswert ist. Eure kritische Universität kann in der Debatte, die die Kämpfe der Studenten und Arbeiter in diesen Monaten eröffnet haben, einen Bezugspunkt darstellen. Aber bei einer eurer Grundannahmen irrt ihr euch gewaltig: Es stimmt nicht, daß in Italien die Zeit für einen revolutionären Zusammenstoß der Klassen noch nicht reif ist. Es stimmt nicht, daß man, wie ihr meint, noch den kulturellen Boden bereiten muß, auf dem die zukünftigen Kämpfe wachsen. Die Zeit ist jetzt reif. Ihr könnt das nicht wissen. Um das zu verstehen, müßt ihr euch ansehen, was bei Pirelli, Fiat und anderswo passiert. Wer sich heute in Italien tatsächlich mit dem Problem der sozialen Transformation beschäftigt, kann nicht darauf verzichten, sich der Realität der großen Fabriken zu stellen.« Ich war beeindruckt. Ich dachte, entweder übertrieb De Mori mit der Stärke der Arbeiterbewegung und der Reife der Zeit, dann wäre es richtig, mit der kritischen Universität weiterzumachen; oder er hatte recht, und wir verspielten hier nur unsere Zeit. Jedenfalls mußte die Sache überprüft werden. Ich beschloß, nach Mailand zu fahren.

Jedoch nicht, bevor Margherita und ich heirateten und eine schöne Hochzeitsreise unternahmen.

5. Hochzeit in San Romedio

Wann habt ihr geheiratet?

Am ersten August '69 um halb sechs morgens, auf dem Platz vor der Wallfahrtskirche von San Romedio. Ein traumhafter Ort in einem verlorenen Tal in den Trentiner Bergen. Margherita und ich wollten bei Sonnenaufgang in den Wäldern unserer geliebten Berge heiraten. Die Hochzeit zelebrierte ein sehr lustiger und sympathischer Mönch, den wir während des '68er-Aufbruchs kennengelernt hatten. Die Zeremonie wurde auf dem Kirchplatz abgehalten, nach einem Ritus, der angewandt wird, wenn eine der beiden Personen nicht katholisch ist. Wir hatten uns dafür entschieden, um die Eltern von Margherita nicht zu enttäuschen. Sie waren praktizierende Katholiken, während ich, auch wenn ich mich mit keiner Religion identifizierte, aus einem waldensisch-protestantischen Umfeld stammte.

Hattest du Margheritas Eltern zuvor schon einmal gesehen?

Ich war an dem Tag, bevor wir heirateten, offiziell bei ihnen zu Besuch gewesen. Die Mutter kannte ich bereits. Sie war seit geraumer Zeit die Komplizin unserer heimlichen Liebe. Doch den Vater, der in keinsten Weise die Trennung Margheritas von der Familie akzeptieren wollte, hatte ich zuvor nie gesehen.

Ich trat also in die Wohnung und sagte zu ihm: »Morgen früh bei Sonnenaufgang heiraten wir; wir würden uns freuen, wenn Sie auch dabei wären.« Er war bestürzt. Ich glaube, für ihn brach eine Welt zusammen. Es dauerte eine Weile, bis er sich gefaßt hatte und mir förmliche Fragen stellte: »Was arbeiten Sie? Wieviel verdienen Sie? Wie wollen Sie meine Tochter ernähren?« Ich ließ es mürrisch und diplomatisch zugleich über mich ergehen. Jedenfalls beschloß er, an der Trauung teilzunehmen.

Meiner Mutter, die in London arbeitete, riet ich von einer derart langen Reise ab und versprach, daß wir sie bald besuchen kämen.

Herr Cagol mußte also um vier Uhr morgens aufstehen und zusehen, wie ihm seine Tochter weggenommen wird?

Ich erinnere mich daran, daß er am Abend des Hochzeitstages, als Margherita ihn später aus Mailand anrief, sie sogleich fragte: »Habt ihr gegessen? Meiner Meinung nach ist der, den du da geheiratet hast, nicht imstande, dich zu ernähren.« Eine rhetorische Frage, die er im Laufe der nächsten Jahre bei jedem Anruf wiederholte.

Als Margherita starb, war er schon lange an Krebs erkrankt. Die Familie versuchte, ihm die Nachricht zu verheimlichen. Irgendwie erfuhr er es aber doch, woraufhin er nach wenigen Tagen verstarb.

Am Abend eures Hochzeitstages seid ihr in Mailand gewesen. Wolltet ihr nicht nach London zu deiner Mutter reisen?

So war es geplant. Wir setzten uns frisch verheiratet in den gelben Fiat 500 von Margherita, luden Zelt und Gitarre ein und fuhren los. Margherita spielte richtig professionell und wurde als drittbeste klassische Gitarristin Italiens gehandelt. Sie spielte vor allem alte spanische Musik und hatte viele Konzerte gegeben, sogar im Ausland. Von ihrer Gitarre hatte sie sich nicht trennen können.

Unser Plan war folgender: In Mailand besprechen wir uns mit den Leuten vom CUB Pirelli, dann fahren wir für einige Wochen in die Berge und dann nach London, um meine Mutter zu besuchen. Im November kommen wir zurück nach Mailand und beginnen mit der »politischen Arbeit«.

Am Ende eines schwülen Nachmittags gingen wir zu Pirelli. Unser Freund Raffaello und andere Arbeiter hatten ein Fest organisiert, da sie von unserer Hochzeit erfahren hatten. Wir aßen, tranken, und irgendwann sagte ich: »Gut, morgen fahren wir, und wir sehen uns Ende November wieder...« Alle schauten mich fassungslos an, als hätte ich gerade wer weiß was für eine Schweinerei gesagt. »Nein«, antworteten sie, »du hast nichts begriffen. Hier kann in zwei Monaten alles mögliche passieren, die Tage sind gezählt. Anfang September, wenn die Fabrik wieder aufmacht, stehen ganz harte Auseinandersetzungen an. Wir müssen uns dem neuen Arbeitsvertrag widersetzen, neben tausend anderen Dingen. Wenn ihr an den Kämpfen teilhaben wollt, müßt ihr viel eher zurückkehren.« Margherita, die damals durch ihre Doktorarbeit die Situation in den Fabriken sehr gut kannte, gab ihnen recht.

Wir verabschiedeten uns mit dem Versprechen, daß wir nicht lange auf uns warten lassen würden.

Margherita und ich machten eine wunderschöne Tour in die Berge meiner Kindheit, ins Pellice-Tal. Wir hatten Glück und sahen Mäusebussarde, sehr seltene weiße Schneehühner und sogar einen majestätischen Adler, der um den Gipfel des Monte Granero segelte, gegenüber des Monviso. Da sie sehr gerne ans Meer wollte, fuhren wir dann weiter nach Süden, in Richtung Tremiti-Inseln. Auf der Insel San Dòmino bauten wir unser Zelt in der Nähe des Strandes auf, gingen baden und legten uns schlafen. Aber ich konnte kein Auge schließen. Es lag wohl an der Hitze, daran, daß ich das Meeresklima nicht vertrug, und am Zirpen der Zikaden. Ich blieb die ganze Nacht wach und saß übernervös draußen vor dem Zelt. Als Margherita aufwachte, sagte ich ihr, daß wir meinetwegen auch nach Mailand zurückfahren könnten.

Sie platzte vor Lachen, sprang ins Wasser, und kurze Zeit später stiegen wir wieder in den 500er. Noch am gleichen Abend saßen wir an der Piazza Castello, wo wir mit einem Frucht-Milchshake den Beginn unseres neuen Lebens feierten. Es war der 15. August.

Zu meiner Mutter nach London fuhren wir nicht mehr. Sie war sehr sauer und kam wohl endgültig zu der Überzeugung, daß ich ein unabänderlich hartherziger Sohn sei.

Habt ihr euch jemals überlegt, ob ihr ein Kind haben wollt?

Ja, sowohl Margherita wie auch ich wünschten uns das sehr. Wir haben es nicht nur geplant, sondern auch getan. Margherita wurde kurz nach unserer Rückkehr nach Mailand schwanger. Wir waren glücklich und überlegten schon, wie wir unser Leben als zukünftige Eltern mit unseren politischen Verpflichtungen in Einklang bringen sollten, was uns damals noch nicht unmöglich schien.

Im sechsten Monat hatte Margherita einen Unfall. Sie fuhr sehr gerne Motorrad. Eines Tages fuhr sie auf einer Straße in Mailand durch ein Schlagloch, das einen heftigen Rückschlag verursachte. Sie verlor das Kind im Krankenhaus. Das war eine sehr schmerzliche, nicht leicht zu überwindende Situation.

Habt ihr es nie wieder versucht?

Die Ereignisse überstürzten sich, und so war es nicht mehr möglich. Ein Jahr später waren wir schon halb im Untergrund und am Anfang einer harten Auseinandersetzung. Für uns blieb es ein wichtiges persönliches Problem, über das wir oft redeten. Es schien uns aber ein zu großes

Wagnis bei dem Leben, das wir mittlerweile führten, ein Kind zu bekommen.

Hat denn bei den Roten Brigaden keine eurer Genossinnen Kinder bekommen können?

In den folgenden Jahren blieb das Thema Kinder sehr präsent, und es wurde viel darüber diskutiert. Es hat auch Abtreibungen gegeben, die sehr schmerzlich waren.

Mir ist aber nicht bekannt, daß eine der Illegalen während ihrer Mitgliedschaft in den BR Kinder bekommen hätte. Ich erinnere mich, daß die Genossin eines Leiters der ersten Mailänder Kolonne '73 schwanger wurde und uns mitteilte, sie wolle nicht auf das Kind verzichten. Das Paar bat uns darum, die Organisation verlassen zu dürfen. Wir diskutierten das Problem und beschlossen, da die beiden der Polizei völlig unbekannt waren, daß die »Rückkehr zur Normalität« für sie möglich sei.

Sie bekamen das Kind und leben glücklich und zufrieden, zumindest hoffe ich das.

6. Pecorile – der Wendepunkt

Ihr seid vierzehn Tage auf Hochzeitsreise gewesen. Habt ihr dann, als ihr wieder in Mailand wart, sofort mit dem Aufbau des Collettivo Politico Metropolitan³⁴ begonnen?

Das Kollektiv existierte noch nicht. Es hat sich erst gegen Mitte September gebildet. In Mailand nahmen wir zunächst die Diskussionen mit De Mori wieder auf. Er stellte uns die Strategien der nächsten Arbeiterkämpfe vor und führte uns in einen größeren Kreis von Arbeitern und Technikern bei Pirelli, Sit-Siemens und verschiedenen anderen Fabriken ein. Ich lernte Mario Moretti kennen, ebenso Pierluigi Zuffada³⁵ und Carletta Brioschi, die sich später alle den Roten Brigaden anschließen sollten. Ich machte die Bekanntschaft mit Gaio Silvestro. Dieser Ingenieur führte die Bewegung der Techniker bei Sit-Siemens und arbeitete, bis wir in den Untergrund gingen, mit uns zusammen ...

Kannst du Näheres zu dieser Bewegung der Techniker sagen?

Im Kielwasser einiger amerikanischer Essayisten hatte in Italien vorwiegend im Umfeld von *Potere Operaio*³⁶ eine Diskussion darüber begonnen, daß auch die Techniker, also die Angestellten, die »weißen Kragen«, Ausgebeutete waren und ihren Platz im Klassenkampf finden mußten. Während die Blaumänner an den »dreckigen« Fließbändern standen, begannen die Techniker ihrerseits zu verstehen, selbst in ihren weißen Kitteln Gefangene zu sein. Sie sammelten sich, um ebenfalls eine andere Arbeitsorganisation zu fordern.

In jener Zeit hast du Kontakte zu einem Kreis von Jugendlichen hergestellt, die dann die ersten Roten Brigaden bildeten.

Ja, diese waren aber nicht auf die Mailänder Fabriken beschränkt. In Reggio Emilia hatte ich einige Jungs kennengelernt, die in Verbindung

zur *Federazione Giovanile Comunista*³⁷ standen: Tonino Paroli³⁸, einen Arbeiter; Prospero Gallinari³⁹, einen Bauern, und Alberto Franceschini, der sofort sehr entschlossen war. Eines schönen Tages tauchte er mit seinem verschmitzten Lächeln in der kleinen Wohnung in der Sarca-Allee auf, in der Margherita und ich lebten, hundert Meter von Pirelli entfernt, und sagte: »Ich glaube, daß Mailand heutzutage das Zentrum Italiens ist und man darauf die politische Arbeit konzentrieren muß. Also, hier bin ich. Ich bin gekommen, um zu bleiben, gebt mir ein Bett ...« Und von diesem Augenblick an verließ er uns nicht mehr.

In jenen Tagen traf ich in Mailand auch Corrado Simioni⁴⁰, der in einem Arbeiter- und Studentenkollektiv tätig war. Er lud mich ein, in ihrem Sitz eine Versammlung abzuhalten. Ich war »einer, der aus Trento kam«, und genoß daher ein gewisses Prestige. So fand ich mich plötzlich vor einer Menge von mindestens hundert jungen Leuten wieder, Arbeiter, Techniker, Lehrer, Arbeiter-Studenten ... Es entwickelte sich eine sehr lebhaft diskussion. Am Ende machte ich folgenden Vorschlag: »Ich habe in der letzten Zeit unterschiedlichste Leute aus den verschiedensten Kollektiven kennengelernt. Es wäre schön, einen Ort zu haben, an dem wir uns treffen, unsere Ideen diskutieren und uns gegenseitig helfen könnten.«

Wie wurde darauf reagiert?

Voller Begeisterung. Das Bedürfnis, »zusammen zu sein«, war zu diesem Zeitpunkt sehr stark. So mieteten wir das alte leerstehende Theater in der Via Curtatone, zwei Schritte vom römischen Tor entfernt, und gründeten das *Collettivo Politico Metropolitano*.

Das Gebäude war eine riesige Katakomben, und wir verwandelten es schnell in einen freundlichen Ort, an dem so ziemlich alles gemacht wurde. Durch die Buschtrommel der radikalen Linken wurde unsere Adresse zu einer enormen Anlaufstelle. Es kamen Dutzende von unterschiedlichen Gruppen, Sänger, Arbeiter, Techniker, Grafiker, Schauspieler, Lehrer und Musiker, die unterschiedlichsten Leute. Am Ende war es ein riesiger pulsierender bizarrer Haufen, ungeheuer witzig, dessen tragende politische Säule die Arbeiterzelle vom CUB Pirelli war. Zu jener Zeit hieß die in erster Linie von Rostagno und mir verbreitete Losung: »Fröhlichkeit in die Revolution bringen«. Alles, was ich machte, stand unter dieser Prämisse.

Wie lange habt ihr so gelebt?

Einige Monate lang hat es funktioniert. Im Collettivo wurde gesungen, Theater gespielt, Ausstellungen wurden organisiert ... Es herrschte eine

ausgelassen explosive und fröhlich anregende Stimmung. Bis zum 12. Dezember '69. Mit dem Bombenanschlag, dem Massaker von der Piazza Fontana, schlug die Stimmung jäh um.

Dieses Bombenattentat bedeutete einen abrupten Einschnitt ...?

Ja, an jenem Nachmittag ging ich gerade zu Fuß zu dem Treffpunkt in der Via Curtatone, als ich plötzlich von Polizisten umstellt wurde, die ihre Maschinenpistolen auf mich richteten und riefen: »Halt, ergib dich.«

Sie schleppten mich auf die Wache, in der sie mich zusammen mit anderen Pechvögeln für eine Ewigkeit in einem Raum einschlossen. Ich hatte vage etwas von der Explosion und den Toten aufgeschnappt: Ich phantasierte, fürchtete eine Provokation gegenüber dem Kollektiv. Ich wußte nicht, wie es den anderen Genossen ergangen war. Nach fünf oder sechs Stunden rief mich ein Beamter. Er fragte, ob ich Renato Curcio sei, und teilte mir ohne weiteres Verhör mit, daß ich gehen konnte.

In den darauffolgenden Tagen war die Anspannung in der Stadt sehr groß. Und aus meiner Besorgnis wurde Erschrecken. Es hätte alles mögliche passieren können. In den Straßen und auf den Plätzen wurde »Staatsmassaker« gerufen, während die politische Macht und die Staatsanwaltschaft die Verantwortung für den Terrorakt ganz offensichtlich den Gruppen der radikalen Linken unterzuschieben versuchten.

Diese Ereignisse lösten einen qualitativen Sprung aus. Erst in unserem Denken und dann in unserem Handeln. Wir bewerteten das Bombenattentat und dessen Instrumentalisierung als eine Kriegserklärung an die linke Bewegung, wodurch deutlich wurde, daß wir uns auf einem sehr hohen Konfrontationsniveau befanden. Es handelte sich um einen Wendepunkt, der uns nur zwei Wege offen ließ: alles fallenzulassen und die Geschichte des Kollektivs abzuschließen, da es in der neuen Situation keinen Sinn mehr machte, oder weiterzumachen, aber unter der Bedingung, daß wir uns komplett neu organisierten.

Was hieß denn, sich »komplett neu zu organisieren«?

Wir mußten völlig neue Überlegungen anstellen. In unseren Treffpunkt in der Via Curtatone konnte jeder problemlos gelangen, ohne irgendeine Kontrolle. Wir trafen keine Vorsichtsmaßnahmen, weder gegen mögliche Polizeiinfiltrationen noch gegen faschistische Provokationen. Es war unmöglich, mit solcher Naivität weiterzumachen. Es begannen lange Diskussionen, die zu einigen – auch etwas krampfhaften – Veränderungen führten. Gegen Ende Dezember versammelten sich der harte Kern, etwa sechzig »Delegierte« des Collettivo Politico Metropolitano, in der Pension

Stella Maris in Chiavari. Nach der zweitägigen Debatte in einem kleinen, kalten Saal beschlossen wir, uns in eine zentralisiertere Gruppe zu verwandeln. Wir nannten uns fortan *Sinistra Proletaria*.

Ein Problem war die richtige »Organisation unserer Kräfte«. Es gab eine verzwickte Diskussion über die Rolle und die Methoden des Ordnungsdienstes, also über den militanten Kern, den jede außerparlamentarische Gruppe in ihrer Mitte gebildet hatte. In Chiavari arbeiteten wir auch ein Papier aus, das sogenannte Gelbe Büchlein⁴¹. Vor dem Hintergrund unserer Diskussionen über die Arbeiterautonomie führten wir darin erstmals Überlegungen über die Möglichkeit des bewaffneten Kampfes ein.

Wenn man von Sinistra Proletaria redet, darf man aber keine Mißverständnisse aufkommen lassen. Es handelte sich nicht um eine wirklich geschlossene Gruppe, sondern um eine Art Konglomerat von Hunderten von Aktivisten, organisiert über fünfzig Kollektive. Es war noch eine sehr heterogene Organisation, die die verschiedenen Aktionsfelder der Bewegung, proletarische Stadtteile, Fabriken, Schulen und Krankenhäuser als Basis hatte.

In diesem großen Gemisch suchte niemand eine einheitliche ideologische Definition, sondern jeder brachte seine ideologisch-kulturelle Erfahrung mit. Insgesamt ergab das ein ziemlich bruchstückhaftes und heterogenes Puzzle.

»Sinistra Proletaria« gab auch eine Zeitschrift heraus.

Wir publizierten zwei Ausgaben unter dem Namen unserer Gruppe. Aber wesentlich interessanter waren die etwa vierzig verteilten »Kampfblätter«, die sich verschiedenen Themen widmeten. Die Flugschriften handelten von den Fabriken, der Ausbeutung der Arbeiter, der Rolle der Techniker, den tödlichen Arbeitsunfällen. [Curcio spricht hier von »omicidi bianchi«, weißen Morden, Anm.d.Ü.], Hausbesetzungen ...

Wir produzierten dreitausend, manchmal auch sechstausend Exemplare dieser »Blätter«, die zu einem symbolischen Preis von zehn Lire verteilt wurden.

Wie habt ihr euch finanziert? Hattet ihr schon die ersten Überfälle verübt?

Von Überfällen war nicht einmal die Rede. Das Geld stammte von Spenden einiger Künstler und Intellektueller, vor allem aber von den Mitgliedsbeiträgen: Unter uns gab es viele Techniker von IBM und Siemens, die gut verdienten, und die akzeptierten, einen Teil ihres Gehalts in die gemeinsame Kasse zu zahlen.

Wie kamt ihr dann zu der Entscheidung, zu bewaffneten Aktionen überzugehen?

Es hat keinen konkret benennbaren Zeitpunkt gegeben, an dem jemand am grünen Tisch entschieden und angeordnet hätte, daß jetzt geschossen würde, daß man jetzt Anschläge zu verüben hätte. Diese Entscheidung reifte im Kontext bestimmter Notwendigkeiten und einer allgemeinen Zuspitzung schrittweise und langsam heran. Der Weg, der uns zur Guerilla führte, wurde nach dem Treffen von Pecorile im September '70 eingeschlagen.

Was geschah dort?

Nun, Pecorile ist ein Dörfchen mit sieben Häusern im Hinterland von Reggio Emilia, mit einer Gastwirtschaft, die die Genossen aus der Gegend gut kannten. Wir luden etwa achtzig Genossen als Delegierte der verschiedenen Kollektive ein, die sich auf Sinistra Proletaria bezogen, sich dort zu versammeln. Es war nötig, die Widersprüche innerhalb von Sinistra Proletaria zu lösen. Die verschiedenen Orientierungen waren mittlerweile nicht mehr zu vereinen. Zentral waren hierbei die unterschiedlichen Ansichten über die Notwendigkeit, zu einschneidenderen und klandestineren Kampfformen überzugehen. Eine Entscheidung, auf die Margherita, Franceschini, ich sowie einige andere Genossen massiv drängten. Dies konnte natürlich nicht in einer für jeden offenen Versammlung diskutiert werden. So versammelten wir nur mehr oder weniger sorgfältig ausgewählte Gruppen in Pecorile.

Wurde die Entscheidung in Pecorile getroffen?

Formell nicht. Aber während jener Debatten trat offen zutage, daß die Politik von Sinistra Proletaria praktisch an ihrem Ende angelangt war.

Zwar ergriff niemand von uns inmitten einer Versammlung von achtzig Personen das Wort, um öffentlich vorzuschlagen, zum bewaffneten Kampf überzugehen. Aber innerhalb einiger kleinerer Zirkel diskutierten wir darüber. Es waren aber noch unkonkrete und vage Diskussionen, ohne direkte Folgen und ohne einen organisatorischen Vorschlag.

Offen hingegen diskutierten wir darüber, den Ordnungsdienst in eine gut organisierte Zelle umzuwandeln, die imstande wäre, in verschiedenen Städten zu intervenieren. Dort, wo der Konflikt ein hartes Auftreten erforderlich machte.

Sollte der Ordnungsdienst bewaffnet sein?

Nicht mit Schußwaffen. Damals benutzte man noch Mollis, Zwillen und

Eisenstangen. Aber eine gewisse »bewaffnete Präsenz« begann schon damals, sich ihren Weg in der Bewegung zu bahnen. Die ersten bewaffneten Gruppen tauchten auf, der *22 Ottobre* in Genua, die *GAP* von Feltrinelli. Ich traf mich seit '68 gelegentlich mit Giangiacomo Feltrinelli, und wir diskutierten lange über unsere entsprechenden Projekte.

Schon in Pecorile zeichnete sich deutlich ab, daß unsere Pflichten als Mailänder Aktivisten bald eine ganz andere Wendung nehmen könnten. Ich wußte noch nicht genau welche, aber ich fühlte, daß eine Entscheidung bevorstand. Und bei der angespannten Stimmung, den Zusammenstößen in der Fabrik bei Pirelli, sollte es nicht mehr lange dauern.

Die Entscheidung für den bewaffneten Kampf wird getroffen und ein engerer Kreis gebildet, aus dem später die Roten Brigaden hervorgehen?

Ja. Aber man sollte schon deutlich festhalten, daß zu diesem Zeitpunkt der konkrete Inhalt des sogenannten »bewaffneten Kampfes« sehr bescheiden war. Die Autos der Chefs niederzubrennen, das waren kleine Aktionen. Aus den Demonstrationen der Bewegung auf der Straße wurden ganz andere Sachen verübt, als irgendeinen alten Fiat 600 anzuzünden. Die Frage war weniger die Höhe des dem Feind zugefügten Schadens, sondern die neue Position innerhalb der Arbeiterkämpfe, in die uns diese Aktionen stellten.

Unser Diskurs über den bewaffneten Kampf und die ersten Aktionen der »bewaffneten Propaganda« entstanden aus der Unmöglichkeit, nach den alten Methoden der Kollektive und Vollversammlungen weiterzumachen. Wir verspürten die Notwendigkeit, uns mit neuen Werkzeugen auszustatten, um unsere Präsenz in der sich verschärfenden sozialen Auseinandersetzung sichtbar zu machen.

Die Mini-Anschläge dienten also dazu, unsere Präsenz zu unterstreichen. Sie bezweckten aber auch, die politischen Debatten, die wir durch unsere Flugblätter und die Arbeit in der Fabrik vorangebracht hatten, effektiver und glaubwürdiger zu gestalten. Die Zeit war reif, etwas Neues zu versuchen.

Wir haben uns weniger von den Partisanenaktionen und der traditionellen Arbeiterbewegung, auch nicht der revolutionären, inspirieren lassen, wie immer wieder behauptet wird. Wir schauten vielmehr auf die Black Panthers, die Tupamaros, nach Kuba und auf Che Guevaras Fokus in Bolivien, auf das Brasilien von Marighella⁴². Daher weckten die Erzählungen von Feltrinelli, der durch die ganze Welt reiste und direkte Beziehungen zu Führern verschiedener Guerillas unterhielt, zweifellos großes Interesse und übten eine nicht zu unterschätzende Faszination auf uns aus.

7. Feltrinellis kleiner Rucksack

Kann man sagen, daß Feltrinelli dein Lehrer war?

Lehrer, das scheint mir etwas übertrieben, sogar falsch. Feltrinelli war ein wißbegieriger und lebhafter Mensch, dem ich auch freundschaftlich verbunden war. Dank der Mittel und Bekanntschaften, die er hatte, konnte er wichtige Kontakte und Informationen vermitteln.

Wann hast du ihn kennengelernt?

Im Frühjahr '68 hat er mich zu einer Diskussion in den Sitz seiner Stiftung in der Via Andegari in Mailand eingeladen. Ich ging hin, nahm Duccio Berio mit und war überrascht, der einzige von der Universität in Trento zu sein, der zu dem kleinen Abendessen eingeladen worden war. Anwesend waren noch vier oder fünf Jugendliche aus der Mailänder Bewegung, ein paar deutsche Genossen, zwei Franzosen von der *Gauche Prolétarienne* und ein Portugiese. Wir sprachen über die Situation in Europa, über den Pariser Mai und von den Verbindungen zwischen Studenten und Arbeitern. Feltrinelli bat mich um einen detaillierten Bericht über unsere Trentiner Erfahrungen. Sonst nichts. Dieses Treffen war nur eine erste Kontaktaufnahme zum Gedankenaustausch.

Wie war dein erster Eindruck?

Er schien mir ein sympathischer Mann zu sein. Mir gefiel sein lautes Gelächter, seine unbekümmerte Art, bestimmte Themen anzugehen, seine Fähigkeit zuzuhören. Im August '69 begab ich mich in die Büros seines Verlages, um ihm meine Studie über die Sozialstruktur der italienischen Armee zu zeigen. Wir sprachen nur ganz kurz über meinen Text, aber diskutierten lange über die Situation bei Pirelli und mein Engagement in Mailand.

Einige Monate später bestellte er mich in das ligurische Hinterland, in das Haus eines alten, mit ihm befreundeten Partisanen. Ich blieb ein paar Tage dort, und unsere Beziehung wurde enger. Er wollte genaue Informationen über den Fall Pisetta, den ich als Leiter des Ordnungsdienstes der Trentiner Studentenbewegung sehr genau verfolgt hatte.

Marco Pisetta war ein Bergführer in den Alpen, der mit den marxistisch-leninistischen Kreisen von Trento sympathisierte. 1968 wollte ich einmal »etwas Konkretes« gegen den Vietnamkrieg machen. Ich glaubte, es wäre nicht schlecht, eine kleine amerikanische Garnison in 2000 Meter Höhe, auf dem Gipfel des Paganella, in die Luft zu jagen. Ich bat Pisetta um seine Hilfe, und er war sofort bereit. Unser Vorhaben war undurchführbar, aber ich behielt diesen Tag, unsere Kletterpartie, als ein sehr schönes Bergerlebnis in Erinnerung.

Ein Jahr später, im April '69, agierte er auf eigene Faust und ließ einige Sprengsätze im Sitz des *Inps*⁴³, in einem Supermarkt und nahe einer Carabinieri-Kaserne hochgehen. Als sie ihn jagten, beschlossen wir, ihn von der Bewegung aus zu unterstützen. Wir stellten ihn in unserer kleinen Zeitung als den ersten verfolgten italienischen »Revolutionär« vor.

Ich kümmerte mich um ihn und half, seine Flucht zu organisieren. Ich beschaffte ihm ein kleines Zimmer in Mailand, aber nach einer Weile klagte er, daß er sich einsam fühlte. Also führte ich ihn in meinen Freundeskreis in Lorenteggio ein. Da gab es die »Scharfschützin«, den Alten, »die Bombe«, ein korpulenter Expartisan, der sich in einen ausgezeichneten Koch verwandelt hatte, und viele andere, die rund um die Piazza Tirana ihr malerisches Leben führten und ihren kleinen existentialistischen Abenteuern nachgingen. Marco fühlte sich in dieser Umgebung wohl. Hier konnte er sich außerdem kleine Jobs besorgen.

Feltrinelli war über meine Pro-Pisetta-Aktivitäten informiert und sagte, daß er diesen Seiten des revolutionären Lebens, die in der Regel zu sehr vernachlässigt würden, viel Bedeutung beimesse.

Erzählte er dir auch von den klandestinen Aktivitäten seiner GAP?

Nicht bei jener Gelegenheit. Aber er fragte mich, ob ich an der Debatte über die technisch-organisatorischen Probleme des bewaffneten Kampfes interessiert sei, und ließ mir die Broschüren der Tupamaros und das *Handbuch des Stadtguerilleros* von Marighella zukommen.

Ab dem Zeitpunkt, Ende '70, als wir begannen, die Roten Brigaden zu organisieren, wurden unsere Begegnungen häufiger. Ich traf ihn in der Regel zusammen mit Franceschini, manchmal aber auch alleine. Wir verabredeten uns immer in den kleinen Grünanlagen an der Piazza Castello

und gingen von dort in eine seiner vielen mehr oder weniger geheimen Wohnungen.

Ich erinnere mich daran, daß er mir einen seltsamen Tarnnamen gab: »Gelber Pullover«.

»Aber warum gelber Pullover?«, fragte ich ihn, »ich trage nie etwas Gelbes.«

Er antwortete feixend: »Ich weiß schon warum, eines Tages werde ich es dir sagen.« Aber er starb an dem Strommast, ohne mir den Spitznamen erklärt zu haben.

Nach der Rückkehr von einer Kubareise erzählte er, daß er verschiedene bolivianische, uruguayische und brasilianische Revolutionäre getroffen habe, die ihm von ihren Erfahrungen in der Stadtguerilla berichtet hatten. Erfahrungen, die er uns weitervermitteln wollte. Und so gab er eine Reihe »Unterrichtsstunden« für uns.

Eine Akademie der Guerilla?

In einem gewissen Sinne. Ich verstehe, daß es leicht ist, ironisch darauf zu reagieren, und über Giangiacomo ist viel gelächelt worden. Aber sein Engagement war aufrichtig und einige seiner Hinweise auch nützlich. Er zeigte uns Techniken, um Ausweise zu fälschen, wie man Wohnungen anmietet, ohne Verdacht zu erregen, welches die Eigenschaften eines sicheren, geheimen Zufluchtsortes sein sollten ...

Ich lernte ihn als jemanden kennen, der sehr besorgt über die Möglichkeit eines putschistischen Kurswechsels in Italien war. Er nahm große Opfer in Kauf, damit die Linke schließlich nicht einer unumkehrbaren Situation unvorbereitet gegenüberstünde. Er analysierte die italienische und internationale Lage und kam zu dem Schluß, daß es unbedingt notwendig sei, auch in Europa die Stadtguerilla aufzubauen. Und da in Europa, wie er ständig erzählte, kaum eine Tradition oder gar Kenntnisse über Guerillamethoden und Strategien existierten, sah er sich in der Rolle des Vermittlers von Informationen und historischen Erfahrungen und als Initiator. Nicht nur im Hinblick auf uns Brigadisten, sondern auch für die deutschen Genossen der RAF und die Franzosen.

Einmal schenkte er uns einige Radiosender, die er in Deutschland besorgt hatte, und schlug uns vor, Piratensendungen zu machen, so wie er sie mit *Radio GAP* in Genua, Trento und Mailand organisierte. Wir versuchten uns von einem Haus am Mailänder Stadtrand aus in eine Radionachrichtensendung einzublenden. Es gelang uns, für wenige Sekunden in einem Dutzend Häuser der Umgebung empfangen zu werden. Ein anderes Mal brachte er uns Pläne und technische Daten für den Bau einer

Panzerfaust. Er hatte sie von den Tupamaros bekommen. Wir haben sie allerdings nie gebaut. Die Unterlagen wurde einige Zeit später von der Polizei in einer unserer Wohnungen beschlagnahmt.

Im Rahmen seiner »Unterrichtsstunden« unterwies Feltrinelli eines Tages Franceschini und mich über die Notwendigkeit, den »kleinen Rucksack des Guerillero« immer bereitzuhalten.

»Was ist der kleine Rucksack des Guerillero?« fragten wir verblüfft. »Das ist ein überlebensnotwendiges Werkzeug, nach den Guerillaauf Erfahrungen in Lateinamerika und den Lehren des Che Guevara etwas Unerläßliches«, antwortete er uns. »Er muß immer griffbereit liegen, so daß die Flucht immer möglich ist. Er muß Ersatzkleidung enthalten, Ausweise, Geld, all das, was bei einer Flucht aus der Stadt notwendig ist, sowie ein Tütchen Salz und Zigarren.«

»Entschuldige«, fragte ich, »aber wozu das Salz?« »Weil Salz in Lateinamerika ein knappes und wertvolles Gut ist.«

»Na gut, aber wir sind hier in Mailand, und Salz kann man überall bekommen.« »Das macht nichts, das Salz gehört zur Tradition des Guerillero, es muß dabei sein.«

»Und warum die Zigarren?« »Che Guevara sagte, daß in den Stunden der Einsamkeit die Zigarre der beste Freund des Guerillero ist. Das ist eine Tradition, die respektiert werden sollte.«

Diese Anekdote wurde über die Jahre weitererzählt, und sie ist uns ein wenig zum Symbol der Erinnerung an Feltrinelli geworden. Lange Zeit steckten viele von uns immer ein wenig Salz und ein paar Zigarren in die Köfferchen, die wir für eine plötzliche Flucht ständig bereithielten. Natürlich keine Havannas, sondern einfache Toscanellis.

Auch auf der Grundlage von Anekdoten wie dieser wurde Feltrinelli das Klischee des revolutionären Milliardärs angehängt, der ein wenig unbedarft und leicht überdreht einem naiven Extremismus anhing. Scheint dir dies völlig aus der Luft gegriffen?

Naja, er war schon ein kleiner Spaßvogel und besaß einen ausgeprägten Sinn für Humor. Aber er war keineswegs naiv oder leichtsinnig. Sicher, er war sehr reich, und das zog viele böswillige Bemerkungen nach sich.

Aber sein wirkliches Problem lag woanders. Meiner Meinung nach vertrat er in kohärenter Weise politische Standpunkte, die von verschiedenen Kräften zum Ausdruck gebracht wurden. Er vertrat ein Guerillakonzept, das dem bewaffneten Kampf einen guevaristischen Stempel aufdrückte. Demnach sollte der Aufbau von kämpfenden Zellen dazu dienen, die Kämpfe propagandistisch zu unterstützen, um später eine Sympa-

thisanten- und Unterstützerfront aufzubauen. Er glaubte letztendlich an die Wirkung kleiner Avantgardegruppen. Das Paradoxe war, daß seine Position im Gegensatz zu jenen stand, die ihm am nächsten waren. Eine war die secchianische⁴⁴ Vorstellung des »betrogenen Widerstandes«, die von vielen ehemaligen Partisanenkommandanten vertreten wurde, mit denen Feltrinelli in den Regionen Piemont, Ligurien und Emilia Beziehungen unterhielt. In der klassischen kommunistischen Tradition stehend, verstanden diese Genossen den Übergang zum revolutionären Kampf nur als Umsetzung einst aufgegebenen Positionen. Dann gab es noch die Position von *Potere Operaio*, die sich ebenfalls radikal unterschied. Sie sah die Entwicklung der Kämpfe aus einer Optik, die vollkommen mit den Fabriken und der Arbeiterbewegung verknüpft war. Aus deren Mitte heraus sollten sich Zellen organisieren, die imstande wären, ihre Macht auszudehnen. Die dritte Position war die unsrige, die der Roten Brigaden, ziemlich nahe an der von *Potere Operaio*. Sie unterschied sich von ihr im wesentlichen in der Art, wie man sich den »bewaffneten Arm« vorstellte. Während PotOp eine Art Zweigleisigkeit vertrat, also eine politische Organisation und ein militärischer Kern, die voneinander getrennt sind, vertraten wir die politisch-militärische Einheit und gingen davon aus, daß die zwei Elemente untrennbar verbunden und wechselseitig wirken müßten. So fand sich Giangiacomo praktisch alleine wieder. Gefangen zwischen Diskussionen und Entwicklungen, die ihm nicht geistesverwandt waren. Ich würde sagen, er war durch seinen eigenen Internationalismus isoliert.

»Oswaldo«⁴⁵ ist beim Anbringen eines Sprengsatzes an einem Strommast von Segrate am Abend des 14. März '72 ums Leben gekommen. Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen, und wie hast du von seinem Tod erfahren?

Ungefähr einen Monat zuvor. Damals trafen wir uns nicht mehr so oft, da zwischen den BR und den GAP ohnehin direkte Beziehungen bestanden, vor allem mit der Brigade Valentino Canossi, die Sabotageaktionen auf Baustellen durchführte, auf denen es »weiße Morde« gab. Es waren Jugendliche aus den proletarischen Stadtteilen Mailands, vor allem aus Lorenteggio, die sich in Feltrinellis Umfeld befanden und sich nach seinem Tod den Roten Brigaden annäherten.

Am Morgen des 16. März verließ ich mit Margherita unsere Wohnung in der Via Inganni. Wir kauften am Kiosk vor dem Haus Zeitungen. Im *Corriere della Sera* stand die Meldung, daß ein zeretzter Körper gefunden worden sei. Dazu war das Foto eines Mannes abgebildet, der Maggioni heißen sollte.

Wir waren schockiert. Es handelte sich um einen Anschlag, von dem wir nichts wußten und der nicht in den gewohnten Rahmen paßte. Margherita schaute sich das Foto genau an und meinte, daß der Mann ganz wie Osvaldo aussah.

Wir setzten unsere Buschtrommeln in Gang. Wir versuchten die GAP und die Jungs der Canossi zu kontaktieren. Es war aber auf die Schnelle unmöglich, irgend jemanden zu erreichen. Daher wußten wir nicht genau, was wir glauben sollten, als die offizielle Bestätigung kam, daß es sich um die Leiche Feltrinellis handelte. Die Angelegenheit war aber auf jeden Fall aufsehenerregend. Es war der erste Tote aus dem Kreis der Genossen, die angefangen hatten, über den bewaffneten Kampf nachzudenken. Als Rote Brigaden konnten wir natürlich nicht schweigen. Wir beschlossen uns der Version der anderen Linken anzuschließen und schrieben in einem Flugblatt, daß der revolutionäre Verleger auf obskure Weise von der imperialistischen Bourgeoisie ermordet worden war.

»Potere Operaio« hingegen veröffentlichte in ihrer Zeitung einen langen Artikel, der die Wahrheit darlegte. Daß der »revolutionäre Genosse« Feltrinelli bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen war, bei der Vorbereitung eines Anschlags.

So ist es. Der Artikel von Potere Operaio erschien einige Tage später und ordnete die Fakten richtig ein.

Wir beschlossen auf der Stelle, eine genaue Untersuchung durchzuführen, um dahinterzukommen, wie die Dinge tatsächlich gelaufen waren. Wir sprachen mit Augusto Viel, einem Leitungskader der GAP, und suchten »Gunther« auf, einen alten Partisanen, der rechte Arm Feltrinellis bei dessen letzten Unternehmungen. Er war in alles eingeweiht und am Abend des 14. März ebenfalls unterwegs gewesen, um Strommasten zu sabotieren. Antonio Bellavita, Chefredakteur der Zeitschrift *Controinformazione*, zu der wir enge Beziehungen unterhielten, übernahm die Aufgabe, alle Aussagen zusammenzutragen, um sie dann in einem Buch zu veröffentlichen.

Aber das Buch erschien nicht. Einige Zeit später als Bellavita habe ich ebenfalls die Rekonstruktion von Feltrinellis Tod, wie es sich nach »Gunthers« Darstellung zugetragen hatte, aufgezeichnet: Meine Erzählung wurde dann im »Espresso« veröffentlicht. Warum habt ihr eure Untersuchung damals nicht öffentlich gemacht?

Die Recherche war langwierig und schwierig. Die GAP waren dabei zu zerfallen. Außer »Gunther« waren die wenigen Leute, die Feltrinelli

während seiner letzten Aktionen nahestanden, panisch geflohen. Als die Untersuchung endlich abgeschlossen war, fielen die gesamten Unterlagen den Carabinieri in die Hände. Sie fanden sie in unserer Wohnung in Robbiano di Medigliana im November '74.

Die Version, die wir recherchiert hatten, stimmt jedenfalls exakt mit der Darstellung überein, die dir »Gunther« geliefert hat und die mittlerweile zur Genüge bekannt ist.

Wäre Feltrinelli zum Brigadisten geworden, wenn er '72 nicht umgekommen wäre?

Wie könnte ich das bejahen? Wie sollte ich das verneinen?



8. Bewaffneter Kampf

Nach dem Treffen von Pecorile sollten sich deine Vorahnungen schnell bewahrheiten. In Mailand war alles in Veränderung begriffen: »Sinistra Proletaria« löste sich auf, es bildete sich die erste Kolonne der Roten Brigaden, und die ersten Anschläge wurden durchgeführt. Aber ihr wart immer noch nicht völlig in der Illegalität, habt noch an öffentlichen Versammlungen teilgenommen und die Wohnungen auf eure Namen angemietet. Wann seid ihr zu einer komplett klandestin operierenden Gruppe geworden?

Etwa ein Jahr später. Die Entscheidung, in die Illegalität zu gehen, wurde allerdings nicht freiwillig getroffen. Es war der zwangsläufige Ausweg, um der immer enger werdenden Schlinge der Polizei zu entkommen. Wir gingen in den Untergrund, weil wir kurz davor standen, praktisch alle festgenommen zu werden.

Die Monate vor diesem Schwenk waren voller Ereignisse und Aktionen. Die bewaffnete Propaganda in den Fabriken, unsere immer größere Präsenz bei den sozialen Auseinandersetzungen in den proletarischen Stadtteilen Mailands, der Bruch mit dem »Super-Clan« und unsere erste Entführungs-Aktion.

Ich schlief damals kaum und war von einem rasenden Aktivismus ergriffen. Dabei machten die Aktionen des »bewaffneten Kampfes«, Autos von Fabriken-Kapos anzuzünden und ähnliche Aktionen, nur einen kleinen Teil meiner Beschäftigungen aus.

Du hast schon mehrfach von den proletarischen Stadtteilen Mailands gesprochen. Welche meinst du, und wie stark wart ihr dort verankert?

Die Stadtviertel, in denen Sinistra Proletaria und später die Roten Brigaden die stärkste Anbindung hatten, waren: Lorenteggio, ein großes proletarisches Quartier in der Mailänder Altstadt, in dem um die hunderttausend Leute lebten; Quarto Oggiaro, ein reines Schlafviertel ohne

Dienstleistungen, das sich um acht Uhr abends in eine trostlose Wüste verwandelte; Giambellino, wo Margherita und ich eine Weile lebten.

In diesen Stadtteilen entwickelten sich Bewegungen, die weit über unsere Hoffnungen hinausgingen. Unsere Vorschläge wurden begeistert aufgenommen, und viele wollten mit uns zusammenarbeiten. In Quarto Oggiaro waren die faschistischen Banden um die dortige Sektion des *MSI* sehr stark. Sie kontrollierten ganze Straßenzüge im Viertel. Jugendliche, die sich ihnen widersetzen, konnten sich öffentlich nicht mehr blicken lassen. Sie griffen die Genossen an und knüppelten sie nieder, einigen ritzten sie sogar mit dem Messer Hakenkreuze in die Stirn.

Eines Tages sprengten die Schlägertrupps das Auto des Sekretärs der PCI-Sektion. Wir machten rasch die Verantwortlichen aus und sprengten dann unsererseits ein Auto von einem von ihnen, einem gewissen Artoni. Die Explosion war im ganzen Stadtteil zu hören. Wir benutzten damals Plastiksprengstoff, aber nur dieses eine Mal. Wir beschlossen daraufhin, künftig keine Sprengstoffattentate mehr zu verüben. Es war für uns ein niederträchtiges Mittel, Symbol eines wahllosen Terrorismus, der Massakerpolitik von Faschisten und Staat mit denen wir in keinen Zusammenhang gebracht werden wollten.

Die Aktionen gegen die Faschisten stießen auf große Zustimmung und zogen Hunderte von Sympathisanten zu unserem Grüppchen. Es folgten die Kämpfe um die besetzten Häuser, wo wir oft in der ersten Reihe standen und weiteren Zulauf erhielten. Die ersten Roten Brigaden in diesen Stadtvierteln agierten sicherlich nicht verdeckt oder besonders klandestin. Wir kannten Tausende von Leuten, die genau wußten, was wir propagierten und machten, und die uns bei entsprechender Gelegenheit auch aufsuchten, wenn sie Probleme hatten.

Am 25. April 1971 und 1972⁴⁶ hißten wir auf den Dächern der Mietskasernen in Lorenteggio und Giambellino mindestens zweihundert Fahnen der BR: Ein gelber Stern im Kreis auf rotem Untergrund. Fahnen, die Mütter, Schwestern, Tanten und Großmütter der Genossen aus dem Viertel genäht hatten. Die Zeitungen berichteten darüber, ohne es jedoch zu begreifen oder begreifen zu wollen. Ich erinnere mich noch an die ratlosen Gesichter der Reporter und Polizisten: »Was bedeuten diese Fahnen? Sie sind nicht von der PCI und auch nicht von den Gewerkschaften, von woher kommen sie?«

Im Lorenteggio wehten also die Fahnen der BR, und in den Arbeiterstadtteilen breitete sich euer Ruhm aus. Wie seid ihr mit dem Zulauf umgegangen?

Wir wurden größer, aber es war uns damals nicht so wichtig, die BR in

eine weitverzweigte Gruppe mit einer viel größeren Ausdehnung zu verwandeln. Wir zielten auf eine Organisierung der revolutionären Macht »von unten«. Wir wollten, daß sich in den Fabriken und Stadtteilen Avantgardegruppen bildeten, die in der Lage sein sollten, selbsttätig zu operieren. Wir waren damals alles andere als Zentralisten und verfügten auch über hervorragende Beziehungen zu Aktivisten von Potere Operaio, Lotta Continua und anderen kleineren Gruppen.

Eine Handvoll Genossen trennte sich von uns, um das zu bilden, was wir dann den »Super-Clan« nannten, also ein Grüppchen aus Super-Klandestinen. Sie waren mit unserer »offenen« Art, die Dinge anzugehen, nicht einverstanden. Eine nebensächliche Angelegenheit, die aber noch zu zahlreichen Spekulationen führen sollte.

Was war der Auslöser für die Abspaltung des »Super-Clans«?

Alles begann mit einem Machtkonflikt auf dem Treffen von Pecorile. Corrado Simioni war mit der Absicht dort aufgekreuzt, sich eine hegemonale Position innerhalb der im Sterben liegenden Sinistra Proletaria zu erobern. Er hielt einen besonders harten Redebeitrag und forderte, daß der Ordnungsdienst weiter militarisiert werden müsse. Sein Vorhaben schlug fehl, aber er gab auch später in Mailand nicht auf. Ohne jemanden von uns zu unterrichten, schlug er den Verantwortlichen des Ordnungsdienstes und den *Roten Tanten* illegale Aktionen und Anschläge vor. Aktionen, die aber für eine Organisation, die noch in eine breite und praktisch für alle offene Bewegung integriert war, undenkbar waren. Unter anderem schlug er Margherita vor, einen Koffer voll Sprengstoff am Eingang des US-Konsulats in Mailand abzustellen.

Margherita, Franceschini und ich waren uns einig, daß seine Vorgehensweise unüberlegt und riskant war. Wir beschlossen, ihn und die Genossen, die ihm am nächsten standen, Duccio Berio und Vanni Molinaris, zu isolieren. Wir hielten sie aus der Diskussion über die Entstehung der Roten Brigaden heraus und informierten sie nicht über unsere erste Aktion gegen das Auto von Pellegrini. Als wir unser Bekenner-schreiben verteilten, kam Simioni zu mir und fragte mich: »Seid ihr das gewesen? Warum habt ihr davon nichts gesagt?« Meine Antwort war hart: »Ich möchte diese Dinge nicht mehr mit dir diskutieren, unsere Ansichten sind zu unterschiedlich.«

Er wußte, daß der Bruch endgültig war, und im Widerspruch zu dem, was er noch kurze Zeit vorher unserem Ordnungsdienst vorgepredigt hatte, ermahnte er mich. Er sagte, daß wir schnell identifiziert würden, da

man nicht mit illegalen Aktionen beginnen könne, ohne zuvor eine abgeschottete und gegliederte Organisation aufgebaut zu haben.

Was machte Simioni nach diesem Bruch?

Ich habe ihn danach nicht mehr gesehen. Er sammelte mit Berio und Molinaris ein Grüppchen von etwa einem Dutzend Genossen um sich, darunter Prospero Gallinari und Françoise Tuscher, die Enkelin des berühmten Abbé Pierre. Sie trennten sich von der Bewegung, da diese ihre Meinung nach mittlerweile nichts weiter als ein Haufen streuender Hunde war. Allerdings hielten uns gemeinsame Freunde über ihre internen Diskussionen auf dem laufenden. Auch waren wir mit ihrem Projekt vertraut. Sie wollten eine geschlossene und sichere, extrem klandestine Struktur aufbauen, die in einem zweiten Moment als bewaffnete Gruppe in Aktion treten sollte. Und zwar zu einem Zeitpunkt, von dem sie glaubten, daß wir, desorganisiert, wie wir nach der chaotischen Übergangssituation waren, alle auf einmal festgenommen worden wären.

In Wirklichkeit hielten sie ein Jahr lang nichts anderes als familiäre Schwätzchen und lösten sich dann auf. Auch weil die Roten Brigaden in der Zwischenzeit wuchsen und sie in immer bedenklicherer Weise isoliert blieben.

Simioni hat die Dinge in einem Interview mit dem Journalisten Sandro Acciari anders erzählt: »An der Entscheidung für den bewaffneten Kampf brachen wir mit der Gruppe von Curcio. Ausgehend von einer gemeinsamen Analyse kamen wir zu zwei entgegengesetzten Schlüssen: Das Militarisierungskonzept der Macht brachte Curcio dazu, eine Militarisierung des Klassenkampfes zu propagieren ... Wir allerdings haben sogar den politischen Kampf aufgegeben, da wir dachten, die einzige Hoffnung bestünde in der Überwindung der Gewalt.« Wie lautet die Wahrheit?

Ganz unabhängig von ihren ursprünglichen Absichten blieb es dabei, daß die von »Super-Clan« nicht den Weg des bewaffneten Kampfes einschlugen. Das ist alles, was zählt. Abgesehen davon scheint es mir mehr als verständlich, daß Simioni angesichts der Verdächtigungen, die gegenüber ihm und seiner Schule geäußert wurden, dem Journalisten ein derartiges Märchen erzählt hat.

Warum sind Simioni, Berio und Molinaris nach Paris gezogen?

In Italien war ihre Situation unhaltbar geworden. Einige ihrer Genossen, wie Gallinari, hatten sich uns angenähert. Soviel ich weiß, fiel die Wahl auf Paris aus praktischen Gründen. Die Tuscher hatte in Frankreich viele

Bekannte. Es fiel ihr also nicht schwer, dort eine große Wohnung und das notwendige Geld aufzutreiben, um die Sprachschule Hypérion zu eröffnen.

Einige Staatsanwälte haben vermutet, daß gerade die Hypérion eine multi-nationale subversive Zentrale verbarg. Und Bettino Craxi hat mehrmals von einem »großen Alten« des Terrorismus geredet, wobei er zu verstehen gab, daß er Simioni meinte, der von Paris aus die geheimen Fäden zöge. Steckt in diesem Szenario etwas Wahres?

Ich glaube, daß das alles frei erfunden ist. Wir hatten alle Beziehungen zum »Super-Clan« abgebrochen, noch bevor die Roten Brigaden entstanden waren. Im Knast habe ich die Gelegenheit gehabt, lange mit Molinaris zu sprechen, den sie nach der Entführung von Moro verhaftet hatten. Er meinte, daß alle gegen sie geäußerten Verdächtigungen auf dem sorglosen Geschwätz aus der Zeit von Sinistra Proletaria beruhen.

Was Craxi betrifft: Er hat sich Simioni in der Rolle des »großen Alten« aus dem einfachen Grund vorgestellt, daß er ihn aus den Zeiten, in denen sie gemeinsam in der Mailänder PSI aktiv gewesen waren, gut kannte und ihn zu Recht als intelligente Person von machiavellistischer Skrupellosigkeit einschätzte. Da der sozialistische Generalsekretär sicherlich einfach davon ausging, daß im Untergrund wenig intelligente Leute zu finden seien, schien es ihm logisch, daß eine Person wie Simioni wahrscheinlich eine Position als Superanführer inne haben müßte. Letztendlich handelte es sich um Hirngespinnste und bloße Annahmen.

In dem Interview, das ich schon zitiert habe, hat Simioni auch Folgendes gesagt: »Der bewaffnete Kampf in Italien war zu Ende, als sie Curcio verhafteten. Danach war alles anders: Die militaristischen Technokraten triumphierten ... Curcio war ein Politiker, während Moretti es nie gewesen ist. Er war nur ein Technokrat, ein erschreckend ungehobelter Mann, der den Fanatismus immer über die Überlegung gestellt hat.« Für dich sicherlich ein schmeichelhaftes Urteil, vernichtend aber für deinen Nachfolger. Was sagst du dazu?

Nein, das stimmt so nicht. Moretti und ich haben zwar in den BR zwei verschiedene politische Linien vertreten. Das bedeutet aber nicht, daß Moretti kein politischer Kopf gewesen wäre.

Mit dem Tod von Margherita, mit meiner und Franceschinis Verhaftung kam es jedoch in den Roten Brigaden plötzlich zu einem Ungleichgewicht zwischen den beiden Seiten, die sich bis dahin gut ergänzten. Es stimmt, daß Moretti technokratische Ansichten hatte, aber deswegen ist er

noch lange kein »ungehobelter Klotz«. Moretti ist ein großer Kenner klassischer Vokalmusik ...

Wie kam Moretti in die BR?

Er war in dem Basiskomitee, das die ersten Kämpfe bei Sit-Siemens geführt hatte. Wir kannten uns bereits aus der Zeit von Sinistra Proletaria. Eines Tages im Frühjahr 1971, kurz nachdem wir mit unseren »symbolischen Aktionen« begonnen hatten, begegneten Margherita, Franceschini und ich Moretti an den Toren von Siemens. Damals liefen wir noch seelenruhig durch die Gegend und gingen vor die Fabriktoore. Er erzählte uns, daß die Sachen, die wir machten und vertraten, die Anschläge auf die Autos der Bosse und unsere politischen Ansichten, in seinem Umfeld eine gewisse Resonanz finden würden, und er bat uns darum, unsere Aktionen aus der Nähe verfolgen zu können. So kam er schrittweise in die Organisation hinein, und er war es auch, der wenig später die Entführung des Ingenieurs Idalgo Macchiarini vorschlug.

Nach Moretti stießen der Reihe nach Maurizio Ferrari, Arbeiter in der »Rußabteilung« von Pirelli, und Alfredo Bonavita zu uns, ein Spezial-Schweißer, der eigens aus Taranto angereist kam, wo er bei Italsider arbeitete, um Kontakt mit uns aufzunehmen.

Und wie verhielt es sich mit der Szene aus den Arbeitervierteln Mailands?

Die wichtigste Person war hier für uns von Anfang an Pierino Morlacchi. Er kannte wirklich alle und war eine absolute Größe in Lorenteggio. In Quarto Oggiaro waren es Arialdo Lintrami, Arbeiter bei Breda, und Valerio De Ponti, ein sechzehnjähriger Junge, der Margherita sehr mochte. Es gab noch einen weiteren Genossen aus dem Stadtteil, der eine wichtige Rolle bei der Entstehung der BR spielte. Ihn kann ich nicht nennen, da er 1974 aus persönlichen Gründen die Gruppe verließ und niemals identifiziert wurde.

Fahndete die Polizei bereits nach den ersten Aktionen und den ersten Flugblättern, unter denen der Name BR stand, nach euch?

Ja, sie wußte auch mehr oder weniger wer wir waren. Aber es gelang ihr nicht, uns etwas nachzuweisen. Die Polizei hatte vor der Macchiarini-Entführung die kleine Wohnung, in der ich mit Margherita lebte, einige Male durchsucht. Sie suchten nach Flugblättern und der Matritzenmaschine, aber die waren woanders. Für unsere ersten Flugblätter benutzten wir eine alte Matritzenmaschine von Sinistra Proletaria, die wir in einem Keller bei Barona versteckt hatten, den die Ermittler nie fanden.

Eure erste Entführung war die des Ingenieurs Macchiarini am 3. März 1972. Warum hattet ihr euch für diese Eskalation im Rahmen einer subversiven Strategie entschlossen?

Wir konnten nicht damit fortfahren, alte Autos und Pirelli-Reifen abzufackeln. Wir beabsichtigten, eine Aktion im Stil der Tupamaros durchzuführen. Eine symbolische Strafaktion gegen eine besonders verhaßte Person. Von dem Entführten sollte ein Foto gemacht werden, das millionenfach gedruckt unsere Botschaft verbreitet hätte.

Macchiarini war Leiter einer Niederlassung von Sit-Siemens und verantwortlich für Betriebsumstrukturierungen. Er war der Alptraum der Arbeiter, die bei internen Demonstrationen schon mehrmals erfolglos versucht hatten, gegen ihn vorzugehen und ihm den Prozeß zu machen. Bevor wir diese Aktion ausführten, diskutierten wir wie üblich jede Einzelheit. Wir wollten ihn gefangennehmen und ihm die Fragen stellen, die den Arbeitern am Herzen lagen.

Das Bild der auf den Gefangenen gerichteten Pistole war für den Erfolg dieser Entführungsaktion sehr wichtig gewesen. Die Waffe auf dem Polaroid-Foto machte zum ersten Mal eine Aktion des bewaffneten Kampfes im Italien der '70er sichtbar. Tatsächlich war diese Waffe ein altes verrostetes Ding, mit dem man wahrscheinlich nicht einmal schießen konnte. Aber die Pistole als tatsächliche Waffe war nicht relevant. Was zählte, war die übertragene Botschaft, die über alle Medien verbreitet werden konnte: Der Kampf ist bewaffnet.

Ab wann waren die BR wirklich eine bewaffnete Organisation? Wann habt ihr euch Schußwaffen besorgt? Und wie?

Gleich nach dem Massaker von der Piazza Fontana zirkulierten in der Bewegung einige Pistolen. Wir haben aber den Waffen zunächst nicht viel Bedeutung beigemessen. Auch weil wir nicht im Untergrund lebten, sondern in Wohnungen, in denen sehr viele Leute ein und aus gingen. Es wäre unmöglich gewesen, sie zu verstecken.

Die Bewaffnung der ersten BR stellte jedenfalls eine eher skurrile, romantische Angelegenheit dar. Die Pistolen und einige vereinzelt Mab-Maschinengewehre waren Überbleibsel aus dem Krieg. Partisanen-Genossen hatten sie aufgehoben und uns in teilweise bewegenden Zeremonien übergeben. Ich habe melancholische Erinnerungen an diese mittlerweile verschwundenen alten Kommunisten, die in ihren Erwartungen einst bitter enttäuscht worden waren. »Wir vertrauen auf euch«, sagten sie. »Unsere Hoffnung ist, daß ihr die Geschichte erfolgreich fortsetzen könnt, an der wir gescheitert sind.« Ihre Waffen zu bekommen, mit denen sie

dreißig Jahre zuvor gegen die Faschisten gekämpft hatten, war für uns eine ungeheure Bestätigung.

Einer von ihnen, ein Fünfundsechzigjähriger, der als Partisan in den Bergen um Novara gekämpft hatte, rührte mich besonders. Er drückte mir seine uralte Pistole aus dem Spanienkrieg in die Hand und sagte: »Schau, ich habe sie lange Jahre aufgehoben, sie funktioniert noch einwandfrei. Paß aber auf ...« Er wollte unbedingt an einer Aktion teilnehmen. Nur mit viel Mühe und Überredung konnte ich ihn davon abbringen.

Kehren wir zu Macchiarini zurück. War es schwer, ihn zu entführen?

Wir hatten die Aktion lange vorbereitet. Wir mußten jemanden mitten in der Stadt einsacken und so schnell wie möglich an einen sicheren Ort transportieren. Wir studierten dazu verschiedene Techniken. Die Erfahrung aus einem vorher in Mailand verübten Überfall war uns dabei von großer Hilfe ...

Ein Überfall, an dem du beteiligt warst?

Ja, es war einer unserer ersten Überfälle zur Eigenfinanzierung. Margherita, Franceschini und viele andere Genossen waren daran beteiligt. Wir wollten auch Erfahrungen sammeln, wie man sich eine Person inmitten einer Menge schnappt, ohne Aufsehen zu erregen. Wir wählten einen Geldboten einer Bank, der zu Fuß eine der zentralen Straßen Mailands entlanglief.

Die Operation verlief so erfolgreich, daß sie uns Probleme bereitete. Wir waren völlig unerfahren und ziemlich ängstlich und hatten eine viel zu große Gruppe in Aktion. Einige Pirelli-Arbeiter standen auf dem Gehweg und an den Kreuzungen herum, einer wartete im Wagen, um uns im Bedarfsfall rauszuholen. Zusammen mit einem anderen Genossen sollte ich den Geldboten abpassen und ihm seine Tasche abnehmen.

In den Tagen zuvor hatten wir den Bewegungsablauf unseres Mannes genau studiert. Als wir ihn an jenem Morgen herauskommen sahen, näherte ich mich von rechts, der andere von links. Wir hakten uns fest ein. Ich sagte zu ihm ganz sachlich: »Schau, du bleibst jetzt ganz ruhig und gibst uns die Tasche, die du unter deinem Arm trägst. Wir sind bewaffnet.« »Ja, ja, um Gottes Willen, nicht schießen«, flüsterte er und gab uns sofort die Tasche. Wir liefen einige Schritte mit ihm weiter. »Jetzt gehen wir dorthin, und du wirst weder telefonieren noch irgend etwas anderes tun, bis wir verschwunden sind ... Hinter dir stehen ein paar bewaffnete Freunde, die auf dich aufpassen werden.« »Ist gut, ist gut ...«

Daraufhin haben wir uns davongemacht. Die Tasche enthielt etwa fünfundzwanzig Millionen Lire, die wir bei mir zu Hause lagerten. Dann gingen wir zum Piazzale Lodi, wo sich alle beteiligten Genossen treffen sollten. Wir warteten eine Stunde, zwei Stunden. Niemand kam. Wir waren tiefbesorgt, womöglich war etwas Schlimmes passiert, nachdem wir abgehauen waren. Schließlich tauchte einer von Pirelli auf und erzählte uns, was passiert war: Wir waren derart diskret vorgegangen, und der Geldbote war nach dem Überfall so vorsichtig gewesen, daß niemand etwas bemerkt hatte. Nicht einmal unsere Genossen, die dort postiert waren und trotz der schon längst durchgeführten Aktion noch lange dort herumstanden. Diese Aktion war sehr aufschlußreich für uns gewesen. Den Ingenieur Macchiarini haben wir uns dann einfach am Fabrikgang unter all den vielen Arbeitern geschnappt. Zwei Genossen sind zu ihm hingegangen: »Keinen Mucks, wir sind bewaffnet! Folgen Sie uns, und steigen Sie in den Transporter.« Wir hatten einen Kleintransporter Fiat 850. Er gehorchte, und alles lief glatt. Wir hielten ihn einige Stunden im Transporter fest und tourten mit ihm die ganze Zeit durch Mailand. Ohne gewalttätig zu werden, erklärten wir ihm, daß wir ihn nur gefangen genommen hätten, um uns über einige Besonderheiten des Unternehmens und der bei Siemens durchgeführten Umstrukturierungen informieren zu lassen. Er war ziemlich eingeschüchtert und beantwortete unsere Fragen bereitwillig. Bevor wir die Waffe auf ihn richteten, um das Foto zu knipsen, versicherten wir ihm, daß es sich hierbei nur um eine »symbolische« Geste handelte und er nichts zu befürchten hätte. Er erschrak zunächst fürchterlich, verstand aber dann, daß wir ihm die Wahrheit erzählten.

Das Foto von Macchiarini mit der auf seinen Kopf zielenden Pistole und dem umgehängten Schild ist dann überall auf den Titelseiten erschienen. Auf dem Schild stand unter dem Stern und dem Schriftzug »Rote Brigaden« »Schlag zu und verschwinde. Nichts bleibt ungestraft. Treffe einen, erziehe hundert. Alle Macht dem bewaffneten Volk.« Importlosungen, die in Italien bald gebräuchlich sein sollten.

Einige Tage nach der Entführung und dem Tod Feltrinellis wurden die Ermittlungen verstärkt, und wir hatten die Polizei am Hals. Wir mußten schleunigst verschwinden, um einer Verhaftung zu entgehen. Ab diesem Zeitpunkt bewegten wir uns im Untergrund.

Wie konnte euch die Polizei so schnell ausfindig machen?

Sie beschattete Giorgio Semeria⁴⁷ und konnte sich teilweise auf die Aussagen von Marco Pisetta stützen.

Semeria kam vom Collettivo Politico Metropolitano, ein Genosse, der, als wir die BR gründeten, noch seinen Militärdienst absolvierte. Als er entlassen wurde, wollte er sofort mit uns zusammenarbeiten. Die Polizei hatte ihn offensichtlich bereits unter Observierung. Wir schlugen ihm vor, einen Laden in der Via Boiardo zu mieten, den wir als geheimen Stützpunkt nutzen wollten. Der sollte so hergerichtet sein, daß wir einen Entführten darin verstecken konnten. Bei den Bau- und Instandsetzungsarbeiten wurde Semeria von Pisetta unterstützt, den, wie ich schon erzählt habe, die Polizei wegen der Anschläge von Trento suchte und der mich gebeten hatte, ihm auf der Flucht zu helfen.

Eines Tages erschien die Polizei im Laden, traf aber nur Pisetta in seinen Maurerklamotten vor. Die Ermittler erkannten ihn, und da schwere Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden, konnten sie ihn erpressen und zur Zusammenarbeit überreden. Er wußte aber nicht viel und erzählte auch nicht alles, was er wußte. Kaum wurde er wieder entlassen, rief er uns an und sagte: »Schaut, ich mußte reden. Ich habe folgende Dinge erzählt, aber darüber hinaus habe ich geschwiegen. Die Sache tut mir leid, haltet mich nicht für einen Spitzel, aber ihr habt mir ganz schön was eingebrockt. Ich will nicht wegen euch in den Knast ...« Seit jenem Augenblick war er verschwunden.

Die Informationen, die Pisetta preisgab, genügten der Polizei jedoch, um unsere Wohnungen zu identifizieren und sich dort auf die Lauer zu legen. Aber die Polizei war immer etwas zu früh oder etwas zu spät dran. Mal war es eine Nachbarin, mal ein Freund aus der Gegend. Jedesmal konnte uns jemand rechtzeitig vor der Polizei warnen. Auf diese Weise schlüpfen wir durch die Maschen ihres ausgelegten Netzes. Nur Semeria wurde verhaftet.

Wir hatten Glück gehabt und wußten, daß wir sofort verschwinden mußten. Margherita, Franceschini, Moretti, Morlacchi, ich und andere Genossen der Gruppe – damals bestanden die BR aus etwa einem Dutzend aktiver Mitglieder, mit einem Umfeld von einigen hundert Sympathisanten – flohen aus unseren Wohnungen und ließen unsere Autos, Kleider, alle unsere Sachen zurück. Wir flohen praktisch ohne eine einzige Lira aus Mailand.

Die Sicherheitskräfte waren in jenem Mai '72 nur eine Haaresbreite davon entfernt gewesen, uns alle zu schnappen. Hätten sie das geschafft, wären Entstehung und Ende der Roten Brigaden zusammengefallen. So aber blieb die Gefährdung vorübergehend, und wir konnten uns zu einer bewaffneten Gruppe entwickeln, die ab diesem Zeitpunkt nun wirklich klandestin operierte.

9. Bei FIAT-Mirafiori in Turin

Seid ihr alle zusammen aus Mailand geflohen?

Nein, jeder für sich oder in kleinen Gruppen. Margherita und ich hatten eine Verabredung mit Franceschini an der Piazza Napoli. »Die Polizei steht vor unserer Tür«, berichteten wir ihm, »wir sind ihnen haarscharf entkommen.« »Bei mir waren sie auch«, antwortete er. So beschlossen wir augenblicklich, den Postbus nach Lodigiano zu nehmen, wo einer unserer Genossen, Pietro Bertolazzi⁴⁸, wohnte. Er war zu dieser Zeit noch kein richtiger Brigadist. Auf dem Weg dorthin sammelten wir noch Pierino Morlacchi ein, der dank der Warnung einer alten Pfortnerin ebenfalls der Falle entgehen konnte.

Bertolazzi holte uns mit einem alten Fiat 1100 ab, in den wir uns hineinzwängten: »Die Polizei ist hinter uns her. Du mußt uns helfen. Kennst du eine Hütte, in der wir schlafen können...?« Er brachte uns zu einem alten Gehöft, in Pianello Valtidone, im Hinterland von Piacenza, das ihm gehörte. Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten und einige Verbindungen zu den anderen wiederherstellen konnten, beratschlagten wir, was nun zu tun sei.

Gejagt und isoliert, auf einem verlassenem Hof, welche Chancen habt ihr euch da noch ausgerechnet?

Genau das war das Problem. Wir dachten lange darüber nach. Drei Monate lang, bis Juli '72, haderten wir mit unserem Schicksal. Einerseits war die Lage wirklich düster. Feltrinelli war tot, die GAP praktisch verschwunden, die Nouvelle Résistance der französischen Genossen zerschlagen, Andreas Baader, Ulrike Meinhof und die anderen deutschen Aktivistinnen der RAF fast alle verhaftet ... Eine realistische Einschätzung der Situation drängte uns anzuerkennen, daß die Praxis des bewaffneten Kampfes in Europa mehr oder weniger gescheitert war und uns nichts

weiter blieb, als die Segel zu streichen, solange das überhaupt noch möglich war.

Andererseits kamen genau in jener Phase aus der Bewegung sehr positive Reaktionen auf das Attentat gegen Kommissar Luigi Calabresi.⁴⁹ Die Stimmung für den bewaffneten Kampf schien günstig. Insbesondere von den Fabriken, in denen wir aktiv gewesen waren, von Pirelli, Siemens und Alfa, kamen dringende Mahnungen, jetzt nicht locker zu lassen. Darüber hinaus verlangte eine Gruppe Arbeiter von Fiat-Mirafiori, sich mit uns zu treffen.

Dies war letztendlich ausschlaggebend. Margherita und ich fuhren nach Turin. Wir sprachen lange mit zwei »Delegierten«, die uns hartnäckig davon zu überzeugen versuchten, eine neue Front bei Fiat aufzubauen. »Nach Mailand könnt ihr nicht mehr gehen, weil ihr dort zu bekannt seid«, sagten sie. »Also kommt hierher; wir sind eine große Gruppe und fest entschlossen, etwas zu tun.«

Wir kehrten in unser Quartier zurück – mittlerweile waren wir aus Pianello in eine kleine Villa in der Nähe von Rimini gezogen –, diskutierten den Vorschlag und beschlossen, es erneut zu versuchen. Margherita und ich sollten nach Turin gehen, während Franceschini und Bertolazzi, nachdem sie Moretti gefunden hätten, den wir immer noch vermißten, versuchen sollten, die Organisation in Mailand wieder auf die Beine zu bringen.

Im Sommer '72 kamen die BR also zu Fiat nach Turin.

Am Anfang waren es nur Margherita und ich. Wir wohnten in einer Wohnung in der Nähe des Filadelfia-Stadions. Es war unsere erste auf falschen Namen gemietete, klandestine Wohnung. Zunächst versuchten wir einige Monate lang die Situation bei Fiat zu analysieren. Wir untersuchten die verworrenen Strukturen der Arbeiterselbstorganisation bei Mirafiori. Wir knüpften Kontakte zu Potere Operaio, der außerparlamentarischen Gruppe mit der stärksten Präsenz bei Fiat.

Das einzige, was uns zu jenem Zeitpunkt interessierte, war, ob wir einen Kreis von Arbeitern um uns hatten, der wirklich sehr entschlossen und kämpferisch war und uns zu einer neuen Einschätzung unserer Situation führen konnte. Wir vertraten die Ansicht, daß wir, um vorwärts zu kommen, unsere Präsenz in der Fabrik und unsere Beziehungen zu den anderen Teilen der Bewegung verändern sollten. So begannen die Neustrukturierung der Roten Brigaden innerhalb und außerhalb der Fabrik, die Unterteilung in »Pole« und »Kolonnen« und die Einführung einer Struktur, die tatsächlich der einer Untergrundgruppe entsprach.

Was waren eure ersten Aktionen in Turin?

Zunächst gaben wir fast täglich sogenannte »Kampfblätter« heraus. Perspektivisch aus dem Inneren der Abteilungen geschrieben, untersuchten sie den Arbeitskreislauf und seine neuralgischen Punkte. Sie informierten über die zunehmenden Arbeiterkämpfe und warben für die Teilnahme an den politischen Versammlungen. Wir publizierten davon mehrere hundert, die später gesammelt als sogenannte »Kampftagebücher« von der Zeitung *Controinformazione* veröffentlicht wurden. In dieser Zeit wechselten einige »Blau Männer« wie Cristoforo Piancone⁵⁰ und Luca Nicolotti zu uns, die bislang Potere Operaio nahestanden. Auch Angelo Basone, einer der jungen Kader der Fiat-internen PCI-Sektion, schloß sich uns an.

Zu diesem Zeitpunkt näherte sich die Turiner Fabrik ihren gewalttätigsten Auseinandersetzungen, die in der großen Besetzung von Mirafiori im Herbst '73 kulminierten. In der Fabrik war die Arbeitermacht in Form permanenter Demonstrationen präsent, die oft zu harten Auseinandersetzungen führten. Einigen der verhaßten Aufpasser und Vorarbeiter gelang es, die sogenannten politisierteren und aktiveren Arbeiter, die sogenannten »Roten Halstücher«, zu identifizieren und mit Entlassungen oder Versetzungen zu bestrafen. In den gelben Gewerkschaften der Bosse sahen wir den hinterlistigsten Feind. Unser vorrangiges Ziel war es, das Kontroll- und Spitzelsystem an den Montagebändern und in den Fabrikhallen aufzubrechen.

In dieser aufgeputschten Situation war der Schritt, zur wirklichen Aktion überzugehen, nicht groß. So brannten wir auch in Turin Dutzende Autos der Spitzel und Provokateure nieder. Fast überflüssig zu sagen, daß uns diese Mini-Anschläge in kürzester Zeit bei großen Teilen der Fiat-Arbeiter ungeheuer populär machten. So sehr, daß wir immer stärker bedrängt wurden, »irgend etwas Größeres zu machen«.

»Einen treffen, um hundert zu erziehen«. Ihr seid also auch bei Fiat dazu übergegangen, demonstrative Entführungen durchzuführen.

So ist es. Im Februar '73 schnappten wir uns auf der Straße Bruno Labate, den Chef der faschistischen Gewerkschaft CISNAL. Wir brachten ihn in eine Wohnung und verhörten ihn einige Stunden. Er berichtete uns von der Methode, nach der bei Fiat rechtes Personal eingestellt wurde, um die widerspenstigen Arbeiter auszuspionieren und Provokationen zu lancieren. Am nächsten Tag brachten wir, Margherita, Ferrari, Bonavita und ich, ihn zum Zeitpunkt des Schichtwechsels im Auto vor das Tor eins von Mirafiori. Vor Hunderten von Arbeitern ließen wir ihn aus dem Auto stei-

gen, ketteten ihn mit Handschellen an einen Lichtmast und hängten ihm das übliche Schild um den Hals. Dann verteilten wir mit unverhüllten Gesichtern in aller Ruhe unsere BR-Flugblätter und zogen unter dem Applaus der Menge wieder davon. Labate blieb bis zum Eintreffen der Polizei mehr als eine Stunde am Pranger, umringt von den Arbeitern, die ihm alles mögliche an den Kopf warfen. Niemand machte den Mund auf, um Informationen zu unserer Identifizierung preiszugeben.

In jenen Tagen war die Schar unserer Sympathisanten bei Fiat wirklich sehr groß.

Wie waren die Beziehungen zu den Kadern von Potere Operaio, die sich im Umfeld der großen Turiner Fabrik bewegten?

Bei aller Verschiedenheit der Positionen herrschte unter uns eine Stimmung der offenen Auseinandersetzung und eine diffuse Solidarität. Ich habe Toni Negri einige Male in der luxuriösen Villa seines Freundes Carlo Saronio in der Nähe von Turin getroffen. Er hatte eine ziemlich kritische Einstellung gegenüber unserer Taktik, die Klandestinität in die Bewegung zu tragen. Die größten Differenzen lagen aber in den Einschätzungen der PCI. Negri war sehr streng gegenüber der Kommunistischen Partei, die seiner Ansicht nach vollständig in das herrschende Machtgefüge integriert war. Die BR-Genossen und ich zeigten uns deutlich flexibler, weniger aus Unterschieden in der Ideologie oder Analyse als vielmehr aus praktischen Gründen. An unserer Seite in der Fabrik waren viele Arbeiter tätig, die in den Gewerkschaftsorganisationen und den Sektionen der PCI organisiert waren.

Wir konnten es uns nicht erlauben, die Partei von Berlinguer zu hart anzufassen.

Die Roten Brigaden hatten ihre Position bei Fiat also gefestigt. Daraufhin habt ihr eine größere Aktion beschlossen: die erste »lange« Entführung, die von Ettore Amerio, den ihr vom 10. zum 18. Dezember '73 gefangengehalten habt. Warum Amerio? Welches Ziel hattet ihr euch mit dieser Entführung gesetzt?

Ende '73 verfügten wir bei Fiat und anderen angegliederten Turiner Fabriken über etwa zwanzig Brigaden, bestehend aus vier oder fünf Personen. Diese Zellen bewegten sich in einem Sympathisantenumfeld aus Hunderten von Arbeitern.

Die Besetzung von Mirafiori im Herbst '73 war ein grandioses Ereignis: permanente interne Demonstrationen, alle Abteilungen waren dicht, die Fabrikttore bewacht, auf den Außenmauern Hunderte von roten Fah-

nen. Die gesamte Fabrik war drei Tage lang praktisch komplett in den Händen der Arbeiter. Zehn Jahre lang waren die autonomen Kämpfe angewachsen, bis sie diesen Punkt erreichten. In gewisser Weise ging die Bewegung des »Massenarbeiters«⁵¹ – ungelernt und desinteressiert an der Arbeit, fast immer aus dem Süden stammend – jenen Weg zu Ende, der 1962 mit den ersten wilden Streiks und den Zusammenstößen auf der Piazza Statuto begann.

Die Auseinandersetzungen um die Erneuerung der Tarifverträge in der Metallindustrie, die Energiekrise und die Androhungen von Massenentlassungen schienen darin wettzueifern, ein explosives Klima zu schaffen. Die vorherigen Erfolge und die aufgeputzte Situation überzeugten uns, einen Schritt zuzulegen.

Wir wählten Ettore Amerio aus, da er als Personalchef der Fiat-Autowerke und als alter Leiter, der schon seit Valletta in der Fabrik und für die »Bosse« eine Symbolfigur war. Außerdem besaß er geheime Informationen über Kontingente bei der Rekrutierung von Spionen und Provokateuren, die unsere unmittelbarsten Gegner waren ...

Aber wie konntet ihr sicher sein, daß die Personalpolitik der Fiat-Chefs derartig ideologischen Kriterien unterlag? Hattet ihr damals schon Beweise für diese Gerüchte?

Die Methode wurde uns erstmals von Labate bestätigt und beschrieben. Wir überprüften, was er uns erzählte, und machten einen Test. Über die von ihm benannten Kanäle hatten wir es geschafft, einen scheinbar unpolitischen jungen Mann einstellen zu lassen, der in der Gießerei arbeitete, einem höllischen Ort. Kurz nach seinem Arbeitsantritt machten sich die »gelben Chefs« vorsichtig an ihn heran und schlugen ihm vor, daß er im Tausch für eine Verbesserung seiner Arbeitssituation die »Hitzköpfe« beobachten und die belauschten Gespräche protokollieren sollte.

Amerio schien euch also der richtige Mann. Wer organisierte die Aktion?

Die Entführung wurde zusammen von Margherita, Ferrari, Bonavita und mir vorbereitet, aber wir zogen auch noch Genossen von der Mailänder Kolonne hinzu. Wir schnappten uns Amerio am Morgen, vor seinem Haus, mitten im Zentrum von Turin. Wir gingen wie üblich vor: »Folgen Sie uns«, »steigen Sie in das Auto«, dann die Wattebäuschchen auf die Augen, alles wie nach Drehbuch, ohne Probleme. Wir haben ihn in eine Wohnung gebracht, in der wir ein kleines schallisoliertes Zimmer eingerichtet hatten. Ihm wurde keine Gewalt angetan, im Gegenteil: Da es kalt war, haben wir ihm noch geeignete Kleidung gekauft.

Mit einer Sturmhaube über dem Kopf habe ich den Entführten verhört. In Wirklichkeit waren es eher längere Plaudereien. Ich verlangte, daß er mir die Unternehmensstrategie, das System der internen Kontrollen und die Auswahlkriterien bei der Einstellung erklärte. Er diskutierte auch über Politik. »Aber was denn«, sagte er völlig verblüfft, »Fiat versucht gerade Werke in der UdSSR zu eröffnen, und es läuft alles sehr gut für uns, es gibt nie einen Streik, und die Arbeiter arbeiten, ohne zu protestieren. Und ihr behauptet, daß ihr eine Revolution wollt, um eine Gesellschaft in der Art der sowjetischen zu erschaffen!«

In manchen Momenten schien er mir eher perplex und verwundert als über sein Schicksal betrübt. Ich erklärte ihm, daß wir ein Sozialsystem wollten, das imstande sei, die ursprünglichen Ideale des Kommunismus zu verwirklichen, und nicht eine Gesellschaft nach dem sowjetischen Modell. Aber im Grunde hatte der arme Ritter Amerio nicht ganz unrecht, als er immer wieder sagte: »Ich versteh' euch wirklich nicht.«

War seine Freilassung von vornherein geplant? Habt ihr irgendetwas als Gegenleistung verlangt?

Sicher war seine Freilassung vorgesehen. Damals dachten wir nicht im mindesten an die Tötung eines Entführten. Wir stellten für seine Freilassung keine besonderen Bedingungen, da wir uns nicht auf ein Armdrücken einlassen wollten, das zu einer Niederlage hätte führen können. Damals war das brennendste Problem bei Fiat das der Lohnausfallkasse⁵². Wir deuteten in unseren Flugblättern an, daß wir uns an diesem Punkt einen Rückzieher der Unternehmensleitung wünschen würden. Wir erhielten ein Signal in diese Richtung, und das schien uns eine zufriedenstellende Gegenleistung für seine Freilassung zu sein.

Am 18. Dezember, frühmorgens, haben wir Amerio seine Kleidung wieder angezogen, ihm sein Geld sowie seine persönlichen Gegenstände zurückgegeben. Ich habe mich bei ihm untergehakt und gesagt »jetzt bringen wir dich wieder nach Hause« und ihn in einer öffentlichen Parkanlage in der Nähe der Kirche der Grande Madre abgesetzt.

Diese aufsehenerregende und ziemlich gewaltlose Aktion ließ die Sympathie für die BR in die Höhe schnellen. Potere Operaio und Lotta Continua klatschen uns Beifall. Aber wir erzielten mit der Entführung Amerios keinen konkreten Sieg in den Arbeiterkämpfen. Und wir meinten, daß wir unsere Ziele ändern müßten.

Was meinst du?

Der von den Gewerkschaften letztlich unterzeichnete Tarifvertrag bein-

haltete ganz andere Konditionen als die, für die die Fabrikavantgarden gekämpft hatten.

An dem Morgen, als dies bekannt wurde, stand ich um halb fünf mit Dutzenden von Arbeitergenossen vor dem Tor eins von Mirafiori und wärmte mich am Feuer. Als die Aktivisten der PCI mit der *l'Unità*⁵³ in der Tasche ankamen und wir die Schlagzeilen über die Vertragsunterzeichnung sahen, explodierten wir vor Wut. Die »Roten Halstücher« fühlten sich betrogen. »Das ist ja widerlich«, riefen sie. »Wir besetzen die Fabrik. Die Bosse sollen hierherkommen und den Vertrag vor unseren Augen unterschreiben. Die von der Gewerkschaft sind doch gekauft, einigen sich einfach hinter unserem Rücken in Rom!« Sie verbrannten die Tageszeitung und verjagten die Kommunisten von den Toren. Es hagelte Schläge und schwere Beleidigungen. Und in der BR begann eine neue Diskussion.

Wir hatten uns in Turin und in Mailand bis zu diesem Zeitpunkt völlig auf die Arbeiter konzentriert. Die großen Fabriken, so dachten wir, waren die privilegierten Orte, an denen wir unsere Aufgaben verwirklichen konnten und die revolutionären Avantgarden heranreifen würden. Mit dieser Niederlage wurde uns aber bewußt, daß auch die Arbeitermacht nicht allein auf sich selbst beruhend, auf das Innenleben der Fabriken begrenzt, wachsen konnte. Die »schwerwiegenden« Entscheidungen wurden in Rom getroffen. Man mußte die Schlange an ihrem Kopf packen, das Konfrontationsniveau erhöhen, indem man direkt die politische Macht angriff: die zentralen Staatsorgane und das von den Christdemokraten, der Democrazia Cristiana⁵⁴ verwaltete Befehlspult.

So wurde eine neue Phase in unserer Geschichte eingeleitet: der Angriff auf das Herz des Staates.



10. Der Tod von Calabresi

Im Mai 1972, genau in den Tagen, in denen ihr aus Mailand geflüchtet seid, wurde der Kommissar Luigi Calabresi ermordet. Ein aufsehenerregendes Ereignis, das du kurz angesprochen hast. Ein Mord, der dem künftigen Weg der subversiven Gewalt einiges vorwegnehmen sollte. Ihr mußtet als Gruppe, die sich auf dem Weg zum bewaffneten Kampf und der Klandestinität befand, an dem Geschehen sicher interessiert sein. Welche Ermittlungen habt ihr durchgeführt, und was habt ihr in Erfahrung bringen können?

Als der Calabresi-Mord geschah, waren wir auf der Flucht. Uns stand das Wasser bis zum Hals. Die Meldung hat uns völlig überrascht. In den Kreisen, in denen wir verkehrten, hatte es keine Hinweise darauf gegeben, daß so etwas vorbereitet würde. Es handelte sich um eine radikale Aktion, die uns große Sorgen bereitete. Sie konnte schwerwiegende und unvorhersehbare Folgen haben. Wie stark würde die Repression gegen die Bewegung und die Gruppen der radikalen Linken sein? War es eine isolierte Tat oder erst der Auftakt zu weiteren Geschichten dieser Art? Diese Fragen beschäftigten uns sehr. Wir waren jedoch gleich davon überzeugt, daß es sich um eine Aktion uns sehr nahestehender Kreise handelte. Eine Rache-Aktion, die offensichtlich die gesamte angespannte Stimmung in sich aufgenommen hatte, die in den Demonstrationen auf der Straße und in den Pressekampagnen gegen Calabresi, dem »Mörder« von Pinnelli, zum Ausdruck gekommen war. »Calabresi du Faschist, bist der erste auf der List'«; »Henker Calabresi«; »Calabresi, du wirst geselbstmordet werden«. In jenen Tagen zogen Zehntausende von Jugendlichen aus der Bewegung, von Lotta Continua, von Potere Operaio und von den anderen außerparlamentarischen Grüppchen durch die Straßen Mailands und forderten den Kopf des Kommissars. Auch hatten alle Zeitungen der radikalen Linken, »Lotta Continua« vorneweg, harte Attacken gegen Calabresi veröffentlicht, der zum Symbol der Polizeigewalt gemacht wurde ...

Habt ihr versucht herauszufinden, wer hinter dem Mord steckte?

Nicht sofort, denn wir waren noch zu sehr mit unserer Flucht und unserer neuen Situation beschäftigt. Aber etwa vier Monate später, als wir wieder in Mailand waren, haben wir alle Hebel in Bewegung gesetzt, um zu erfahren, wer für die Aktion verantwortlich war. Wir mußten unbedingt wissen, ob parallel zu unserer Gruppe noch eine weitere bewaffnete Formation im Entstehen war, von der wir nichts wußten. Eine Gruppe, die zudem den bewaffneten Kampf in radikal anderer Weise als wir zu vertreten schien. Sie startete sofort mit einer Operation auf höchstem Niveau und bekannte sich nicht dazu.

Nachforschungen waren sehr schwierig. Wir versuchten in den Kreisen um Lotta Continua, Potere Operaio, den verschiedenen marxistisch-leninistischen und anarchistischen Grüppchen, an Informationen zu gelangen. Wir hörten mehr oder weniger immer das gleiche: »Es ist eine Aktion, die aus dem Inneren der Gruppen und der Bewegung kommt.« Uns wurde gesagt: »Wir wissen, um wen es sich handelt ... Aber da sich niemand dazu bekannt hat, ist es besser zu schweigen ...« Die Antworten waren vage Ausflüchte.

Habt ihr euch damit zufriedengegeben und ihnen geglaubt?

Teilweise schon. Das, was uns am meisten interessierte, hatten wir herausgefunden. Parallel zu den Roten Brigaden wurde keine weitere feste Gruppe für den bewaffneten Kampf aufgebaut. Die Tötung Calabresis war eine Rache-Aktion gewesen, für die die damalige allgemeine Mobilisierung verantwortlich war.

Man muß aber auch daran erinnern, daß 1972 die halbe außerparlamentarische Linke in Mailand Waffen besaß und sich durch Überfälle finanzierte. Nicht nur wir von den BR. Die Ordnungsdienste von Lotta Continua oder Potere Operaio verfügten auch über bewaffnete Aktivisten, die sich in der Illegalität bewegten. Von den Banküberfällen zur Exekution des »Henkers« Calabresi überzugehen, konnte von irgendeinem jener extremen Flügel beschlossen worden sein.

Hatten die Roten Brigaden in diesen Jahren direkte Verbindungen zu den Ordnungsdiensten der außerparlamentarischen Gruppen?

Nein, keine organisatorischen oder operativen Beziehungen. Aber an der Basis bestand auf jeden Fall eine Freundschaft zwischen den Genossen, die in den Fabriken und Stadtteilen Seite an Seite arbeiteten.

In der Frage des Ordnungsdienstes kam es bei einem Treffen jedoch zur Auseinandersetzung mit Lotta Continua. 1971, als wir gerade unsere

Aktionen gegen die Chefs von Pirelli und Sit-Siemens aufgenommen hatten, näherten sich uns viele Genossen von Lotta Continua – die damals die aktivste Gruppe in den Mailänder Fabriken war –, einige traten sogar in unsere Organisation ein. Eine Umschichtung, die den Leitern dieser außerparlamentarischen Formation große Sorgen bereitete. So sehr, daß uns irgendwann die Anfrage für ein Gespräch erreichte, um die Entwicklung unserer Beziehungen zu regeln. Ich traf mich mit zweien ihrer Leiter, Giorgio Pietrostefani, Verantwortlicher des Ordnungsdienstes, und Ettore Camuffo, ein Genosse aus Trient, den ich zu Studienzeiten kennengelernt hatte. Sie wollten die Möglichkeit einer »Fusion« sondieren. Oder besser gesagt: Die Bereitschaft uns in ihrer Gruppe aufzulösen.

Im wesentlichen meinten sie, Lotta Continua sei eine auf nationaler Ebene verankerte politische Organisation, während die BR nur ein Grüppchen ohne weitere Chance zur Entwicklung sei. »Kommt zu uns und und macht das, was ihr am besten könnt: organisiert unseren Ordnungsdienst.« Es handelte sich praktisch um den Vorschlag, der »bewaffnete Arm« von Lotta Continua zu werden. Mir war nicht danach, gleich zu reagieren, und ich entgegnete, daß ich die Sache mit meinen Genossen diskutieren würde.

Wir versammelten uns und waren uns sofort einig, dem, was uns wie eine Beleidigung erschien, eine scharfe Antwort entgegenzusetzen. Wir beschlossen, daß Franceschini, »der Mega«, auf das nächste Treffen gehen sollte, da er wesentlich polemischer und aggressiver auftreten konnte als ich. Die von Lotta Continua wiederholten ihren Vorschlag und fügten hinzu, daß einige von uns – sie nannten meinen Namen – auch in die politische Leitung aufgenommen würden. Sie drohten, daß, falls wir der Aufforderung nicht folgten, sie uns entschlossen zurückdrängen würden. Ihrer Einschätzung nach war es nicht mehr möglich, »das ganze Chaos zu akzeptieren«, das wir in den Fabriken »anrichteten«.

Wie Franceschini berichtete, mündete die Diskussion in heftigen verbalen, leicht handgreiflichen Auseinandersetzungen. Entrüstet und stinksauer brüllte er, daß die BR von niemandem der Laufbursche sei und daß wir so kämpfen würden, wie wir es für richtig hielten.

Von diesem Zeitpunkt an gab es mit den Leitern von Lotta Continua keinen Dialog mehr. Aber die Beziehungen zu ihren Basisaktivisten in den Fabriken blieben ausgezeichnet, und es traten weiterhin einige zu uns über.



11. Das Herz des Staates treffen

Der erste hohe Repräsentant des Staatsapparats, aus dem »Herz des Staates«, auf den ihr es abgesehen hattet, war ein Staatsanwalt: der Genueser Anwalt Mario Sossi...

Er war nicht irgendein Staatsanwalt. Er war Christdemokrat, Reaktionär, und man kann nicht behaupten, daß er umsonst einen sehr schlechten Ruf hatte. Man nannte ihn den »Handschellen-Doktor« und warf ihm vor, daß er die Untersuchungen gegen die Genueser Gruppe *22 Ottobre* manipuliert hatte.

Zumindest in ihren Zielsetzungen lehnte sich *22 Ottobre* an die Partisanentradition an. Die Gruppe beabsichtigte, gegen die faschistische Offensive bewaffneten Widerstand zu leisten, die sie als Antwort der Bosse auf die Kämpfe um die Tarifverträge '69-'70 ansahen. Durch gewisse organisatorische Nachlässigkeiten und Unbesonnenheiten bei ihren Enteignungsaktionen konnten sie von so zwielichtigen Gestalten wie dem MSI-Anhänger Diego Vandelli und anderen Typen wie Gianfranco Astaro und Adolfo Sanguinetti infiltriert werden. Die Schwächen und Fehler konnte Staatsanwalt Sossi leicht für sich instrumentalisieren. Sossi führte einen Feldzug gegen das gesamte Umfeld der militanten Linken.

Wir wollten auch eine Aktion durchführen, die ein Zeichen für unsere Neuorientierung setzen sollte. Der Genueser Justizbeamte verkörperte die politische Macht einer den Christdemokraten dienenden Justiz. Seine Entführung schien uns der richtige Schritt, hoch zu zielen, ohne übertriebene Risiken einzugehen.

Verlief diese Entführung wie die vorhergehenden?

Es war eine komplexere Aktion, für die wir eine große Anzahl Brigadisten benötigten. Zum ersten Mal übernahmen wir während der Entführung das Schema drei strikt getrennt voneinander operierender Zellen. Die

erste Zelle sollte ihn gefangennehmen, die zweite war verantwortlich für den Transport bis zu dem versteckten Gefängnis, die dritte hatte die Aufgabe, ihn zu überwachen und während der Haft zu verhören.

Margherita, Franceschini, Bonavita, Ognibene⁵⁵, Ferrari, ich und andere arbeiteten lange an der genauen Planung der Operation und unternahm zahlreiche Reisen nach Genua. Wir kundschafteten Sossis Wohnsitz aus, beschatteten ihn und merkten uns seine Wege und Gewohnheiten.

Ich gehörte zur ersten Zelle, die den Staatsanwalt gefangennehmen sollte. Wir beschlossen, in dem Moment in Aktion zu treten, wenn er wieder nach Hause zurückkehrte. Es war kein leichtes Unterfangen, da er neben der Festung von San Giuliano, der großen Carabinieri-Kaserne, wohnte. Das kleinste Hindernis hätte große Probleme verursachen können. Aber wir wollten ihn genau dort gefangennehmen, um unsere Stärke zu verdeutlichen.

Am Abend des 18. April 1974 postierten wir uns dort zu acht. Wir gingen nach der üblichen Methode vor. Zwei von uns gingen zu ihm: »Steigen Sie in das Auto, wir sind bewaffnet ...« Er hat keinen Ärger gemacht, alles lief glatt, niemand bemerkte etwas. Wir fuhren mit ihm einige Kilometer und übergaben ihn am Stadtrand von Genua der zweiten Zelle. Damit war unser Einsatz beendet.

Was waren die unmittelbaren Ziele der Sossi-Entführung?

Mehr oder weniger das, was wir auch erreichten: die im politisch-juristischen System herrschenden Widersprüche aufzuzeigen, die Verbindungen zwischen den verschiedenen Staatsapparaten bloßzulegen, die Unfähigkeit der Regierung zum Vorschein zu bringen, in »angemessener« Weise mit dem Konflikt umzugehen und die eigenen rechtlichen Vorgehensweisen zu respektieren. Ferner hatten wir zum Ziel, in Genua eine weitere Aktionsfront zu bilden, uns vor Ort ein gewisses Umfeld und durch die Entführung Sympathien zu erobern.

Die Entführung fand am Vorabend der Volksabstimmung zur Ehescheidung statt. Die gesamte Linke mit der Kommunistischen Partei an der Spitze kritisierte euch hart. Ihr wurdet beschuldigt, Provokateure im Dienste des konservativen Lagers zu sein. Hattet ihr bei der Aktion in irgendeiner Weise auch an politische Ereignisse wie die Volksabstimmung gedacht?

Natürlich wußten wir, daß die Volksabstimmung über die Scheidung stattfinden sollte. Wir lebten ja in Italien und nicht auf dem Mond. Aber wir nahmen nicht an, daß sich die Entführung des Staatsanwalts Sossi

negativ auf den Ausgang jener Befragung auswirken würde. Und die Fakten gaben uns recht. Das neue Scheidungsrecht kam mit vollen Segeln durch und unterstrich die Dummheit der PCI-Einschätzung hinsichtlich eines negativen Zusammenhangs zwischen der bewaffneten BR-Aktion und dem Referendum.

Solche Verschwörungphantasien waren in jenen Jahren aber typisch für die Kommunistische Partei und die einschlägigen Journalisten. Wir hatten die Aktion nach dem negativen Ausgang der Kämpfe bei Fiat durchgeführt, um damit ein neues Kampfterrain außerhalb der Fabriken zu eröffnen.

Der Verlauf der Entführung Sossi ist ja weitgehend bekannt. Sossi, furchtsam und verängstigt, arbeitete voll mit uns zusammen, erzählte von den dunklen Geschäften des Umberto Catalano, des damaligen Chefs der politischen Einheit im Polizeipräsidium von Genua und rechte Hand von Paolo Emilio Taviani. Er erzählte von versandeten Ermittlungen, von politisierten und gefälschten Prozessen, von den dunklen Machenschaften um die Entführung des reichen Genuesers Gianfranco Gadolla ... Die von ihm eigenhändig aufgeschriebenen Geständnisse und seine unterhaltsamen Skizzen kamen sogar auf die Seiten des *Espresso*.

Auch der Forderung, alle Gefangenen des 22. Oktober freizulassen, schien das Schwur- und Appellationsgericht in Genua nachzukommen. Es hatte die vorläufige Freilassung genehmigt, die dann von Francesco Coco, dem Generalstaatsanwalt der Republik, in einem anmaßenden Manöver wieder rückgängig gemacht wurde.

Ich erinnere mich, daß ich in jener Zeit zusammen mit Franceschini jemanden kontaktierte, den wir 1968-69 in Mailand kennengelernt hatten. Eine Person, die eine Art reisender Botschafter des Vatikans war und gute Beziehungen zur Regierung Kubas unterhielt. Wir trafen ihn in einer Kirche in Rom und baten ihn nachzuprüfen, ob die kubanische Regierung bereit sei, die Gefangenen des »22. Oktober« nach einer eventuellen Freilassung aufzunehmen. Bei einem zweiten Treffen teilte er uns mit, daß die Botschaft nach einer massiven Intervention seitens der PCI und des italienischen Staates verneint hätte. Die kubanische Gesandtschaft am Vatikan hatte hingegen durchblicken lassen, daß sie wesentlich aufgeschlossener war. Für den Fall, daß die Genossen des 22. Oktober freigelassen würden, konkretisierte unser »Freund«, wäre er bereit, sie in die exterritoriale Niederlassung der Kubaner zu begleiten, von wo sie dann zu einem Ziel im Ausland weiterreisen könnten.

Natürlich konnte dieser Plan nicht realisiert werden, da Coco die Entscheidung für den Gefangenenaustausch im letzten Moment platzen

ließ. Ich glaube aber, daß genau aus dieser einmaligen Episode die späteren Legenden über die Verbindungen zwischen Roten Brigaden und Kreisen des Vatikans, von denen auch während der Moro-Entführung fabuliert wurde, entstanden sind.

Mit der Entführung Sossis war es uns jedenfalls gelungen, große Unruhe zu stiften und die Widersprüche zwischen den verschiedenen Mächten des Staates sichtbar zu machen. Ein Resultat, das uns als Ausgleich für die Freilassung des verängstigten Gefangenen ausreichend erschien.

Dies galt um so mehr, da, nachdem sich der Staatsanwalt bereits seit einigen Wochen in unseren Händen befand, ein Aufstand im Knast von Alessandria ausgebrochen war und eine Gruppe von Häftlingen einige Geiseln genommen hatte. Carlo Alberto Dalla Chiesa und seine Carabinieri-Spezialeinheit hatten die Aufständischen angegriffen und ein Blutbad angerichtet. Es gab sieben Tote. Als diese blutige Angelegenheit mit dem vorgeschobenen Argument gerechtfertigt wurde, daß es die Schuld der BR sei, daß die Häftlinge rebellierten, hofften einige, daß das Massaker auch der Abschreckung von »Sossis Gefängniswärtern« dienen würde. Eine besorgniserregende Entwicklung, und so schien es uns äußerst wichtig, ein weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Ich glaube, wir waren alle ehrlich davon überzeugt, daß jeder Tote für eine Guerilla-Gruppe in der Expansionsphase unnötig und kontraproduktiv ist.

Franceschini behauptet in seinem Buch, die Entführung Sossi sei die erste Aktion gewesen, bei der die BR die Möglichkeit, die Geisel zu töten, in Betracht gezogen hätten. Wart ihr bereits an dem Punkt angelangt, an dem der Tod einkalkuliert wurde, oder nicht?

Wir hätten uns sicher nicht auf ein solches Unterfangen eingelassen, wenn wir nicht entschlossen gewesen wären, eventuell die Waffen zu benutzen. Wir waren aber überzeugt, darauf verzichten zu können, und betrachteten dies als einen Beweis unserer Stärke und Fähigkeit. Ein Hindernis voraussehen und zu versuchen, es zu umgehen, schien uns eine günstigere und intelligentere Vorgehensweise, als das Hindernis beseitigen zu müssen, nachdem man bereits damit zusammengestoßen war.

Damals versuchten wir noch, ein labiles Gleichgewicht zu halten, bewaffnete Aktionen durchzuführen, die so geplant wurden, daß sie nicht zur tatsächlichen Anwendung der Waffen führten.

Kurze Zeit später, nach der Freilassung des Staatsanwaltes, gab es aber Tote. Einige eurer Militanten drückten am 17. Juni 1974 im Sitz des Movimento

Sociale in der Via Zabarella in Padua auf den Abzug und töteten zwei MSI-Anhänger.

Der Tod von Giuseppe Mazzola und Graziano Giralucci war nicht geplant. Er kam plötzlich und unerwartet und brachte uns in Verlegenheit. Es handelte sich um einen »Arbeitsunfall«, wie man es zynischerweise nannte. Die Aktion in der Via Zabarella hatte nichts mit dem zu tun, was die BR gerade machten. Sie paßte nicht in unsere Pläne. Wir zielten inzwischen auf das »Herz des Staates«, also auf die Democrazia Cristiana. Wir sahen in den Faschisten keine reale Gefahr mehr. Wir attestierten den Teilen der Bewegung, die immer noch im sogenannten »militanten Antifaschismus« aktiv waren, von einer Nachkriegsvorstellung fehlgeleitet und alles in allem rückständig und verblendet zu sein.

Der Überfall auf das Provinzbüro des MSI in Padua, mit dem Ziel, irgendwelche Unterlagen im Zusammenhang mit dem Massaker von Brescia⁵⁶ zu finden, war eine autonome Initiative einer Gruppe von Genossen aus Venetien, die aus der Petrochemie von Marghera und den Stahlwerken von Breda kamen. Die Stimmung in jenen Tagen kann eine gewisse Erklärung für den Vorfall liefern, ohne ihn allerdings rechtfertigen zu können. Die Toten und Verletzten auf der Piazza Della Loggia, die Serie der faschistischen Anschläge hatten eine enorme Erschütterung und Bestürzung ausgelöst; die Durchsuchung eines MSI-Büro paßte zur angespannten Stimmung, die in weiten Kreisen der Bewegung überwog, auch wenn sie nicht den Vorstellungen der BR entsprach.

Es blieb jedenfalls in jeder Hinsicht eine schlecht organisierte und unglückliche Aktion. Während der Durchsuchung kam es zu einem unvorhergesehenen Zusammenstoß mit Anhängern der MSI. Einer unserer Genossen schoß und tötete dabei zwei der MSI-Faschisten, um zu verhindern, daß sie überwältigt und festgesetzt würden.

Wie hast du auf jenen Doppelmord reagiert? War dir bewußt, daß dies eine dramatische Wende für eure Organisation darstellen konnte?

Ich war in Turin und las die Meldung in der Zeitung. Ich dachte, daß es sich um eine militante antifaschistische Aktion handelte, die von den harten Kreisen der Bewegung im Veneto als Reaktion auf das Massaker von Brescia durchgeführt worden war. Ich merkte bald, daß ich mich irrte. Die Mailänder Kolonne bat dringend, sie zu kontaktieren. Ich traf Franceschini, der mich darüber informierte, daß wir mit dem Schlamassel in der Via Zabarella etwas zu tun hatten. Ich konnte die Besorgnis in seinem Gesicht lesen und sicher auch meine Bestürzung nicht verstecken. Was tun? Zugeben, daß wir es gewesen waren, oder nicht?

Ich diskutierte mit Margherita, Moretti, Franceschini und anderen darüber. Die Stimmung war am Kochen. Ein bestimmter Teil der Bewegung klatschte der Aktion Beifall und vertrat, daß die für die Massaker verantwortlichen Faschisten umgebracht werden müßten. Nicht zuletzt brüllten damals auch viele von denen, die heute die Heiligen spielen, auf den Demonstrationen lauthals: »Die Faschisten zu töten, ist kein Verbrechen, das ist die proletarische Gerechtigkeit.« Ich machte mir Sorgen. Es bestand die Gefahr, daß das über vier Jahre mühsam aufgebaute Bild der BR kippte und auf eine Gruppe von Draufgängern reduziert wurde, die loszogen und Befehle gaben, die MSI-Leute umzuballern. Ich kann nicht verheimlichen, daß wir in Versuchung waren, uns nicht zu der Sache zu bekennen. Es ging sogar so weit, daß wir aus Venetien derartige Aufforderungen erhielten. Der tragische Vorfall, so wurde uns zuflüstert, hätte ja auch als interne Fehde unter Faschisten interpretiert werden können. Eine solche Ausflucht überzeugte aber weder mich noch die anderen. Die Gefahr war zu groß, morgen als Täter einer Aktion dazustehen, zu der wir nicht den Mut hatten, die Wahrheit zu sagen.

Also schrieben wir eine Erklärung, die im wesentlichen folgendes beinhaltete: Die Aktion in Padua wurde zwar von den BR durchgeführt, aber nicht von der Organisation geplant; wir verfolgen eine andere politische Linie; den Faschisten gilt nicht das Zentrum unserer Aufmerksamkeit, und genausowenig vertreten wir, daß sie einfach umgelegt werden sollen; die Faschisten sind nicht der stärkste Feind, und selbst wenn sie etwas mit dem Massaker von Brescia zu tun hätten, wäre ihre Rolle eher zweitrangig einzustufen; die Verantwortung für derartige Attentate liegt in erster Linie beim Staatsapparat.

Glaubtest du, daß die Ermordung von Menschen Teil der Praxis von den Roten Brigaden werden könnte?

Die Toten aus der Via Zabarella hielt ich, wie ich bereits sagte, für ein politisches Desaster und einen sehr schweren Fehler. Ich schloß zu jener Zeit derartige Handlungen aus. Ich glaubte, daß dies für unsere Art Organisation kontraproduktiv wäre.

Ich muß aber ehrlich zugeben, daß ich klar akzeptiert hatte, daß es möglicherweise in Zukunft Tote geben könnte. Sowohl auf ihrer wie auf unserer Seite. Im Einklang mit Theorie und Praxis des revolutionären Marxismus war ich auch davon überzeugt, daß der Preis des Todes, so tragisch er sein mag, notwendig sei, um den Übergang zur klassenlosen Gesellschaft zu erreichen.

Der Klassenkrieg als letzter Krieg, das war die Vorstellung, die unserer revolutionären Moral zugrunde lag. Die damalige Ethik der Brigaden akzeptierte – vielleicht aus Naivität – den Rückgriff auf die politische Gewalt als extreme Lösung, um eine utopische Gesellschaft zu schaffen, in der die Gewalt endgültig verbannt worden wäre. Aus meiner Sicht eine bessere als die heute – von den Vätern der italienischen Republik und dem Chor der Vereinten Nationen – allgemein akzeptierte Ethik, die den Einsatz militärischer Gewalt gegen Völker im Namen des sogenannten »internationalen Rechts« rechtfertigt, was in der Tat nichts weiter ist als das Recht des »Prinzen«, also des Stärkeren durchzusetzen. Wenn es richtig ist, die Konzeption von Gewalt zur Diskussion zu stellen, die dem Vorgehen der Roten Brigaden zugrunde lag, so müßte dies um so mehr auch für die Konzeptionen der institutionellen Gewalt gelten, mit denen wir seit den Zeiten Macchiavellis konfrontiert sind.

Es wäre unehrlich zu sagen: Ich wollte kein Blutvergießen verursachen. Der Tod war nicht Teil unserer damaligen politischen Strategie; ich schloß aber nicht aus, daß wir in unseren Aktionen oder in unvorhersehbaren Feuergefechten mit dem Tod Bekanntschaft machen würden.

Zwei Jahre später werden Tote jedoch »bewußt« von den BR einkalkuliert: Am 8. Juni 1976 wird in Genua Staatsanwalt Francesco Coco ermordet. Es ist euer erster kalt berechneter Mord. Wie hast du diesen »qualitativen Sprung« in der Politik der Brigaden bewertet?

Ich befand mich seit einem Jahr in einer Isolationszelle, so daß mich niemand um meinen Rat befragen konnte. Ich konnte die Entscheidung meiner Genossen nicht mit diskutieren.

Ich habe die Meldung im Radio gehört und sofort verstanden, daß es sich um eine sehr harte Antwort auf das niederträchtige Verhalten des Staatsanwalts Coco während der Angelegenheit mit Sossi handeln mußte. Sicherlich war dies eine sehr schwerwiegende Entscheidung; ich fühlte mich aber nicht direkt involviert. Damals versuchte ich mit der Grausamkeit der totalen Isolation fertig zu werden. Ich war mit meinem Überleben beschäftigt. Meine Realität im Knast glich der eines anderen Planeten.



12. Die erste Verhaftung

Sonntag, 8. September 1974, die Carabinieri verhaften dich und Franceschini am Bahnübergang von Pinerolo. Ihr seid in die Falle des Spitzels Silvano Girotto⁵⁷ alias »Bruder Maschinengewehr« gelaufen. Wie hat sich das damals zugetragen?

Ich glaube, die Verantwortung trage ich in erster Linie selbst. Es war eine Mischung aus Naivität, Unachtsamkeit und ein gewisses Maß an Pech. Hätte ich die Sicherheitsregeln, die wir aufgestellt hatten, beachtet, wäre es anders gelaufen.

Das Aufsehen, welches die Sossi-Entführung erregte, hatte zwei Konsequenzen. Einerseits entschloß sich die Polizei, uns ernsthafter und mit raffinierteren Methoden zu jagen. Andererseits bekamen wir, bedingt durch den Erfolg jener Aktion, lawinenartig Anfragen, sich den BR anzuschließen. Wir legten daher eine Pause bei den bewaffneten Aktionen ein, und einige zogen los, um das Netz unserer verstreuten Verbindungen in Italien zu erweitern.

In dieser euphorischen Stimmung erreichten mich drängende Anfragen aus gewerkschaftlichen Kreisen, einen Kontakt mit Girotto herzustellen. Der hatte sich in den Interviews mit verschiedenen Zeitungen nicht darauf beschränkt, mit seinen Erfahrungen als Guerillero in Südamerika zu prahlen, sondern auch eine explizite Bewunderung für unsere Organisation durchscheinen lassen. Zunächst schenkte ich der Sache keine besondere Bedeutung. »Bruder Maschinengewehr« war wirklich mein letztes Problem. Die Nachfragen hielten aber weiter an, und einige Freunde sagten mir: »Paß auf, du mußt mit ihm reden, du mußt ihm sagen, daß er die BR nicht in der Öffentlichkeit verteidigen soll, das bringt uns nur in Verlegenheit ...«

Ich zog die anderen zu Rate. Margherita war sehr mißtrauisch. Auf ihre subtile Intuition konnte man sich in der Regel verlassen. Ihrer

Ansicht nach stank die Angelegenheit, und sie meinte, Giroto zu treffen, könnte gefährlich sein. Um ehrlich zu sein, mir war er nicht suspekt. Wir vereinbarten schließlich, daß ich zusammen mit Moretti Giroto treffen sollte, damit er sich ebenfalls darüber klar werden konnte, was das für ein Typ war.

Du gingst also mit Moretti zu dem Treffen; wo hat es stattgefunden?

Im Piemont, in der Gegend von Pinerolo. Aber Moretti und ich gingen nicht alleine dort hin. Zur Sicherheit kamen etwa fünfzehn gut bewaffnete Genossen mit, die den Treffpunkt absicherten. Bei diesem ersten Treffen passierte nichts. Er erschien wie vereinbart, wir luden ihn ins Auto und fuhren in die Berge. Er sagte, er wolle mit uns zusammenarbeiten und uns mit seinen Erfahrungen als Guerillero aus den Anden zur Verfügung stehen. Wir bekundeten Interesse, aber vor allem ermahnten wir ihn zu größerer Vorsicht. Wir vereinbarten ein zweites Treffen für den 8. September, ebenfalls in Pinerolo, wo ich als Kind gewesen war und jeden Winkel und Pfad kannte.

Aus der Zusammenkunft gewann Moretti den Eindruck, daß Giroto ehrlich sei und uns vielleicht nützlich sein konnte. Ich konnte ihn nicht genau einschätzen, hatte aber auch keinen besonderen Verdacht geschöpft. Wir beschlossen, ihn zunächst von der Organisation fernzuhalten und mehr über ihn herauszubekommen. Wir wollten ihm vorschlagen, daß er ein sicheres Haus anmieten solle. Dort hätte er uns dann in aller Ruhe seine Kenntnisse darlegen können, über die er seiner Behauptung nach aus der Praxis des bewaffneten Kampfes verfügte.

Bist du überhaupt noch dazu gekommen, Giroto diesen Vorschlag zu unterbreiten?

Nein, denn an jenem Sonntag, dem 8. September, dauerte unser Treffen nur wenige Minuten. Ich fühlte, daß etwas nicht stimmte. Einige Autos und bestimmte Gesichter hatten mich stutzig gemacht ... Also sagte ich ihm gleich, als er ankam, daß ich es eilig hätte und wir uns in Turin wiedersehen würden. Er widersprach nicht, und wir verabschiedeten uns.

Ich ging zum Auto und fuhr los, um Franceschini in der Kneipe abzuholen, in der ich ihn abgesetzt hatte. Daß Alberto zu dem Treffen mitkam, war nicht vorgesehen. Ich hatte ihn gebeten, mich auf der Autofahrt zu begleiten, damit wir weiter über das Papier diskutieren konnten, an dem wir gerade arbeiteten. Das war sehr unvorsichtig von mir. Wäre ich alleine hingegangen, hätten sie natürlich nur mich verhaftet. Doch wahrscheinlich hätten sie die Falle dann gar nicht erst zugeschnappen lassen. Eine

weitere Leichtfertigkeit war, daß ich mich diesmal nicht aus der Entfernung von einer Gruppe Genossen absichern ließ.

Jedenfalls bog ich, als ich aus dem Wohngebiet von Pinerolo rausfuhr, in ein kleines Sträßchen ein, da ich es für sicherer als die Landstraße hielt. Ich kam an einen geschlossenen Bahnübergang und mußte hinter einem Transporter halten. Einige Augenblicke lang passierte nichts. Dann kam ein Auto angest, das leicht auf uns auffuhr. Ich wurde sauer: »Schau dir diese Arschlöch...«. Ich hatte den Fluch noch nicht beendet, da waren schon zehn bis fünfzehn Männer in Zivil mit gezückten Pistolen aufgetaucht. Wir waren umstellt. Durch das offene Seitenfenster hielt mir einer die Waffe an den Kopf und zischte: »Keine Bewegung, wir sind Carabinieri.« Ich legte die Hände gut sichtbar auf das Lenkrad und atmete nicht. Franceschini hingegen schaffte es, seine Tür zu öffnen, und brüllte los: »Die Faschisten, die Faschisten ...« Mit ein paar Faustschlägen wurde er zum Schweigen gebracht.

An was hast du gedacht, während sie dich festnahmen?

Zunächst fürchtete ich um mein Leben. Dem Jungen, der die Pistole auf mich gerichtet hatte, zitterte gefährlich die Hand. Dann merkte ich, daß es wirklich Carabinieri waren und wir in der Falle saßen. Da war nichts mehr zu machen.

Ich begriff nicht sofort, daß wir dies Giroto zu verdanken hatten. Verdammt, was für ein Pech, dachte ich, der Idiot ist überwacht worden und deswegen haben sie uns geschnappt. Ich ärgerte mich, daß ich die Sicherheitsvorkehrungen nicht ernstgenommen und den Warnungen Margheritas keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Aber ich wurde sofort von einer fixen Idee beherrscht: auf jede erdenkliche Weise zu versuchen zu entfliehen.

Hast du Giroto jemals wiedergesehen?

Nein, aber achtzehn Jahre später, im Sommer 1992, schrieb er mir einen langen Brief, in dem bedauerte, daß ich immer noch im Knast sitze. Er erläuterte, daß er mit einem tiefen Haß gegen »Revolutionäre« aus Chile gekommen war und nun glaubte, dazu beitragen zu müssen, das, was die BR in Italien repräsentierten, zu besiegen. Er fügte aber auch hinzu, daß ihm nach so langer Zeit und dem Ende des bewaffneten Kampfes meine endlose Haft einige Gewissensbisse bereitete.

Eure Verhaftung hat zu Streit in den BR geführt. Franceschini behauptet, sie »hätte vermieden werden können«, denn jemand hätte versucht, dich zu war-

nen, daß die Verabredung mit Girotto eine Falle war. Auch hat die Angelegenheit zu schweren Verdächtigungen gegenüber Moretti geführt, der sich merkwürdig verhielt, indem er dir die Warnung nicht hatte zukommen lassen. Hast du eine genaue Vorstellung, wie es sich damals wirklich zugegetragen hat?

In den darauffolgenden Jahren habe ich eine Reihe von Recherchen unternommen, um den Ablauf der Angelegenheit zu rekonstruieren, und bin zu der Überzeugung gelangt, daß Moretti vielleicht etwas unachtsam und vergeßlich war, aber ansonsten keine größere Schuld hatte.

Ich bekam folgendes heraus: Fünf Tage vor unserer Festnahme, am Montag, dem 2. September, bekam Enrico Levati, ein Arzt aus Novara, der nur periphere Kontakte zu den BR hatte, einen mysteriösen Anruf: »Warne Curcio, er soll nicht zur Verabredung mit Girotto gehen, es handelt sich um eine Falle ...« Levati hatte keine Möglichkeit, mit uns direkt in Kontakt zu treten, und fuhr nach Mailand, um in den Kreisen von Pirelli und Siemens die Buschtrommeln in Bewegung zu setzen. Die Botschaft erreichte Moretti in der Nacht von Donnerstag auf Freitag. Aber er hielt es nicht für notwendig, sofort zu reagieren. Er wußte, daß ich und Franceschini gerade in einem Haus in Parma an einem gewissen Büchlein arbeiteten und daß ich mich von dort bis Samstag nacht oder Sonntag morgen nicht wegbewegen würde. Er glaubte also, mich am Samstag im Laufe des Tages warnen zu können ...

Um was für ein »Büchlein« handelte es sich?

Wir hatten uns in den Büros von Edgardo Sogno⁵⁸ in Mailand umgeschaut und uns Hunderter Briefe, Namenslisten von Politikern, Diplomaten, Militärs, Staatsanwälten sowie Polizei- und Carabinierioffizieren bemächtigt. Es war das Personennetz des von ehemaligen liberalen Partisanen vorbereiteten und von den Amerikanern unterstützten sogenannten »weißen Putsches«⁵⁹. Wir hielten das Material für höchst explosiv und gedachten es in einem Papier zusammenzufassen und zu veröffentlichen. Zum Zeitpunkt der Verhaftung schleppten wir leider die gesamte Beute mit uns herum, und so landeten auch jene brisanten Dokumente in den Händen der Carabinieri.

Einige Jahre später beim Prozeß in Turin forderte ich den Vorsitzenden Barbaro auf, den Inhalt des Hefters, der sich in dem Auto befand, als wir verhaftet wurden, bekanntzugeben. Er antwortete verlegen: »Er ist nicht mehr aufzufinden ... Irgend jemand hat ihn aus dem Justiz-Archiv entwendet.« Damit war die Sache erledigt. Es hätte mich sehr interessiert, etwas mehr über jenes rätselhafte Verschwinden zu erfahren.

Kehren wir zur Situation vor deiner Festnahme zurück. Warum warnte Moretti dich nicht vor der Gefahr?

Er versuchte es, kam aber zu spät. Er kam am Samstag nachmittag in Parma an, wir waren bereits abgefahren. Ich sollte am Sonntag morgen in Pinerolo sein, hatte aber keine Lust, die ganze Strecke an einem Stück mit dem Auto zu fahren. Daher hatte ich es vorgezogen, am Samstag nachmittag mit Franceschini nach Turin zu fahren. Von dort aus war es leichter, am nächsten Morgen den Treffpunkt zu erreichen.

Moretti traf uns also nicht mehr an und wußte nicht, was er tun sollte. Er versuchte, mich in meiner Wohnung in Turin zu erreichen, in der er einmal gewesen war. Er konnte sich aber weder an die Adresse noch an den Weg erinnern. Daraufhin versuchte er Margherita abzufangen, die in einer anderen Wohnung sein sollte, aber ebenfalls weggefahren war. Als letzte Möglichkeit rief er am Samstag mitten in der Nacht eine Gruppe Mailänder Genossen zusammen und sagte, sie sollen »Straßensperren« auf den Straßen zwischen Turin und Pinerolo aufbauen, mich aufhalten und warnen. Er wußte, daß ich mit einem Fiat 1100 mit Kennzeichen aus Bologna unterwegs war. Was er allerdings nicht wußte, war, daß wir nicht auf Hauptstraßen unterwegs waren, sondern auf Nebenstraßen und eigens ausgewählten Wegen, die ich immer für mich behielt.

Also gingen alle Versuche, mich abzufangen, ins Leere. Die Falle schnappte wie angekündigt zu, und ich landete in den Armen der Carabinieri.

Hast du auf der Stelle versucht zu fliehen?

Fast unmittelbar, aber es handelte sich um einen verzweifelten und etwas grotesken Versuch.

Nach der Gefangennahme brachten mich die Carabinieri in eine Kaserne am Stadtrand von Turin. Ich saß die Nacht über grübelnd in einer Sicherheitszelle und machte mir Vorwürfe: »Wie naiv und unvorsichtig bin ich gewesen, was war ich für eine Pflaume; ich muß so schnell wie möglich wieder hier raus ...«

Die Gelegenheit schien sich schon am nächsten Morgen zu bieten. Zwei Männer in Zivil kamen und fragten mich, ob ich Hunger hätte. Ich bejahte dies energisch, worauf sie mit einem belegten Brötchen und einer Cola zurückkehrten. Ich durfte an einem kleinen Tisch außerhalb der Zelle in einem Vorraum essen. Ich schaute mich um und bemerkte, daß sich am Ende des Flures ein Ausgang befand, der sich per Knopfdruck öffnen ließ. Augenblicklich beschloß ich, es zu versuchen.

Ich wartete, bis meine Bewacher einen Moment unachtsam waren, sprang über das Tischchen, das kaum 40 cm hoch war, lief einige Schritte, stolperte, fand wieder das Gleichgewicht und erreichte fast die Tür. Dort wurde ich durch ein unerbittliches Tackling von einem der Carabinieri zu Boden geschleudert. Die ganze Mannschaft fiel über mich her. Aufgrund meiner Fettleibigkeit und miesen physischen Verfassung zu jener Zeit schaffte ich es nicht einmal mehr aufzustehen.

Du willst nicht behaupten, daß du dich heute, nach achtzehn Jahren Knast, in besserer körperlicher Verfassung fühlst?

Aber sicher. Das Leben in der Klandestinität war aus körperlicher und gesundheitlicher Sicht sehr viel zerstörerischer als das Knastsystem. Damals war ich aufgedunsen, vom Rauchen vergiftet, die Leber in Stücke. Auch der Knast kann dich zerstören, aber ich habe mir einige klösterliche Regeln auferlegt, um das zu vermeiden. Heute hätte ich den Sprung über den Tisch und den 15 Meter-Sprint wesentlich leichter gemeistert.

Gut, jedenfalls steht gleich zu Beginn deines ersten Knastaufenthalts die Rebellion. Wie hast du dich gegenüber den Justizbeamten verhalten, die dich vernommen haben?

Unsere Beziehung ging nicht sehr tief. Zuerst kam Richter Giancarlo Caselli, dann kamen nach und nach Guido Viola, Ciro de Vincenzo und die anderen. Ich gab zunächst einen falschen Namen an und erzählte, daß der Typ, der mit mir im Auto gesessen hatte, ein harmloser Tramper gewesen sei, der von nichts wußte und den ich aus Höflichkeit mitgenommen hätte. Franceschini? »Diesen Namen habe ich noch nie gehört«, behauptete ich. Das hat natürlich nicht geklappt. Sie hatten Fotos von Observationen und waren über vieles gut informiert.

Caselli habe ich als geschickt und geduldig in Erinnerung. Er suchte mich verschiedene Male im Knast auf, und da ich über die BR nichts sagte, fing er an, über dieses und jenes zu schwatzen. Über die Bücher die ich gerade las, über Träume, über Märchen, über die Tupamaros, und plötzlich streute er eine Frage über Girotto, Margherita oder jemand anderen aus der Organisation ein. Ich ließ mich nicht ködern, aber es war ein ziemlich stimulierendes psychologisches Spielchen. Im Knast von Novara blieb ich 40 Tage in Isolationshaft, eine Zeit, an die ich relativ angenehme Erinnerungen habe. Damit ich nicht zufällig auf »Sympathisanten« stieß, brachten sie mich für den Freigang zu dem winzigen Hof des Frauentraktes. Ich war natürlich alleine. Die Gefangenen lehnten sich aber aus den zum Hof gelegenen Fenstern. Wir konnten aus der Entfernung

miteinander quatschen, und sie warfen mir Zigarettenpäckchen und Zeitungsausschnitte zu. So entstanden eine Reihe von Freundschaften, zum Teil sehr herzliche, die auch später noch weiterbestanden.

Diese freundlichen Abwechslungen minderten dennoch nicht im geringsten meinen Drang zu fliehen. Ich stellte bald fest, daß das Stockwerk mit den Zellen sich genau über einer Tiefgarage befand, in der der Direktor sein Auto parkte. Ich dachte, daß es möglich sein müßte, ein Loch zu graben und dort hinab zu gelangen. Mit viel Mühe und einigen Behelfswerkzeugen schaffte ich es, das Keramikpodest des Stehklos anzuheben. Ich arbeitete eine Woche lang daran, das Loch zu vergrößern. Leider ist mir unvorsichtigerweise eines Tages die Schüssel umgefallen, wodurch sie Risse bekam. Die für die Kontrollen zuständige Wache bemerkte es, und die Grabung wurde entdeckt. Ich war völlig frustriert.

Sie verlegten mich sofort in den Knast von Casale Monferrato. Dort verbrachte ich weitere fünf Monate, bis mich ein von Margherita angeführtes bewaffnetes Kommando befreite.



13. Ausbruch aus dem Gefängnis von Casale Monferrato

Um dich zu befreien, haben die von deiner Ehefrau angeführten Brigadisten am 18. Februar 1975 das Gefängnis von Casale Monferrato militärisch erobert. Es war eine der aufsehenerregendsten Stadtguerilla-Aktionen in Italien. Obendrein wurde kein einziger Schuß abgegeben. Wie ist jener spektakuläre Ausbruch geplant und organisiert worden?

Nach einigen Wochen in Casale gelang es mir, einen Kontakt zu den Genossen draußen herzustellen ...

Auf welche Weise?

Das kann ich nicht sagen, denn es lief über Leute, die nie geschnappt wurden. Jedenfalls funktionierte die Verständigung gut.

Von draußen schrieben sie mir, daß sie mich befreien wollten, und baten mich, die verschiedenen Möglichkeiten zu sondieren. Der Knast war von innen sehr gut gegen klassische Ausbrüche gesichert: dicke Mauern, Gitter, die man nicht durchsägen konnte, Mehrfachschlösser, Alarmanlagen. Ein Angriff von außen schien leichter: nur drei Gittertüren, um bis zu den Zellen zu gelangen, und kaum Rundgänge bewaffneter Wachposten. Ich übermittelte Margherita diese Beobachtungen und ergänzte, daß die beste Uhrzeit für einen Überraschungsangriff zwischen zwölf und dreizehn Uhr sei, wenn ich mich an der frischen Luft außerhalb der Zelle befand.

Die Strategische Leitung diskutierte lange darüber, ob es angemessen sei, sich in eine dermaßen riskante militärische Operation zu stürzen. Einige Genossen, darunter Fabrizio Pelli⁶⁰, waren dagegen. Sie hielten es für günstiger, die Organisation auf traditionelle Weise über die Fabrik und die sozialen Bewegungen in den Stadtteilen zu konsolidieren. Moretti zögerte. Margherita, die von einem gut Teil der Kolonne aus Mailand und Venetien unterstützt wurde, setzte sich schließlich durch.

Die Aktion wurde beschlossen. Über ein verschlüsseltes Telegramm teilten sie mir den festgelegten Tag mit: »Das Paket mit den Ersatzhemden wird dich morgen erreichen ...« Aber sie hatten meine Botschaft falsch gelesen. Statt um 13 Uhr anzugreifen, kamen sie um 16 Uhr. Das war der ungünstigste Zeitpunkt, der Zeitpunkt des Wachwechsels, als die Wachen also verdoppelt waren und die Häftlinge zur Kontrolle in den Zellen eingesperrt blieben. Dieses Mal stand mir allerdings das Glück zur Seite.

Ein Häftling rannte keuchend den Gang entlang und rief laut, daß unten im Rundgang bewaffnete Männer stünden. Der Kontrollgang in meinem Trakt war gerade zu Ende, und der Schließer hatte gerade meine Zelle wieder aufgeschlossen. Auf die Rufe reagierten die Wachen wie versteinert. Anscheinend fürchteten sie ein Feuergefecht und hatten überhaupt keine Lust, ihr Leben zu riskieren. Mein Herz raste vor Aufregung. Es war soweit, mit einiger Verspätung, aber es war soweit ...

Hattest du Angst?

In solchen Augenblicken gibt es keinen Platz für Angst. Der Körper wird voll Adrenalin gepumpt, und die Aufregung überwindet alles andere.

Nach sechs Monaten Knast befand ich mich in einer akzeptablen physischen Verfassung. Ich handelte sofort, flog die zwanzig Meter Flur entlang, stürzte die Treppen herunter und fand mich vor der verschlossenen Gittertür wieder. Auf der anderen Seite sah ich Margherita mit einer wunderschönen Perücke und fünf oder sechs Genossen in Blaumännern als SIP⁶¹-Arbeiter getarnt. Sie hatten Maschinenpistolen unterm Arm und Handgranaten in der Hand. Margherita befahl einem Schließer, die Tür zu öffnen. Der Mann zitterte und schaffte es nicht, den Schlüssel ins Schloß zu stecken. Sie reichten mir eine Pistole durchs Gitter für den Fall, daß hinter mir jemand kommen sollte. Endlich öffnete sich die Gittertür, und ich stürzte hinaus. Außerhalb des Gebäudes waren verschiedene Genossen in Grüppchen postiert. Sie hatten die Telefonkabel durchtrennt und die Straße unter Kontrolle. Drei Autos standen abfahrbereit. Ich sprang in das nächstbeste, und wir verteilten uns in alle Richtungen.

Die Operation ist perfekt abgelaufen, ohne jegliche Zwischenfälle. Kein einziger Schuß mußte abgegeben werden.

Wieviele Brigadisten nahmen an dieser Aktion teil?

Ungefähr zwanzig, und es wurden etwa fünfzehn gestohlene Autos benutzt. Es war eine umfangreiche Planung. Ich erinnere mich, daß die Gruppe, die mich auf der Flucht leitete, allein sechs Wagenwechsel vornahm. Jede Stelle, an der wir ein Auto wechselten, war von bewaffneten

Genossen gesichert. Am Ende des Tages erreichten wir mit Margherita und einem anderen Genossen das zuvor festgelegte Versteck, ein Haus am Meer in Alassio. Dort löste sich endlich die Spannung, und ich konnte meiner Freude und Rührung freien Lauf lassen.

Bonnie and Clyde, Margherita und Renato, das Szenario für einen Roman ...

Ich möchte aber, daß eine Sache klar ist: Die Aktion kann sicherlich auch unter einem persönlichen und romantischen Gesichtspunkt betrachtet werden, aber in ihrem Kern war es eine politische Aktion, bei der es um eines der grundlegendsten Prinzipien des bewaffneten Kampfes ging: die Befreiung der Gefangenen. Mein Fall ist nicht der einzige gewesen. Auch Ulrike Meinhof hat den Genossen Andreas Baader befreit. Außerdem sah der von Margherita und den BR ausgearbeitete Plan nicht nur den Überfall auf das Gefängnis von Casale vor, sondern auch die Befreiung von Franceschini aus dem alten Knast von Cuneo. Das hätte am vorhergehenden Abend in traditioneller Weise geschehen sollen. Nach dem Zersägen der Gitterstäbe hätte er ein Auto mit drei wartenden Genossen vorgefunden. Leider schlug ein Häftling Alarm, als er schon fast draußen war, wodurch der arme Franceschini im schönsten Moment noch erwischt wurde.



14. Mailand – Walter Alasia

Hast du nach deiner Befreiung sofort wieder an den klandestinen Tätigkeiten teilgenommen?

Ich blieb etwa einen Monat lang in dem Versteck in Alassio. Wir überlegten, was zu tun war, und beschlossen eine Neuordnung der Kolonnen: Margherita sollte in Turin bleiben, Moretti nach Rom gehen und ich nach Mailand.

Wir waren auch stark daran interessiert, in Rom eine Kolonne aufzubauen. Franceschini hatte dort nach der Sossi-Entführung schon gearbeitet und Kontakte zu einem Kreis von Genossen aufgebaut. Wir hatten hingegen dort noch keine unmittelbar organisatorische Präsenz.

Franceschini hat erzählt, er sei in Rom gewesen, um dort sogar die Entführung von Andreotti zu organisieren; dachtet ihr bereits daran, in der Hauptstadt massiv agieren zu können?

Franceschini war nicht in Rom gewesen, um die Entführung von Andreotti vorzubereiten. So etwas haben die BR niemals geplant. Er sollte die Lage sondieren und herausfinden, in welchen proletarischen Bezirken, in Pomezia oder woanders, wir uns am ehesten verankern könnten.

Ich weiß, daß ihm Andreotti einige Male über den Weg gelaufen ist. Er hat mir diese Anekdote erzählt, die sich während seines Aufenthalts in Rom zutrug. Andreotti hat fast jeden Tag zu Fuß den gleichen Weg zurückgelegt. Franceschini könnte daher gedacht haben, daß diese Gewohnheit für eine Entführung günstig wäre. Es war aber allein seine Idee, die dann offensichtlich riesig aufgeblasen wurde.

Du warst also wieder in Mailand. Welche Veränderungen hast du im Vergleich zu den zweieinhalb Jahren zuvor wahrgenommen? Wären die BR weiterhin in den großen Fabriken aktiv?

Tatsächlich hatte sich vieles verändert: das interne Leben der Organisation, die Außenkontakte und die politische Arbeit. Die allgemeine Stimmung, der Widerstand der Arbeiter und die Revolten der Jugendlichen hatten sich verändert. Die außerparlamentarischen Gruppen liefen langsam auseinander, und starke Meinungsverschiedenheiten bestimmten das neue Bild.

In Mailand angekommen, mußte ich praktisch eine neue Kolonne aufbauen. Ich tat dies zusammen mit Fabrizio Pelli und Attilio Casaletti, zwei Arbeitern aus der Reggio Emilia, Giorgio Semeria, der gerade ein Jahr Knast hinter sich hatte, Pierluigi Zuffada von Sit-Siemens, Vincenzo Guagliardo⁶² von Magneti Marelli, Nadia Mantovani⁶³, die von Potere Operaio in Mestre kam, und Angelo Basone, einem ehemaligen Fiat-Arbeiter. Die Polizei machte mittlerweile gnadenlos Jagd auf uns, aber auch unser Leben in der Illegalität war strenger und besser organisiert. Wir verfügten über eine sehr gute logistische Infrastruktur, die jedoch auch sehr hohe Kosten verursachte. Wir benutzten gefälschte Papiere und Autos mit falschen Kennzeichen. Zur eigenen Sicherheit verfügte jeder von uns neben der Wohnung, in der er lebte, über mindestens eine weitere Wohnung, deren Adresse niemandem bekannt sein sollte. Ich hatte in dieser Zeit drei Wohnungen und fünf oder sechs Ausweispapiere mit unterschiedlichen Namen.

Als ich mit den Arbeitern von Pirelli, Alfa und Siemens wieder Kontakt aufnahm, erfuhr ich eine Neuigkeit. Die Genossen, die den Fabrikbrigaden nahe standen, drückten ihre Unzufriedenheit mit einer Situation aus, die sie mittlerweile als versteinert und perpektivlos ansahen. Etwa fünfzig von ihnen teilten mir mit, daß sie bereit seien, aktiv in die Roten Brigaden einzutreten. Sie hatten es satt, weiterhin innerhalb der Fabrik zu agieren, in der sich nichts mehr bewegte. Nur noch bei Magneti Marelli existierte ein interner Kampfherd, der noch in der Lage war, Genossen mitzuziehen.

Es waren Anzeichen für einen besorgniserregenden Niedergang der operaistischen Linie, die die erste historische Phase der Roten Brigaden charakterisiert hatte. Die Arbeiter, die uns nahe standen, wollten mittlerweile raus aus den Fabriken und sich am Angriff auf das »Herz des Staates« beteiligen. Aber es hatte sich nicht nur die Situation in den Fabriken geändert. Die außerparlamentarischen Gruppen waren in einer Krise, und innerhalb der Bewegung wurde eine neue Generation von Jugendlichen sichtbar, zu der ich jedoch, dank einer sehr intensiven Beziehung zu einem Jugendlichen, einen gewissen Zugang hatte.

Wer war dieser Jugendliche?

Walter Alasia. Als ich ihn im Mailänder Hinterland kennenlernte, war er zwanzig Jahre alt. Er war der Sohn von Arbeitern, die noch stolz auf ihre Arbeit waren, und er gehörte zu dem neuen sozialen Phänomen »sehr wütender Jugendliche«, die in den desolaten Zentren des Industriellen-Gürtels, San Donato, Desio, San Giuliano und Sesto San Giovanni herangewachsen waren. Entpolitisierte Jugendliche, die von Diebstählen und Schwarzarbeit lebten, Individualisten, aber mit einem starken Sinn für soziale Gerechtigkeit.

Walter nahm mich mit und zeigte mir die Jugendbanden, die aus den Vorstädten kamen und begannen, in Mailand einzufallen. Zunächst interessierten sie mich als soziales Phänomen, Ausdruck akuter Unzufriedenheit, die sich nicht mehr auf politischem, sondern auf existentiellem Terrain zu manifestieren schien. Dann wurden die Kontakte enger. Sie erzählten von ihren Problemen, die mit der Kontrolle der Stadtviertel zusammenhingen. Die Faschisten sind mittlerweile bedeutungslos, meinten sie, aber es gibt ständige Patrouillen der Carabinieri: »Sie sind es, die uns den Raum nehmen; laßt uns ihre Transporter eine Zeitlang niederbrennen, dann werden sie aufhören, überall herumzufahren ...«

Am Anfang war ich perplex. Welchen Sinn konnte es haben, die Fahrzeuge der Carabinieri zu zerstören? Dann begleitete ich die Jugendlichen auf ihren Runden durch die Viertel und sah Dutzende von Patrouillen mit geschulterten Gewehren, die das Gebiet militärisch kontrollierten. Ich stellte fest, daß ihre Präsenz in jenen Stadtvierteln offensichtlich symbolisch für viele Formen der Repression stehen konnte. Ich war überzeugt, daß es für die BR extrem wichtig sein konnte, eine Verbindung zu dieser neuen rebellierenden Szene zu knüpfen. Wir mußten versuchen, die Banden zu politisieren. So brachten wir ihnen bei, Brandkanister zu benutzen, und brannten zusammen etwa fünfzehn Transporter der Carabinieri nieder, die in den Kasernen standen. Für diese Aktionen übernahmen teilweise die BR in Flugblättern die Verantwortung.

Meine Entscheidung stieß bei vielen Genossen anderer Kolonnen und auch bei Franceschini im Knast auf Ablehnung. Sie vertraten die Ansicht, daß man, anstatt die kleinen Anschläge zu vermehren, zu qualitativ wichtigeren Aktionen mit klar definierter strategischer Bedeutung übergehen sollte.

Es kündigten sich die ersten Differenzen an zwischen einer geschlossenen und militärischen Ausrichtung der Roten Brigaden und meiner Konzeption, die stärker sozial und politisch orientiert war.

Es gab also schon vor deiner zweiten Verhaftung Meinungsunterschiede in der strategischen Leitung über die künftige politisch-organisatorische Ausrichtung der Roten Brigaden?

Das würde ich tatsächlich behaupten. Die internen Auseinandersetzungen nahmen zu, und ich befand mich im offenen Widerspruch zu einem Teil der Organisation. Es war ein Disput, der das Selbstverständnis der Gruppe betraf. Wollt ihr am Klassenkampf teilnehmen? Die BR werden euch schon unter die Arme greifen, sagte ich. Wollt ihr an unseren Aktionen teilnehmen? Dann kommt in die Organisation und werdet klandestine Militante, sagten die anderen.

Solange Margherita am Leben war und ich in Freiheit, konnte sich jedenfalls meine Linie durchsetzen.

Welche Rolle hatte Alasia in den BR?

Er war unheimlich willensstark und entschlossen, voller Tatendrang und ein Organisationstalent. Er konnte die anderen mitreißen und hätte die Leitfigur der neuen Generation von Brigadisten werden können, auf die ich hoffte. Aber er wurde ein Opfer des Unverständnisses der alten BR und starb daran.

Nach meiner Verhaftung übernahmen Azzolini, Bonisoli und andere Genossen mit einer Orientierung, die sich stark von der meinen unterschied, in der Mailänder Kolonne die Führung. Fast alle, die mit mir gearbeitet hatten, zogen sich nach und nach von der Organisation zurück, da sie mit dem neuen Kurs nichts anfangen konnten. Alasia durchlebte eine tiefe Krise. Er war völlig isoliert und desillusioniert. Eines Tages wollte er sich seiner über alles geliebten Mutter anvertrauen, aber die Polizei überwachte die Wohnung in Sesto San Giovanni. Walter saß in der Falle. Er hatte mir mehrmals gesagt, daß er um keinen Preis im Knast landen wollte. Es gab ein Feuergefecht, bei dem er zwei Polizisten tötete. Er wurde verletzt und stürzte in einem kleinen Hof zu Boden. Dann, wenige Minuten nach der Schießerei, fanden sie ihn und haben ihn auf der Stelle exekutiert.

Nach Margherita war er der zweite Genosse aus den Roten Brigaden, der kaltblütig von den Ordnungskräften getötet wurde. Es sollte nicht der letzte sein.

Darf man annehmen, daß die Geschichte der Roten Brigaden anders verlaufen wäre, wenn du nicht verhaftet worden wärest?

Es gibt keinen Zweifel daran, daß die Dinge zumindest in Mailand eine andere Richtung genommen hätten. Damit will ich aber nicht behaupten,

daß ich brillantere politische Ergebnisse erreicht hätte. Die Ausrichtung der BR im Zeitraum von '76 bis '77 zeigte schon Risse. Die aus dem Umschwung des ökonomischen Zyklus resultierenden veränderten sozialen Kräfte stellten unsere Grundannahmen, die mit den Bedürfnissen dieser neuen »'77er-Bewegung« nicht mehr übereinstimmten, auf eine harte Probe.

Ich weiß nicht, ob ich für dieses Dilemma eine Lösung gefunden hätte. Sicher ist, daß es den Genossen, die in Freiheit geblieben waren, nicht gelang.

15. Der Tod von Margherita Cagol

Margherita Cagol ist am 5. Juni 1975 auf dem Spiotta-Hof, wo sie den Industriellen Vallarino Gancia bewachte, ums Leben gekommen. Bei der Schießerei wurde auch der Carabinieri Giovanni D'Alfonso getötet. Warum hattet ihr Gancia entführt?

Es war unsere erste Entführung zur Geldbeschaffung. Bis dahin finanzierten wir uns durch Banküberfälle. Wir waren Experten auf diesem Gebiet geworden und führten sie ohne größere Zwischenfälle und mit zumeist positivem Resultat durch, da wir mit zahlenmäßig starken Einheiten operierten.

Wie ich bereits erwähnte, wurde die Organisation mit der Zeit immer größer und das Leben in der Klandestinität zunehmend schwieriger und kostspieliger. Das Geld aus den Überfällen reichte nicht mehr, und es schien uns zu riskant, die Banküberfälle, die oft nur kleine Summen einbrachten, in exzessiver Weise auszudehnen. Im April '75 trafen Margherita, Moretti und ich uns in einem Haus in der Gegend von Piacenza, um das weitere Vorgehen zu diskutieren. Wir dachten, es sei an der Zeit, dem Beispiel der lateinamerikanischen Guerilleros zu folgen, die schon seit geraumer Zeit Industrielle entführten und sich so finanzierten.

Warum hattet ihr Vallarino Gancia ausgesucht?

Die Turiner Kolonne hatte mehrere Personen vorgeschlagen, die wir überprüften. Wir wählten Gancia, da wir so in einem Gebiet agieren konnten, das wir gut kannten. Die Operation erschien einfach. Er war sehr reich, und wir wußten, daß er faschistische Organisationen finanziert hatte. Wir wollten ein Lösegeld in Höhe von etwa einer Milliarde Lire verlangen, aber wir setzten vor allem auf eine schnelle, einfache und risikoarme Entführung.



Hast du an der Aktion teilgenommen?

Ich gehörte nicht zu der operativen Einheit, da ich an der Spitze der Fahndungslisten stand. Die Polizei hatte Fotos von mir, so daß ich mich kaum noch in der Öffentlichkeit bewegen konnte.

Wir hatten die Gewohnheiten von Gancia studiert und beschlossen, ihn uns auf einer Landstraße zu schnappen, die er immer entlangfuhr, um zur »Camillina«, seiner Schloß-Villa in Canelli, bei Asti, zu gelangen. Die Aktion begann am 4. Juni um 15.30 Uhr und verlief ohne Schwierigkeiten. Der Industrielle wurde eingesackt, in einen Transporter geladen und zum Spiotta-Hof, auf den Hügeln von Acqui Terme gebracht.

Der Spiotta-Hof war einer unserer sehr ruhigen und günstig gelegenen klandestinen Orte, ungefähr eine Autostunde von Mailand, Turin und Genua entfernt. Es war ein alter Hof aus Stein inmitten eines Weinbergs, umgeben von Obstbäumen, auf einem Hügel, wenige Kilometer von Arzello entfernt. Margherita hatte ihn entdeckt und für wenige Millionen Lire gekauft. Wir hatten zusammen mit Bonavita, Ferrari und anderen Genossen ein Bad eingebaut, Wasser verlegt und den großen Kamin wiederhergerichtet. Es war ein einladender Ort geworden, wo wir uns in ruhigen Phasen und zu Versammlungen der Leitungsgruppe der Turiner Kolonne hinbegaben.

Wir hatten uns mit einer Bauernfamilie von einem Hof in der Nähe angefreundet. Wir kümmerten uns mit ihnen zusammen um den Weinberg und erledigten die Arbeit auf den Feldern. Die Tochter, fünfzehnjährig, kam uns häufig besuchen. Sie brachte uns frische Eier und frischgemolkene Milch. Als Franceschini und ich verhaftet wurden und unsere Fotos in allen Zeitungen erschienen sind, hatte niemand von ihnen etwas gesagt, und so dachten wir, daß wir Vertrauen haben konnten und daß der Spiotta-Hof trotzdem ein sicherer Ort bleiben würde. Darüber hinaus konnte der einzige Zufahrtsweg einige Kilometer weit vom Haus aus überschaubar werden.

Wieviele Personen blieben auf dem Gehöft, um Gancia zu bewachen?

Margherita und ein anderer Genosse, den ich nicht nennen kann, da wegen dieser Operation nicht gegen ihn ermittelt wurde. Die Entführung sollte höchstens vier oder fünf Tage dauern. Gancia hatte kurz nach seiner Gefangennahme eine Person benannt, an die wir uns wenden sollten, um das Lösegeld zu bekommen. Soweit kam es allerdings nicht, da am nächsten Morgen die Aktion der Carabinieri erfolgte.

Wie haben es die Carabinieri geschafft, bis zu dem Hof zu kommen, ohne gesehen zu werden?

Es war Unachtsamkeit. Der Genosse, der sich dort mit Margherita befand, ist während seiner Wache eingeschlafen.

Am fünften Morgen telefonierte ich mit Margherita. Sie rief mich aus Acqui Terme in einer Bar in Mailand an, ganz wie wir es vereinbart hatten. »Hier ist alles ruhig«, sagte sie, »die Dinge laufen wie abgemacht, mach dir keine Sorgen.« Aber wenige Stunden später kam es zum Desaster. Am Telefon, unter der Treppe jener Bar, habe ich zum letzten Mal die Stimme meiner Frau gehört.

Hast du später erfahren, was an jenem Junimorgen auf eurem Hof geschehen ist?

Ja, ich habe sorgfältig die Fakten rekonstruiert. Ich habe mit dem Brigadisten gesprochen, der entkommen konnte. Danach ergab sich folgender Ablauf:

Margherita kehrte, nachdem sie mich angerufen hatte, zum Spiotta-Hof zurück. Da sie die ganze Nacht Wache geschoben hatte, sagte sie dem Genossen: »Ich lege mich etwas hin, behalte du vom Fenster aus mit dem Fernglas alles im Auge. Wenn du etwas Verdächtiges siehst, benachrichtige mich, damit wir verschwinden können.«

Wir hatten sehr umsichtig geplant. Alles darauf ausgelegt, daß eine bewaffnete Auseinandersetzung um jeden Preis vermieden werden sollte. Daher hatten wir auch gedacht, daß zwei Leute zur Überwachung des Entführten ausreichen würden. Wenn sich eine Streife oder jemand Auffälliges dem Hof näherte, sollten Margherita und der Genosse Gancia fesseln und knebeln und ihn dort zurücklassen, dann zur Rückseite unseres Grundstücks rennen, zu Fuß zwei Minuten den Abhang herunterlaufen und mit einem Wagen fliehen, den wir genau zu diesem Zweck an einer kleinen ungepflasterten Straße zurückgelassen hatten. Die Tatsache, daß der Entführte befreit werden könnte, wurde einberechnet und akzeptiert; insbesondere weil wir beschlossen hatten, jedes Risiko auf unserer Seite zu vermeiden. Margherita ging also schlafen; der Genosse postierte sich mit dem Fernglas am Fenster, wurde aber schon kurze Zeit später von einem Müdigkeitsanfall überrascht. Er bemerkte nicht, daß ein blauer Fiat 127 der Carabinieri die Dorfstraße hochfuhr, ein paarmal stehenblieb, um unterwegs ein paar Höfe zu überprüfen, und dann in den Feldweg einbog, der zu uns führte. Dort hätte sich ein querliegender Baumstamm befinden sollen, um im Falle einer Flucht für einen zusätzlichen Zeitgewinn zu sorgen, aber auch diese Vorsichtsmaßnahme war außer acht gelassen worden.

Die Carabinieri kamen auf dem Vorplatz an. Die Fenster des Hofes auf dieser Seite waren verschlossen, aber sie sahen zwei Autos, die unter dem Scheunenvordach geparkt waren. Sie bemerkten, daß jemand auf dem Gelände war. Vorsichtig fuhren sie ihr Auto im Rückwärtsgang seitlich neben das Gebäude und blockierten damit die Zufahrtsstraße. Sie riefen und klopfen an die Tür. Margherita wachte schlagartig auf. Durch das Fenster sah sie die Carabinieri und glaubte, es handele sich um eine Streife, die zu Fuß auf dem Land unterwegs war. »Hast du nichts bemerkt, da sind die Carabinieri, was sollen wir tun?« fragte sie den blaß gewordenen Genossen. Sie zögerten einen Moment und beschlossen dann, den Para-Militärs entgegenzutreten, zu den Autos zu gelangen und zu fliehen.

Die Carabinieri hatten allerdings Verdacht geschöpft, da aus dem Haus keine Antwort kam, und ließen sich nicht unvorbereitet überraschen. Als Margherita und der Genosse mit Maschinenpistolen im Anschlag und vorbereiteten Scrm-Handgranaten aus der Tür stürzten, wurde sofort geschossen. Die Schüsse folgten aufeinander wie Salven, auch eine Handgranate wurde geworfen. Zwei Carabinieri bleiben schwerverletzt liegen. Einer von beiden, Gefreiter Giovanni D'Alfonso, starb wenige Tage später; der andere, Umberto Rocca, verlor ein Auge und ein Bein. Der dritte floh über die Felder.

Margherita hatte eine leichte Wunde am Arm, der Genosse war unverletzt. Es gelang ihnen, in die Autos zu steigen. Sie brauste als erste mit Vollgas davon. Als sie um die Hausecke bog, stand dort der 127er der Carabinieri. Sie wich aus, um nicht draufzufahren, und landete im Graben. Der Genosse direkt hinter ihr blieb ebenfalls stecken. Sie wurden sofort von dem vierten Carabinieri, der an dem Ort als Wache postiert worden war, unter Beschuß genommen. Margherita stieg unbewaffnet aus dem Wagen. Der Genosse hingegen hatte zwei Scrm in der Tasche. Es wurde ihnen befohlen, sich mit erhobenen Händen auf die Wiese zu setzen. Sie waren gefangen. Der Genosse informierte Margherita, daß er die Bomben habe, und schlug vor, einen Fluchtversuch zu wagen, sobald der Carabinieri, der sie im Auge behielt, einen Augenblick abgelenkt war. Sie war einverstanden. Irgendwann entfernte sich der Carabinieri einige Schritte, um zu dem Wagen zu gehen und über Funk Verstärkung anzufordern. Der Genosse richtete sich plötzlich auf, warf, so gut er konnte, eine Granate, die ohne Schaden anzurichten explodierte, und stürzte in Richtung Wald davon. Margherita war nicht schnell genug. Sie kam nicht aus der Schußweite des Carabinieri, der es vorzog, sie weiterhin unter Kontrolle zu halten, als das Feuer auf den Flüchtenden zu eröffnen.

Als der Genosse in Deckung war, blieb er stehen, um zu sehen, ob noch eine Möglichkeit bestand, Margherita zu retten. Einige Minuten später hörte er einen Schuß. Vielleicht auch eine Salve aus einer Maschinenpistole. Er schlich zur Wiese, sah, daß nichts mehr zu machen war, und flüchtete.

Die Ergebnisse der Autopsie waren eindeutig. Margherita saß mit erhobenen Armen da. Ein einziger Schuß ist auf sie abgegeben worden, in die linke Seite, genau unter die Achsel. Der klassische Schuß, um zu töten.

Wie hat dich die Nachricht des Todes deiner Frau erreicht?

Ich hatte um zwei Uhr nachmittags eine Verabredung mit Attilio Casaletti auf einer kleinen Piazza in der Nähe des Viale Padova. »Hast du Radio gehört?« fragte er mich gleich mit bedrückter Miene. Ich verneinte. Er sagte, daß die Radionachrichten von einem Zusammenstoß beim Spiottahof mit zum Teil tödlichem Ausgang berichteten. Es hieß, daß auch eine sehr junge Frau getötet worden sei. Ich verstand nicht, was geschehen sein könnte. Ich schloß ein Feuergefecht mit den Ordnungskräften aus, da wir alles so vorbereitet hatten, um dies zu vermeiden. Ich dachte an einen Unfall. Eine sehr junge Frau? Es konnte ja sein, daß die Tochter der Bauern des nahegelegenen Hofes hochgelaufen war, um nachzufragen, ob sie Eier wollten ... Und wer weiß, welche Komplikationen dazwischengekommen waren.

Ich bin zusammen mit Casaletti sofort nach Hause gegangen, um die Radionachrichten zu hören. Die Meldungen waren weiterhin konfus. Sie berichteten von einem schwerverletzten Carabinieri und einer vermutlich toten Frau. Wahrscheinlich war ich es, der nicht verstehen wollte. Ich weigerte mich, zur Kenntnis zu nehmen, daß Margherita getötet worden war. Jedenfalls mußte man etwas tun. Ich rief einige Genossen meiner Kolonne für den späten Nachmittag zusammen, und wir beschlossen, Unterstützungsgruppen in Richtung Acqui Terme loszuschicken, um uns zu vergewissern, was geschehen war, und dem eventuell Entkommenen zu helfen. Alle sprachen ja tatsächlich von einer toten Frau, während der männliche Brigadist nie genannt wurde. Zumindest er könnte entflohen sein, hofften wir.

Am nächsten Tag sammelten wir den Genossen, einige Kilometer von Acqui entfernt, an einem der Treffpunkte, die für Notfälle vorgesehen waren, ein.

Hast du ihn gleich befragt, was passiert war?

Nein, im ersten Moment habe ich ihn nicht sehen wollen. Ich habe ihn sofort um einen sehr detaillierten schriftlichen Bericht gebeten, aber erst zwei Monate später habe ich ihn in den Bergen, in Foppolo, getroffen. Er erzählte mir die ganze Geschichte noch mal unter vier Augen und ergänzte einige Einzelheiten. Seine Rekonstruktion schien mir überzeugend, wenn sie auch seine fatale Verantwortungslosigkeit hinsichtlich der Gefahren offenbarte.

War der Tod von Margherita mehr als eine persönliche Tragödie, etwas, das auch deine Haltung zur Militanz und dem bewaffneten Kampf veränderte?

Dieses Ereignis hat vieles verändert, nicht nur für mich persönlich, sondern auch für die Roten Brigaden. Es war unsere erste unmittelbare Konfrontation mit dem Tod und all seinen Konsequenzen.

Der Tod von Margherita, meiner Ehefrau, eine unserer Genossinnen und Kolonnenchefin, sowie der Tod eines Carabinieri, eines Familienvaters, das war der dramatische Epilog zu einer Operation, die wir auf diese Weise geplant hatten, um ein Feuergefecht zu vermeiden. Unsere schwerwiegenden Fehler drängten uns zu sehr harter Selbstkritik, aber auch dazu, uns bewußt zu werden, daß diesen Weg weiterzugehen konkret bedeutete, die Last des Todes – und zwar nicht nur als abstrakte Hypothese – sowohl in unserem als auch im feindlichen Lager zu akzeptieren.

Letztendlich mußte ich mich in jener Nacht vom 5. auf den 6. Juni dazu zwingen zuzugeben, daß jene tote »Frau« niemand anderes sein konnte als Margherita. Ich bat darum, im Haus alleingelassen zu werden, und hatte einen nicht enden wollenden Heulanfall. Tränen, die irgendwie befreiend wirkten, durch die ich die Realität einer weder literarischen noch philosophischen Begegnung mit dem Tod besser verstand und auch, wie dicht uns diese Möglichkeit bei unseren Abenteuern verfolgte.

Ich wollte unbedingt zu der Beerdigung nach Trento fahren, aber die Stadt wurde von der Polizei überwacht, und es wäre nicht möglich gewesen, wieder davonzukommen. Eine Freundin half mir, einen Blumenstrauß auf den Sarg gelangen zu lassen.

Hast du ihre Eltern danach wiedergesehen?

Den Vater nicht. Wie gesagt, er ist wenige Tage nach seiner Tochter gestorben. Er war krebskrank, und wahrscheinlich hat die Nachricht dazu beigetragen, sein Lebenslicht auszulöschen. Elsa, die Mutter, hat mich im Knast besucht. Wir schreiben uns immer noch, auch wenn sie mittlerweile

sehr alt ist. Sie ist eine Frau, mit der ich mich durch eine tiefe Beziehung verbunden fühle, die von der Liebe genährt wird, die sowohl sie wie auch ich für Margherita empfunden hatten.

Du bist in eine langanhaltende Krise gestürzt. Irgend jemand erzählte, daß du einige Monate lang niedergeschlagen und unfähig zu reagieren warst und daß deine Verhaftung in Mailand sozusagen eine Folge dieser Niedergeschlagenheit gewesen ist. Stimmt das?

Ich würde sagen, daß mein Schmerz und mein persönliches Drama bis heute andauert. Ich habe mit Margherita eine intensive Liebesbeziehung gehabt, die unserer politischen Sache vorausging und darüber hinausgeht. Eine Liebe, die bis heute existiert.

Sie hatte mir geholfen, das Gleichgewicht in meinem Leben zu finden, einen intellektuellen und gefühlsmäßigen Halt. In dem Moment, als sie weg war, fühlte ich, das alles um mich herum zusammenbrach, genauso wie ich als Kind aus Torre Pellice weggebracht und in einem Internat in Centocelle gesperrt wurde.

Es stimmt allerdings nicht, daß ich paralysiert war. Ich hatte weder die intellektuelle Aufmerksamkeit noch die Fähigkeit zu agieren verloren. Ich habe mich nicht aus der organisatorischen und politischen Arbeit zurückgezogen. Auch weil die Roten Brigaden nach dem Desaster auf dem Spiotta-Hof nicht wenige Probleme zu bewältigen hatten.

»... Margherita Cagol, »Mara«, kommunistische Leiterin und Mitglied des Exekutivkomitees der Roten Brigaden, ist im Kampf gefallen. Ihr Leben und Tod sind ein Vorbild, das kein Freiheits-Kämpfer jemals vergessen wird ... Wir können es uns nicht erlauben, Tränen für unsere Gefallenen zu vergießen, sondern müssen es als eine Lektion über Loyalität, Bestimmtheit, Mut und Heldentum verstehen ... Mögen alle wirklichen Revolutionäre »Mara« ehren und in Erinnerung halten, indem sie die politische Lehre reflektieren, die sie mit ihrer Entscheidung, mit ihrem Leben geben konnte. Mögen tausend Arme sich strecken, um ihr Gewehr aufzuheben! Wir sagen ihr als letzten Gruß: »Mara, eine Blume ist erblüht, und die Roten Brigaden werden diese Blume der Freiheit bis zum Sieg weiter pflegen.«

Das sind einige Auszüge aus dem berühmten Flugblatt, das die BR einen Tag nach dem Tod deiner Frau verbreitet haben. Ein ungewöhnlicher Text, der menschliche Rührung mit Guerilla-Rhetorik mischt. Hast du ihn persönlich verfaßt?

Ja, ich habe ihn in meiner Krise an einem Stück geschrieben. Wir diskutierten mit einigen Genossen der Mailänder Kolonne, daß es notwendig

war, nicht nur Mara zu gedenken, sondern auch einige Tatsachen zu klären, über die noch viele Gerüchte kursierten. Es war offensichtlich, daß ich das Papier schreiben mußte.

Die Sprache, die mir automatisch in den Sinn kam, drückt die paradoxe Beziehung zu dem Geschehenen aus. Einerseits die Betroffenheit und persönliche Anspannung und andererseits die Notwendigkeit, die Angelegenheit in den politischen Rahmen des bewaffneten Kampfes zu stellen. Es stimmt, daß es sich wahrscheinlich um das einzige Papier der BR handelt, in dem sich die Sprache persönlicher Emotionen mit der Kälte des politisch-ideologischen Vokabulars mischt. Ich halte es jedoch nicht für ungewöhnlich. Ich habe mein Leben im Untergrund täglich ohne jede Unterscheidung zwischen dem »Politischen« und der privaten Gefühlswelt, den Beziehungen zu den Leuten, die mir nahe und lieb waren, gelebt.

Dieses Flugblatt kann vielleicht als ein zynisches und groteskes Papier verstanden werden. Oder aber als ein Text, der die Widersprüchlichkeit der menschlichen Existenz, in denen Politik und Kampf auch zu Leben oder Tod führen können, voll ausdrückt. Ich habe es als ehrlichen Ausdruck meiner damaligen Zerrissenheit verfaßt.

Das Flugblatt endet mit dem Wort »Sieg«. Glaubtest du 1975 wirklich, daß der bewaffnete Kampf euch auf irgendeine Art einen Sieg bringen würde?

Ich will ganz ehrlich sein: Ich habe nie geglaubt, daß ein siegreicher Ausgang des bewaffneten Kampfes die Machteroberung im materiellen Sinne des Wortes sein würde. Diese Perspektive gehörte nicht zu meiner intellektuellen Vorstellungswelt und zu meinen Überzeugungen.

Andererseits kämpft man nicht, wie wir es getan haben, wenn man glaubt, daß man zwangsläufig besiegt wird. Heute würde ich sagen, daß für mich ein Mittelweg existierte. Wenn ich die Dinge auf eine elementare Formel verkürze, würde ich sagen, daß mir die Gesellschaft, in der wir lebten, überhaupt nicht paßte. Ich wollte sie um keinen Preis akzeptieren, ich kämpfte, um sie zu verändern. Und das Wort »Sieg« drückte die Hoffnung aus, den Stand der Dinge zumindest zum Teil verändern zu können.

Wie weit glaubtet ihr damals, den »Stand der Dinge« verändern zu können?

Zumindest glaubten wir, das politische Regime der Nachkriegszeit in Italien erschüttern zu können. Das war mein Hauptziel, und damals hielt ich es für möglich. Ich war der Ansicht, daß in unserem Land keine wirkliche Demokratie herrschte und daß, egal wie man dies tat, die Machtallianzen aufzusprengen zu einem positiven Ergebnis geführt hätte.

Im wesentlichen glaubtest du also an eine Art bewaffneten Reformismus. Ist das nicht ein sowohl logischer als auch ideologischer Widerspruch?

Der Ausgangspunkt der Analyse, die zur Gründung der Roten Brigaden führte, basierte auf dem Glauben, daß es unmöglich sei, einen Prozeß substantieller Reformen im Italien der 60er Jahre in Gang zu bringen. Sozialisten, Christdemokraten und der Staatsapparat waren sich darin einig, einen realen Transformationsprozeß, der von einem breiten Teil der Gesellschaft ersehnt wurde, zu blockieren.

Meine damalige Vorstellung war, daß ein revolutionärer Schub notwendig wäre, um die von den starken Bewegungen jener Jahre entfesselte soziale Energie zu bündeln, so daß die institutionelle Blockade gesprengt würde. Heute glaube ich, daß die größte politische Fehleinschätzung darin bestand, die Democrazia Cristiana überzubewerten. Das Regime, das die Reformen blockierte, bestand aus einem Block, einer Allianz, die das gesamte Parteiensystem, auch Oppositionsparteien, miteinbezog. Es war eine Scheinopposition! In Wirklichkeit repräsentierte nicht nur die DC das »Herz des Staates«, das wir zu treffen versuchten, sondern letzteres bestand aus dem gesamten politisch-institutionellen Komplex, der die Kontinuität des Regimes verlangte und schützte.

Jedenfalls hätte man, um wirkliche Reformen zu erzielen, den ganzen Block aus den Angeln heben müssen, also »die Revolution machen« müssen. So scheint die Bezeichnung des »bewaffneten Reformismus« nicht völlig widersinnig: Um Reformen zu erreichen, mußte man sich bewaffnen.



16. Die Wohnung in der Via Maderno – die zweite Festnahme in Mailand

Vom Tod deiner Ehefrau bis zu deiner Verhaftung in Mailand vergingen drei Monate. Du hast gesagt, daß du dich trotz des Desasters auf dem Spiotta-Hof nicht zurückgezogen hast. Mit welchen Schwierigkeiten hattet ihr in dieser Zeit zu tun?

Es gab eine Krise. Wir waren verkrampft und nervös. Kurz nach dem Tod von Margherita trat die strategische Leitung zusammen. Die Hauptthemen waren: Selbstkritik wegen des leichtfertigen Verhaltens, das wir an den Tag gelegt hatten; die Lücke, die Margherita in der Turiner Kolonne hinterlassen hatte, und die dringende Notwendigkeit, Geld aufzutreiben.

Wir diskutierten, daß selbst genau geplante Aktionen ein gewisses Risiko menschlichen Versagens in sich bergen. Aber auch wenn man etwas Unvorhergesehenes nicht völlig ausschließen konnte, so mußte man jedenfalls alles tun, um das Risiko des Zufalls zu vermeiden. Wir legten neue und rigidere Sicherheitsregeln fest und verstärkten unsere Vorsichtsmaßnahmen. Zuffada und Casaletti wurden zur Verstärkung der Turiner Kolonne zugeteilt. Wir diskutierten lange, wie wir uns weiterhin finanzieren sollten. Ich erklärte, daß es mir, nach dem, was passiert war, schwer und riskant erschien, eine weitere Personenentführung durchzuführen. Wir waren uns mehr oder weniger alle einig, zu unserer alten Methode zurückzukehren.

Das heißt, es wieder mit Banküberfällen zu probieren?

Es war das sicherste System, um Geld zu besorgen. Im Sommer 1975 führten wir eine breite Kampagne von Enteignungen in ganz Italien durch, die uns das Sümmchen einbrachte, das die Ganci-Entführung hätte abwerfen sollen. Kurios daran war, daß wir zur Arbeitserleichterung die gleichen Banken überfielen, die wir schon in den Jahren davor ausgeräumt hatten. Und das Prinzip funktionierte sehr gut. In einer Bank-

filiale in der Toskana erkannte mich der Kassierer sogar wieder: »Wie denn, schon wieder hier! Ich weiß, was du mir jetzt wieder sagen wirst: daß ihr keine unnötige Gewalt anwendet, daß die Bank versichert ist ... Also, hier hast du das Geld, kein Problem. Aber du bist nicht besonders schlau. Wenn du gestern gekommen wärest, hättest du das Doppelte eingesackt.«

Die Banküberfälle liefen glatt und waren ab und zu sogar amüsant, andere Aktionen gingen dafür leider weiterhin schief. Es kam z. B. zu einer Serie von Unglücksfällen und Verhaftungen.

Durch was wurden sie ausgelöst?

Vor allem durch Nachlässigkeit und Nervosität. Zuffada und Casaletti beschlossen, vor der Abreise nach Turin in einer Wohnung in der Nähe der Autobahnauffahrt zu übernachten. Es sollte ein sicheres Versteck sein. Aber die Genossen, die verantwortlich für diese Wohnung waren, übersahen, daß sie mit einer anderen Wohnung in Verbindung stand, die der Polizei schon seit geraumer Zeit bekannt war. So überwachten die Carabinieri auch diese Wohnung. Als die beiden Genossen eintrafen, wurde die Wohnung gestürmt, und die beiden wurden verhaftet.

Unsere klandestinen Kräfte waren danach extrem nervös. So sehr, daß es in Mailand an einem einzigen Tag zu drei Autounfällen von Militanten meiner Kolonne kam. Auch ich wurde von den Folgen der Nachlässigkeit nicht ausgespart. Das Haus, in dem ich nach dem Tod von Margherita vorläufig bleiben sollte, war mir als absolut sicher garantiert worden. Doch am ersten Abend, als ich aus dem Fenster die Gegend überprüfte, fielen mir zwei suspektae Gestalten auf, die auf der Straße auf und ab gingen. Ich verduftete sofort. Die Polizei war wenige Minuten später zur Stelle und fand nur noch die leere Wohnung vor. Es war für mich gerade noch einmal gut gegangen, aber nur um Haaresbreite.

Am 18. Februar 1976 kamen die Carabinieri dann aber rechtzeitig und nahmen dich in einer Wohnung in der Via Maderno fest. Wie kam es zu deiner – nun endgültigen – Gefangennahme?

Dem waren einige etwas komplexere Ereignisse vorausgegangen.

Neben der organisatorisch-logistischen Krise der Mailänder BR kam es zu internen Spannungen, zur »einvernehmlichen Trennung« der Gruppe um Fabrizio Pelli und Corrado Alunni⁶⁴. Dies waren zwei Genossen, die mit unserer Organisation großgeworden sind – der erste war aus der Reggio Emilia zu uns gekommen, der zweite aus den kämpferischen Reihen bei Sit-Siemens. Nachdem wir in immer größere Schwierigkeiten

gerieten, optierten sie für eine weniger auf die Präsenz der Organisation zielende Strategie und für mehr Offenheit gegenüber den Instanzen der autonomen Arbeiter. Ich führte eine intensive Diskussion mit ihnen, und mir schien, daß sie die Zeichen aus den Fabriken und den Stadtteilen überbewerteten. Ich sagte ihnen, daß eine schnelle Trennung wohl das Beste wäre. Kurze Zeit später riefen sie zusammen mit anderen Genossen die *Fomazioni comuniste combattenti*⁶⁵ ins Leben.

Die internen Auseinandersetzungen und das Erscheinen von neuen Formen sozialer Unzufriedenheit und Rebellion drängten uns zu einer ernsthaften Reflexion unserer Zukunft. Inwiefern mußte unsere Geschichte als abgeschlossen betrachtet werden. Welche Aspekte konnten beibehalten werden? Wie sollte die neue BR-Generation aussehen? Um dies zu diskutieren, hatte ich über Weihnachten und Neujahr 1975-'76 eine Versammlung der Turiner und Mailänder Kolonnen einberufen.

Wir wollten uns in einem Ski-Ort im San-Pellegrino-Tal bei Bergamo treffen. Ich wartete einige Tage lang oben in den Bergen. Aber Angelo Basone und Vincenzi Guagliardo kamen nicht. Ich machte mir große Sorgen und fuhr nach Mailand zurück, um zu sehen, was passiert war.

Und, was war geschehen?

Soviel ich im nachhinein herausfinden konnte, wurde das Unglück durch eine Nachlässigkeit Basones eingeleitet, der das Auto an einem Ort geparkt hatte, wo ein Stadtteilmarkt stattfinden sollte. Die Verkehrspolizei setzte das Auto um und bemerkte, daß es ein falsches Kennzeichen hatte. Sie benachrichtigten die Carabinieri. Diese beschatteten Basone und stießen auf diese Weise auf Nadia Mantovani und die Wohnung, die sie mit mir bewohnte.

Deine zweite Verhaftung verlief nicht so unblutig wie die erste. Diesmal gab es eine Schießerei, warum?

Es ging nicht darum, unnötig Blut zu vergießen. Ich hatte das Feuer vor allem eröffnet, um den ganzen Stadtteil wissen zu lassen, daß die Wohnung in der Via Maderno entdeckt worden war, und um zu vermeiden, daß sie sich noch für weitere Genossen in eine Falle verwandelte. Das habe ich erreicht, und da jede weitere Aktion aussichtslos erschien, habe ich danach meine eigene Haut gerettet und die Waffe fallenlassen.

Mantovani und ich waren gerade aus den Bergen zurückgekehrt. Wir zogen uns Stadtkleidung an, um die Genossen in den Bars zu suchen und uns zu informieren. Wir wollten gerade aus der Wohnung gehen, als plötzlich ein schwerer Schlag gegen die Tür zu vernehmen war. Jemand

versuchte sie einzuschlagen. Sie war jedoch durch ein großes Winkeleisen ziemlich stabil und gab nicht nach.

»Carabinieri, macht auf, ihr könnt nicht entkommen!« rief es von draußen. Wir öffneten nicht und gaben keine Antwort. Ich suchte nach einem Fluchtweg. Es war eine Dachwohnung mit einer großen Terrasse, die wiederum an andere Terrassen grenzte. Man könnte es versuchen, meinte ich. Wir gingen über die Terrasse, und während wir auf das Mauerchen stiegen, das uns von der benachbarten Terrasse trennte, bemerkte ich zwei bewaffnete Männer, die auf dem gegenüberliegenden Kirchturm postiert waren und uns im Visier hatten. Wir hasteten zurück ins Haus. Es war immer noch besser, eine geschützte Position zu halten und ein bißchen Krach zu veranstalten, als sich wie die Spatzen auf dem Dach erschießen zu lassen.

Es begann eine wilde Knallerei. Die Eingangstür war in kürzester Zeit zersiebt. In der Wohnung regnete es Kugeln wie in einem Wildwest-Film. Ein Querschläger traf mich an der Schulter; die Wunde blutete stark. Durch das Fenster konnte man die vielen Leute auf der Straße sehen. Das beruhigte mich etwas, und ich dachte, daß es besser wäre, sich zu ergeben.

In einer Feuerpause brüllte ein Carabinieri: »Mantovani, komm raus! Ich bin's, Oberst Cucchetti. Ich gebe dir mein Wort, wenn du mit erhobenen Händen rauskommst, passiert dir nichts ...« Mantovani? Ich war verblüfft: Der Nachname sagte mir nichts. Ich rief Nadia, von der ich nur ihren Brigadistennamen kannte, und frage sie: »Heißt du Mantovani?« Sie nickte. Also, dachte ich, die wissen gar nicht, daß ich auch hier drin bin. Daß ich mit meiner Vermutung recht hatte, wurde mir kurz darauf bestätigt. »Hört auf zu schießen, ich ergebe mich, ich komme raus ...«, brüllte ich so laut wie möglich. Mit Mühe öffnete ich die Tür, die aussah wie ein Teesieb. Sie stürzten sich zu zehnt auf mich, und nachdem sie mir die unvermeidliche Dosis Beleidigungen und Schläge verabreicht hatten, schaute mich einer der Carabinieri aufmerksam an und rief seinen erstaunten Kollegen zu: »Aber, das ist ja Curcio!«

Als sie mich unsanft in das Auto gestoßen hatten, strahlten ihre Gesichter wie an Weihnachten.

Und Nadia Mantovani?

Sie wurde in ein anderes Auto gesteckt. Ich hatte sie zumindest aus dem Schußwechsel heraushalten können. Sie hatte sich in ein weiter hinten liegendes Zimmer zurückgezogen und nicht einen einzigen Schuß abgegeben. Sie hatte nicht viel mit der BR zu tun. Sie war eine Genossin, die aus dem Kreis von Potere Operaio in Mestre kam. Weil sie außerhalb unserer

Organisation stand, hatte ich sie gebeten, mit mir zur Tarnung in einer Wohnung zu leben. Wir versuchten, wie gewöhnliche Pärchen in den Wohnungen zu leben, um so »normal« wie möglich zu erscheinen.

Du warst verletzt und hast geblutet. Brachten dich die Carabinieri ins Krankenhaus?

Nicht sofort. In der Via Maderno war ein großer Menschenauflauf, große Aufregung und allgemeines Durcheinander. Das Blut schoß in Strömen aus meiner Schulter. Ich steckte einen Finger in die Wunde, um die Vene abzuklemmen. Es funktionierte.

Sie stießen mich unsanft in einen Alfetta. Hauptmann Digati und ein paar Carabinieri stiegen dazu. Einer von ihnen, der von der angespannten Stimmung deutlich gezeichnet war, brüllte den Fahrer an: »Los, los, fahr los ... Fahr weg, fahr weg!« Woraufhin sich der Hauptmann plötzlich umdrehte und mir eine saftige Ohrfeige verpaßte: »Halt's Maul. Hier geb' ich die Befehle und nicht du«, zischte er.

»Ich habe doch gar nichts gesagt«, entgegnete ich genervt.

Er bemerkte seinen Irrtum: »Entschuldigen Sie, ich dachte, Sie wollten sich einmischen.«

Als ich in der Kaserne in der Via Moscova ankam, gab es ein Kompetenzgerangel zwischen der Carabinieri-Spezialeinheit von Dalla Chiesa und der Einheit Milano 3 unter Oberst Cucchetti, der die Operation und meine Verhaftung geleitet hatte. Die Männer von Dalla Chiesa schlugen einen drohenden Ton an. Sie wollten mich fortschaffen, um mich zusammenzuschlagen, mich umzubringen oder mich nach ihren Methoden zu verhören – ich wußte es nicht genau. Oberst Cucchetti ließ mich beschützen. Er gruppierte bewaffnete Posten um mich, jagte die anderen aus dem Raum, ließ mich in einen gesicherten Raum bringen und gab Befehl, daß sich mir niemand nähern sollte.

In dem allgemeinen Durcheinander auf den Fluren des Präsidiums muß sich auch ein Journalist vom *Giornale nuovo* befunden haben. In den darauffolgenden Tagen las ich, daß er ein Interview mit mir gemacht hätte und daß ich sogar eine geheime Botschaft an Montanelli⁶⁶ geschickt hätte, was frei erfunden war.

Auf jeden Fall blieb ich über eine Stunde lang mit dem Finger in dem Loch in der Schulter in einem Kabuff eingesperrt, während draußen die Rivalitäten unter den Einheiten zunahmen. Schließlich brachte mich eine Patrouille mit laut tönenden Martinshörnern in die Erste-Hilfe-Station eines Krankenhauses. Dort kam es zu einem weiteren Konflikt. Diesmal zwischen den Carabinieri und den Ärzten. Die Ärzte wollten keine Cara-

binieri im Operationssaal dulden, aber schließlich setzten sich die Carabinieri durch, und ein paar Militärs kamen mit herein, um mich auch während der Operation sehen und überwachen zu können. Ein sehr freundlicher und kompetenter Chirurg schnitt mir von hinten die Schulter auf und entfernte die Kugel, die nur wenige Millimeter vor dem Gelenk steckengeblieben war.

Kaum war die Operation beendet, stellten sie mich, so gut es eben ging, wieder auf die Beine. Wir fuhren im Eiltempo Richtung San Vittore⁶⁷, wo ich in einer der winzigsten und ekelregensten Isolationszellen gesperrt wurde. Ich konnte eine Woche lang nicht einmal die Kleidung wechseln: Blutig, verschwitzt, verschmiert und von all den Fehlschlägen völlig entmutigt, verharrte ich in der Zelle.

17. Die BR und die Geheimdienste

So begannen deine lange Zeit als Häftling und die Wanderschaft durch die verschiedenen Knäste Italiens. Wie lange bist du zunächst in San Vittore geblieben?

Etwa einen Monat. Dann verlegten sie mich in den Knast nach Pisa, wo ich über ein Jahr lang in Isolationshaft war. Ich blieb dort bis zum Sommer 1977, als sie mich auf die Asinara⁶⁸ brachten. Das war sogar noch vor der Einweihung des von General Dalla Chiesa gewünschten Hochsicherheitstraktes.

In Pisa sperrten sie mich in einem kleinen Trakt zu einigen sozialen Gefangenen, die als besonders gefährlich galten. Es war eine harte Zeit. Außer meiner Mutter in London hatte ich keine weiteren Familienangehörigen. Außer Verwandten wurde niemand zu den Besuchsterminen zugelassen. So sah ich nur einmal im Monat meinen Anwalt, Edoardo di Giovanni. In jener psychisch problematischen Situation machte sich irgendwann während des Hofganges ein amerikanischer Häftling, dieser Ronald Starck, an mich heran. Er behauptete, ein großer internationaler Drogenhändler zu sein. Er erzählte von seinen großen Haschischplantagen im Libanon, von Privatflugzeugen, mit denen er durch die Gegend sauste, um mit Gras und anderem zu handeln ...

Ronald Starck ist die Person, die später behauptete, CIA-Agent zu sein, die BR unterwandert zu haben und viele Informationen über euch zu besitzen.

Seine Geschichten bestanden zu 90 Prozent aus Märchen. Bevor er sich an mich heranmachte, versuchte er bereits Bertolazzi auszuhorchen, der noch einen Tag vor meiner Ankunft im gleichen Trakt in Pisa gesessen hatte. Später habe ich die Angelegenheit mit Bertolazzi besprochen, doch er hat verneint, dem undurchsichtigen Amerikaner irgend etwas von Belang anvertraut zu haben.

Meinerseits ging ich auch nicht auf seine zweifelhaften Ausbruchsvorschläge ein.

Starck schlug dir eine gemeinsame Flucht vor?

Nicht wirklich. Er meinte, er verfüge über große Mengen Geld, mit dem er auch einen größer angelegten und von meinen Genossen organisierten Ausbruch finanzieren könne. Ich antwortete, daß die BR nicht auf Ausbrüche von inhaftierten Kapitalisten spezialisiert seien, und versuchte ihn abzuwimmeln. Er versuchte mich noch lange zu gewinnen, brachte verschiedenste Argumente vor und behauptete, große internationale Unterstützung zu haben.

Seine Hartnäckigkeit erregte meinen Verdacht, worauf ich jeden Kontakt abbrach. Andererseits war es auch eine allgemein übliche und alte Knastregel, Unbekannten erst einmal zu mißtrauen, insbesondere wenn sie so auffällig an dir interessiert sind. Ich hatte damit bereits Erfahrung. Während meines Aufenthaltes im Knast von Casale Monferrato gestand mir ein Häftling, den sie mir als Zellengenossen aufgehalst hatten, daß der Direktor von ihm fordere, alles zu berichten, was ich erzählte: »Es ist schwer, dies zu verweigern, da sie mich erpressen. Wenn du mir aber einfach nichts sagst, kann ich auch nichts berichten«, empfahl er in seiner einfachen, aber effektiven Logik.

Ich weiß weder, wer dieser Mister Starck genau war, noch was er wollte. Aber eines ist sicher, von den BR wußte es wenig bis gar nichts.

Abgesehen von dieser Geschichte wurde im Laufe der Jahre, und teilweise bis heute, vieles über mögliche Verbindungen der Roten Brigaden zu den Geheimdiensten verschiedenster Länder verbreitet. Politiker wie Giulio Andreotti und Bettino Craxi sprachen davon, aber auch Staatsanwälte und Ermittler. Es gab sogar einige Stimmen, die die Hypothese vertraten, eure Organisation könnte von irgendeiner dunklen und fremden Macht instrumentalisiert worden sein.

Kannst du uns, gemäß dem, was du bis 1976 als aktive Führungsperson erlebt und dem, was du danach im Knast mitbekommen hast, sagen, was es genau mit dieser mysteriösen Seite der BR auf sich hat?

Dieses Kapitel kann getrost geschlossen werden, bevor man es überhaupt aufschlägt. Der wirkliche Verlauf der Dinge hat mit den aufgestellten Märchen so wenig zu tun, daß hier jeder Widerspruch überflüssig erscheint...

Und dennoch, es wurde von Kontakten zu Geheimdiensten der Ostblockstaaten, von Ausbildungslagern, sogenannten Wallfahrtsorten, von einem gewissen für euch günstigen Hinterland geredet.

Es ist viel Blödsinn erzählt worden. Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei Personen aus den Ostblockstaaten kennengelernt, beides Frauen, aber deswegen noch lange keine Mata Haris. Die erste kam aus Polen, studierte an der Universität von Trento und war ein entzückendes Mädchen, mit einem unverwechselbaren melancholischen Lächeln. Die zweite war Heidi Pusch, die Ehefrau von Pierino Morlacchi. Sie war aus der Deutschen Demokratischen Republik zum Arbeiten und Studieren nach Mailand gekommen. Gegen sie wurde einmal zusammen mit mir in einem der ersten Prozesse der siebziger Jahre ermittelt. Sie hatte sicherlich keine verdeckten Verbindungen.

Also sagen dir die Namen Dupov⁶⁹, Karlovy Vary⁷⁰ und Radio Prag nichts?

Das sind Geschichten aus der direkten Nachkriegszeit, Angelegenheiten wie die des Partisanen Moranino⁷¹. Die Versuche, sie in irgendeiner Weise mit den Roten Brigaden in Verbindung zu bringen, sind ziemlich plump.

Fabrizio Pelli, der viel Humor besaß, rannte sogleich los, als er die Geschichte seiner vermeintlichen Ausbildung in der Tschechoslowakei las, und kaufte sich ein kleines Schachspiel: »Wenn sie mich so finden, werden sie glauben, voll ins Schwarze getroffen zu haben«, sagte er mir. Es war das Jahr der großen Begegnung zwischen Fischer und Karpov, und Schach symbolisierte, mehr noch als der Winterpalais, für Fabrizio den Osten. Auch Franceschini äußerte sich sarkastisch, als in bezug auf seine UdSSR-Aufenthalte von politischer Indoktrination die Rede war: »Ich glaubte, daß meine Reise nach Moskau eine Belohnung von der *Federazione giovanile comunista* war, weil ich als Kind immer die kleine Zeitung *Il Pioniere* verkauft hatte. Und jetzt muß ich feststellen, daß sie mich zur Revolutionsschulung dorthingebbracht hatten; leider war ich damals zu jung, um dies zu bemerken!«

Wir amüsierten uns jedenfalls über diese Dinge. Als schließlich eine gewisse Claire Sterling⁷² die Nachricht lancierte, daß auch Margherita und ich einen Lehrgang auf Kuba mit anschließender Spezialisierung in Moskau absolviert hätten, konnten sich die Genossen nicht mehr zurückhalten und begannen uns »compañera Popovna« und »compañero Popov« zu nennen.

Zum Zeitpunkt der Entführung des amerikanischen Generals James Lee Dozier⁷³ im Januar 1982 schienen die BR aber einen Kontakt zu Agenten der

bulgarischen Botschaft in Rom gehabt zu haben. Der Pentito-Brigadist Loris Scricciolo erzählte, er sei von seinem Cousin Luigi Scricciolo, einem Gewerkschafter der UIL⁷⁴, gebeten worden, ein Treffen mit den Bulgaren zu organisieren. Ein Treffen, das vor dem Kino Empire stattgefunden und an dem euer Genosse Luigi Novelli teilgenommen hätte. Was weißt du über diese Angelegenheit?

Damals war ich bereits sechs Jahre im Knast, und die Geschichte betrifft mich nur noch indirekt. Aber auch an dieser Geschichte ist nichts dran.

Nach der Entführung von General Dozier durch die BR-Partito Comunista Combattente⁷⁵ hätte man denken können, daß die Gruppen, die in Italien den bewaffneten Kampf weiterführen wollten, nun versuchten sich in den Ost-West-Konflikt einzuschalten. Die Sowjetunion befand sich bereits in einer Krise; die internationalen Beziehungen blieben angespannt. Aber auch in diesen Fall gilt, daß auch ein plausibel konstruierter Kontext aus einem Gerücht noch nicht die Wahrheit macht.

Alle Genossen der BR-PCC, die ich im Knast traf, haben jede Beziehung zu bulgarischen Institutionen kategorisch ausgeschlossen. Sie berichteten, daß es von Luigi Scricciolo einen Vorschlag gab, der studiert und diskutiert wurde. Letztlich überwog die Vorsicht, und er wurde abgelehnt. Jemand sollte zu der Verabredung vor dem Kino Empire gehen, um die Glaubwürdigkeit von Scricciolo zu überprüfen. »Aber da war nicht einmal ein bulgarischer Regenschirm«, erzählte mir Novelli. Ich hatte keinen Grund, an seinen Worten, oder denen der anderen Genossen, die die Sache miterlebt haben, zu zweifeln.

Wenn schon nicht der Osten, dann vielleicht Israel. – Verschiedene Pentiti berichteten von einem Kollaborationsangebot der Dienste aus Tël Aviv ...

Solidarität mit dem palästinensischen Volk und gleichzeitig geheime Verbindungen zu den zionistischen Diensten: Das könnte der Handlungsstrang eines Spionage-Films sein. In Wirklichkeit handelte es sich um eine einzige Aktion und um maßlos aufgebauschte Gerüchte, an deren Wahrheitsgehalt auch ständiges Wiederholen nichts änderte.

Die Geschichte war folgende: 1973 hatte jemand, an den sich niemand mehr erinnern kann, Margherita wissen lassen, daß Israelis sich mit uns treffen wollten. Als Visitenkarte übermittelten sie uns die angebliche Adresse des Verstecks des armen Pisetta, den wir jedoch überhaupt nicht suchten. Wir beschlossen dennoch, die Zuverlässigkeit der Botschaft zu überprüfen. Margherita und Bertolazzi reisten nach Deutschland, ich glaube nach Frankfurt, wo die Nachforschungen ein wenig überzeugendes Ergebnis erbrachten.

Nach ihrer Rückkehr fragten wir uns: Wenn es wirklich die israelischen Geheimdienste sind, die einen Kontakt zu uns suchen, was könnten sie wollen? »Im günstigsten Fall uns eine Falle stellen«, antwortete Margherita. Und damit ließen wir die Sache auf sich beruhen.

Wenn das die Tatsachen sind, warum glaubst du, wurde immer wieder versucht, euch solche externen Beziehungen anzudichten?

Die naheliegendste Erklärung, die mir dazu einfällt, hat mit der elementaren Rhetorik des Kalten Krieges zu tun, die gegen uns in Gang gesetzt wurde: einen Stammbaum, ideologische Bezüge, eine rote Verschwörung und so weiter. Dies hat etwas mit Geisterbeschwörung, Exorzismus und Heuchelei zu tun. Wenn im eigenen Land etwas nicht stimmte, durfte das nicht an den sozialen Widersprüchen, der internen Geschichte und der eigenen Dynamik liegen, sondern an irgendeinem ausländischen Geheimdienst, der im trüben Wasser fischte und sich einiger Ahnungsloser bediente. Diese imaginären Projektionen waren notwendiger Bestandteil einer bestimmten Verschwörungstheorie. Es handelt sich hierbei auch um einen der vielen Versuche, mit denen eine gewisse Linke uns verleumdet hat, um die Entschlossenheit unserer Praxis, über die sie selber so viel redeten, ohne jedoch zu handeln, nicht anerkennen zu müssen.

Und selbstverständlich war es einfacher, über eine fremde und mysteriöse Macht herumzuspekulieren, als dem in Italien real existierenden Übel ins Gesicht zu sehen. So kommt, es daß der große Alte mit dem roten Bart, der Davidstern oder der Zylinder des Uncle Sam durch unsere Geschichte geistern.

Mit den Palästinensern haben die BR aber Kontakte unterhalten. Moretti ist sogar mit einem Segelboot, der »Papago«, in den Libanon gefahren, um eine Ladung Waffen abzuholen. Seit wann gab es diese Zusammenarbeit?

Ich kann bestätigen, daß es Beziehungen zum palästinensischen Widerstand gegeben hat, die ich schätzte. Die Geschichte von der »Papago« kenne ich nicht aus erster Hand. Moretti hat mir nicht direkt davon erzählt. Ich hielt es auch nicht für nötig, ihn zu einer Angelegenheit, die nicht bemerkenswert war, zu befragen. Wir hatten bereits, bevor ich verhaftet wurde, auf der Ebene der politischen Propaganda mit den Palästinensern zusammengearbeitet und einige Schriften der Gruppen um George Habbash⁷⁶ und Nayef Hawatmeh⁷⁷ verbreitet.

Ich habe aber mit Moretti über einen anderen Aspekt, der mich persönlich mehr interessierte, geredet. Wie sich vielleicht manche erinnern, veröffentlichte die Presse irgendwann die Unterstellung, »der Alte«⁷⁸ reise

häufig nach Paris, um über Simioni und die Sprachschule »Hypèrion« die Kontakte zu den Palästinensern zu unterhalten. Angesichts der Härte, mit der wir vor Jahren den Dialog mit diesen Genossen abgebrochen hatten, war ich neugierig, ob es irgendeine Annäherung gegeben hatte. Tatsächlich fanden die Treffen mit einigen Vertretern der palästinensischen Gruppen wohl häufig in Paris statt, mit den Exgenossen der Hypèrion hatte dies aber nichts zu tun.

Wer außer den Palästinensern belieferte die BR mit Waffen? Du hast erzählt, daß eure Bewaffnung zunächst aus Geschenken ehemaliger Partisanen bestand. Die Skorpio-Maschinenpistolen und die Srcm-Handgranaten stammten dann aber wohl kaum aus den alten Lagern des Widerstandes ... Waffen zu besorgen, ist, im Gegensatz zu dem, was man vielleicht glauben könnte, für die Roten Brigaden nie ein Problem gewesen. Pistolen und Gewehre besorgten wir uns auf die einfachste Weise: Wir erwarben sie in den Waffenhandlungen der verschiedenen Städte, mit von uns nach allen Regeln der Kunst gefälschten Waffenscheinen. Maschinenpistolen und Handgranaten kauften wir meist über ehemalige Partisanen, die mittlerweile in der Unterwelt der proletarischen Stadtteile Mailands gelandet waren. Zwischen 1972 und '75 haben wir auch ab und zu Blitzaktionen in der Schweiz durchgeführt. Wir haben unsere Bestände aufgefüllt, indem wir uns dort der vielen privaten Waffenlager, die den Schweizer Bürgern wegen des Milizsystems zur Verfügung stehen, bedienten. Unsere Schweizer Genossen zeigten uns die Verstecke, und es war außerordentlich praktisch, sich dort gratis zu versorgen.

Habt ihr zu den Separatisten der baskischen ETA oder der irischen IRA Kontakte gepflegt?

Nicht als Organisation. Die politische Ausrichtung der Roten Brigaden hatte kaum etwas mit ihrer Praxis des bewaffneten Kampfes zu tun. Sie führten den Kampf einer Bevölkerung, die ihr ehernes Recht auf politische, kulturelle, linguistische und religiöse Autonomie verteidigte, und sie wurden hierbei von allen sozialen Klassen unterstützt. Unser revolutionärer und klassenorientierter Kontext war aber ein entschieden anderer.

Ich hatte 1969 in Trento persönliche Beziehungen zu Aktivisten der ETA. Es handelte sich um zwei Jugendliche, die aus ihrem Land geflohen waren, um einem Todesurteil zu entrinnen. Ich kümmerte mich einige Tage lang darum, ihnen einen sicheren Zufluchtsort zu besorgen. Ich erinnere mich daran, daß einer von ihnen während einer Unterhaltung mal sagte: »Weißt Du was mich an euch wundert? Daß ihr nicht singen könnt.

Unser Kampf ist hingegen ein einziger Gesang ...« Eine Bemerkung, der ich nicht viel Beachtung schenkte, die mir aber im Laufe der Jahre häufig durch den Kopf ging. Den Genossen anderer Gruppen bei Schwierigkeiten zu helfen, war jedenfalls Teil einer militanten internationalen Solidarität, die Ende der 60er Jahre sehr weit verbreitet war. Ich habe mich zwischen 1967 und '68 beispielsweise für den Befreiungskampf in Mosambik engagiert.

Kommen wir noch auf eine andere Art von Beziehungen in den Knästen zu sprechen. Ich meine die Beziehung zwischen den BR-Häftlingen und den Männern der Mafia. Tommaso Buscetta, der große Pentito gegen die Cosa Nostra, hat der parlamentarischen Antimafia-Kommission im November '92 erzählt, daß ihn »jemand« im Auftrag »eines Ministers« während der Moro-Entführung kontaktierte. Er hätte zu den im Knast von Turin inhaftierten Brigadisten gehen sollen, um »sie zu bitten, das Leben von Aldo Moro« zu retten. Was weißt du über diese Geschichte?

Unter den zahlreichen Anfragen nach einer Intervention zugunsten einer Freilassung Aldo Moros, die mich im Knast von Turin erreichten, gab es keine einzige von Vertretern der Cosa Nostra. Andererseits hat Buscetta selbst erklärt, daß er nicht nach Turin gekommen ist. Daher ist es verständlich, daß ich nichts von dieser Angelegenheit erfahren habe. Der interessanteste Punkt an seinen Aussagen scheint mir aber zu sein, daß die sizilianische Mafia eine gewisse Zeit lang gebeten wurde, sich für die Rettung des christdemokratischen Anführers einzusetzen, und später mit einem Gegenbefehl wieder zurückgepiffen wurde. »Irgend jemand wollte Moro nicht befreien«, so Buscetta. Das ist auch der Eindruck, den ich während der letzten Tage der Entführung aus der Zelle heraus ganz deutlich gewonnen hatte.

Ich möchte auch hinzufügen, daß mir die Erzählung des sizilianischen Bosses nicht unwahrscheinlich erscheint und sie gewisse Einzelheiten enthält, die ich bestätigen kann. Es besteht kein Zweifel, daß Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre jemand aus dem Kreis der politischen Macht versucht hat, die Männer des organisierten Verbrechens zu benutzen, um in den Knästen einen Krieg gegen uns führen zu lassen, um unsere Vorgehensweisen zu beeinflussen.

Hast du dafür Beweise?

Das sind Dinge, die ich persönlich erfahren habe. 1979, gleich nach dem Aufstand von Asinara, wurde ich einen Monat lang in den Knast von Pianosa gesteckt. Dort wurde ich, anstatt in einen Trakt mit den anderen

zu kommen, zusammen mit Bertolazzi in einem kleinen Bereich isoliert, in dem sich als einziger weiterer Insasse Francesco Turatello⁷⁹ befand.

Ich weiß nicht, wer auf diese Idee gekommen war. Die Sache war gefährlich und hätte zu großen Problemen führen können. Turatello war nicht nur der unangefochtene Boss einer mächtigen Bande, er hatte auch rechtsextreme Vorstellungen und lief mit einem riesigen goldenen Hakenkreuz um den Hals herum. Darüber hinaus war er auch noch etwa doppelt so groß und breit wie ich. Eine wenig beruhigende Perspektive auch angesichts der Tatsache, daß es in den vergangenen Monaten in verschiedenen Hochsicherheitsknästen zu Reibungen um die Organisierung der jeweiligen »Lebensräume« gekommen war, zu Schlägereien zwischen unseren Genossen und den Männern seines Clans.

Ich überlegte, was ich tun sollte. Entweder ich würde in der Zelle eingeschlossen bleiben, ohne ins Freie zu gehen, und als ängstlich gelten, oder ich würde ins Freie gehen und mich der Konfrontation stellen. Ich entschied mich für die zweite Möglichkeit.

»Das Freie« war ein winziger Hof von wenigen Quadratmetern. Er war bereits dort. Wir schauten uns einen Augenblick schweigend an, dann näherte er sich mir und ergriff die Initiative: »Ich bin ein enger Freund und Geschäftspartner eines Bekannten von dir, Renato Vallanzasca. Ich weiß, daß ihr ein ausgezeichnetes Verhältnis im Knast hattet, und es gibt keinen Grund, daß es zwischen uns anders läuft.« Das fing gut an, und es begann ein langer Dialog.

Er erzählte mir, daß das Hakenkreuz nur ein Schmuckstück sei, ein Geschenk Vallanzascas, daß er aber überhaupt kein Nazi sei. Er beschäftige sich gar nicht mit Politik und hielt sich einfach für einen »großen Händler«. Gerade weil er ein »Händler« sei, erklärte er, müsse er seine Geschäfte auch aus dem Knast heraus weiter abwickeln. Er müsse sich also den größtmöglichen Handlungsspielraum erobern, indem er alles kaufe, was es zu kaufen gab, und alle korrumpiere, die zu korrumpieren waren. »Ich weiß, daß ihr ganz anders denkt und vorgeht. Das hat zu einigen Reibereien geführt, aber das ist alles noch lange kein Grund, sich gegenseitig zu bekriegen ...« Wir vereinbarten eine friedliche Koexistenz, mit der Verpflichtung, diese auf alle anderen Hochsicherheitsknäste auszuweiten.

»Ich bin kein Verräter, ich bin keiner, der mit Knastdirektoren oder Regierungspolitikern verhandelt«, besiegelte Turatello den Knastfrieden. »Ich will dir das auch beweisen, indem ich dir von einem Vorfall erzähle.« Er berichtete mir, daß ihn kurz nach dem Ende der Moro-Entführung »einige wichtige Leute aus Rom« kontaktiert hatten und ihn fragten, ob er bereit wäre, in den Knästen einen Krieg gegen uns auszulösen. Natürlich

im Tausch mit Hafterleichterungen und anderen Vorzügen für ihn und die Leute seines Clans.

Meinte er mit »wichtige Leute aus Rom« Personen aus der Politik?

Das hat Turatello nicht genauer erklärt. Aber so, wie er es erzählte, schien es, als spiele er mehr auf politische denn auf administrative oder polizeiliche Kreise an. Er sagte, er habe den Vorschlag abgelehnt, da er niemanden provozieren wollte und bei einer Auseinandersetzung unter Häftlingen noch nie etwas Gutes herausgekommen wäre.

Er lud mich an jenem Abend in seine Zelle zum Essen ein, um unsere »Übereinkunft« zu feiern und um mir all seine Macht zeigen zu können. Die Tafel war mit allen erdenklichen Gaben Gottes gesegnet: Rigatoni mit frischen Tomaten, gebratenes Zicklein, Wein, Cognac ...

Habt ihr auch mit anderen Mafiosi eine Übereinkunft für ein friedliches Leben im Knast getroffen?

Ja, und zwar von dem Zeitpunkt an, als sie uns gemeinsam in den Hochsicherheitsgefängnissen konzentrierten. Im Rahmen ausgeklügelter Provokationspläne hatten wir uns häufig mit Männern der Cosa Nostra, 'Ndrangheta⁸⁰ und Camorra vermischt dort wiedergefunden. Nicht nur in den gleichen Trakten, sondern auch in den gleichen Zellen. Wir wußten genau, daß der Knast ein Universum mit eigenen Regeln ist, und wir begriffen schnell, daß eines unserer Probleme darin lag, uns von Gestalten fernzuhalten, die die Haftzeit in diametral entgegengesetzter Weise verlebten. Korruption und Vetternwirtschaft waren für die Mafiosi eine selbstverständliche Sache, während wir dies rigoros ablehnten.

Daher traf die knastinterne Leitung der BR – das sogenannte »Interne Zentrum,« zu deren Koordinatoren ich gehörte – 1977, zum Zeitpunkt der Inbetriebnahme der Hochsicherheitsknäste, eine klare Entscheidung. Es wurde bestimmt, daß alle unsere inhaftierten Militanten um jeden Preis Konflikte mit dieser oder jener organisierten Häftlingsgruppe vermeiden sollten. Wir haben den verschiedenen Männern der Mafia, den verschiedenen Camorristen und Unterweltlern, die in unserer Nähe waren, immer wieder gesagt: »Wir sind hier alle eingesperrt: Tretet uns nicht auf die Füße, dann treten wir euch auch nicht auf die Füße.«

Ist dieser interne Frieden immer eingehalten worden?

Fast immer. Die Räume wurden gegenseitig respektiert, das war für alle praktisch. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, daß sie mich 1983/84 in Palmi in eine Zelle neben Luciano Liggio steckten. In den anderen

Trakten saßen Männer der Neuen Camorra, die den großen sizilianischen Boss sicher nicht mit freundlichen Augen betrachteten. Es war eine sehr unangenehme Situation. Doch es gelang mir auch in dieser Situation, mit allen neutrale und gleiche Beziehungen zu unterhalten.

Und nicht nur das. Wir Politischen führten in diesem Knast einen harten Kampf gegen die Administration und studierten auch die Möglichkeit eines Aufstandes. Überlegungen, die wir dann fallenließen, auch um Liggio nicht in ein gefährliches Abenteuer mit hineinzuziehen, mit dem er nichts zu tun hatte. Letztlich auch, um uns keine Probleme mit der Mafia einzuhandeln.

18. 1978 die Entführung Aldo Moros

Wie hast du davon erfahren, daß sie Aldo Moro entführt hatten?

An einem noch kalten Morgen im März war ich mit Bertolazzi auf dem Hof. Wir liefen den schmalen, von Drahtzäunen umschlossenen Betonweg rauf und runter. Ich befand mich wegen des ersten BR-Prozesses, der 1976 begonnen hatte, aber wegen fehlender Geschworener verschoben und aus anderen Gründen unterbrochen wurde, im Gefängnis Le Nuove in Turin.

Ein etwas zerzauster Junge, der wegen Drogengeschichten einsaß, hockte allein in einer Ecke. Er lauschte dem kleinen Radio, das er in der Hand hielt. Irgendwann entfuhr es ihm mit lauter Stimme: »Boah, sie haben Moro entführt!«

Wir schauten uns an und fingen an zu lachen. Wir dachten, es sei ein dummer Scherz. »Moro wer?« fragten wir wie die Idioten.

»Moro, Moro, den Politiker ... aus Rom«, antwortete er, indem er den Kopf hob und uns mit leicht ironischer Miene anschaute.

Da hatten wir begriffen, daß es stimmte. Wir waren verwirrt. Wir wußten nicht, ob es sich um eine Aktion der Roten Brigaden handelte, aber wer sonst könnte sie durchgeführt haben? Es schien uns eine bedeutungsvolle Angelegenheit zu sein. Unsere Gefühle überschlugen sich: Besorgnis, Neugier und auch Furcht. Wir ahnten gleich, daß ein so aufsehenerregendes Unterfangen großen Einfluß auf das Schicksal der Organisation, aber auch auf unser persönliches Schicksal haben konnte.

Währenddessen lehnten sich andere Gefangene, die auch die Radionachrichten gehört hatten, aus den Zellen, um die Meldung durch Zurufe weiterzugeben.

Was machtest du dann?

Ich ging zurück in die Zelle, die ich mit Franceschini und Fabrizio Pelli

teilte. Es begann eine nervöse Phase. Ein jeder versuchte Informationen, Bestätigungen zu erhalten. Mit der Zeit schien es immer offensichtlicher, daß es die Roten Brigaden gewesen waren, die in der Via Fani agierten. An diesem Punkt kam ein zwiespältiges Gefühl bei uns auf. Verdammte, waren die dort draußen stark! Viel stärker, als wir es uns vorzustellen wagten! Eine derart wichtige Aktion, von solcher politischer Relevanz, konnte eine merkliche Stärkung der Organisation bedeuten, einen qualitativen Sprung in unserer Interventionsmacht. Andererseits tauchten Ängste und Zweifel auf, eine furchtbare Unruhe, nichts zu wissen. Sicher, wenn sie es getan hatten, werden sie die Dinge gut abgewogen haben, versuchten wir uns von der Aktion zu überzeugen. Die Reaktionen würden aber sehr hart sein. Es konnte schlecht enden. Was würde alles passieren?

Wie war deine persönliche Einschätzung dieser Situation?

Ich befürchtete ein sehr großes Ungleichgewicht zwischen den politischen Kompetenzen der Roten Brigaden, die draußen agierten, und den politischen Problemen, die eine so wichtige Aktion nach sich ziehen würde. Ich hatte den Eindruck, daß die durchgeführte Aktion eine Nummer zu groß war. Ich war von dem, was Franco Piperno später als die »geometrische Stärke« der Operation definieren sollte, ganz und gar nicht beeindruckt. Militärisch schien mir die Operation nicht außerhalb der Fähigkeiten der Roten Brigaden zu liegen. Läßt man die Tötung der Beamten der Eskorte außer acht, so handelte es sich um eine Entführung à la Sossi, die lediglich größer angelegt war. Mir war aber bewußt, daß mit Moro der Kopf eines weitreichenden politischen Entwurfs getroffen wurde, und daß die Aktion wohl gravierende politische als auch polizeiliche Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Es konnte auch keinen Zweifel geben, daß es für uns im Knast ein hohes Risiko bedeutete. Stammheim war erst wenige Monate her. Ich hatte Andreas Baader, Jan-Carl Raspe und Gudrun Ensslin einige Male in Mailand getroffen; ihr Tod im Knast hing wie ein Felsbrocken über unseren Köpfen.

Habt ihr wirklich mit dem Schlimmsten gerechnet?

Ich weiß nicht, ob es wirklich die Angst war, dabei mit draufzugehen. Aber wir hatten sicherlich begriffen, daß, wenn die Angelegenheit einen schlechten Lauf nimmt, auch wir mit nicht irrelevanten Konsequenzen zu rechnen hätten.

Was tun? Wir begannen sofort eine Diskussion im Knast. Wir beschlossen folgende Linie: Wir durften unter keinen Umständen in diese

Angelegenheit mit hereingezogen werden; die Gefangenen waren eine Sache und die, die draußen agiert hatten, eine andere; wenn irgend jemand versuchen sollte, uns als Vermittler ins Spiel zu bringen, würden wir uns weigern. In erster Linie, weil wir zu diesem Zeitpunkt wirklich keinerlei Kontakt zu der externen Organisation hatten, mit der wir außerdem seit über einem Jahr eine harte Auseinandersetzung führten. In zweiter Linie, weil wir uns ansonsten in eine sehr gefährliche Situation manövriert hätten, wenn es uns gelungen wäre, eine Verbindung herzustellen. Das Drama von Stammheim hatte das gezeigt. Also trafen wir die Entscheidung, uns in jeder Hinsicht von der Angelegenheit fernzuhalten.

Aber in den Erklärungen, die ihr im Turiner Gerichtssaal verlesen habt, habt ihr eure vollständige Solidarität mit dem Entführungs-Kommando erklärt.

Das war die offizielle Position. Wir sagten uns, wir seien Militante der BR und mußten im guten wie im schlechten ideologisch und politisch die Entscheidungen der Organisation vertreten. Später würden wir eventuell die Möglichkeit haben, die Aktion und ihren Ausgang zu diskutieren. Jetzt mußten wir Solidarität zum Ausdruck bringen, und damit basta.

Du hast dich praktisch zweigleisig bewegt, dachtest etwas anderes, als du öffentlich vertreten hast. Ist das richtig?

Ich würde nicht von zwei Gleisen reden, das scheint mir aufgesetzt. Tatsache ist, daß ich ein Militanter der BR war, der sich in einer absolut außergewöhnlichen Situation befand. Wir spürten, daß der Druck des ganzen Landes, ich würde fast sagen der ganzen Welt, auf uns lastete. Wir mußten diese Realität, die um uns herum alles zum Explodieren brachte, miteinbeziehen. Wir konnten nicht so tun, als ob es uns nichts angehe, und uns abseits halten.

Andererseits war ich persönlich noch völlig unschlüssig und unsicher. Der Moment schien mir nicht geeignet, dies zum Ausdruck zu bringen, dies sollte später kommen.

Wie wird es enden? Das ist sicher eine Frage, die du dir von Anfang an gestellt hast. Hast du gedacht, daß die Entführung mit der Freilassung Moros beendet sein würde, so wie es einst mit Staatsanwalt Sossi geschehen war?

Ich habe es mir gewünscht. Ich dachte, es sei die intelligenteste Lösung, aber ich hatte keine Anhaltspunkte, um einschätzen zu können, wie wahrscheinlich das sein würde.

Im Fall des Staatsanwalts Sossi wollten wir nicht einen Menschen umbringen, sondern eine Propaganda-Aktion durchführen. Wir stellten

unsere Fähigkeit unter Beweis, einen Gefangenen fünfzehn Tage lang festzuhalten, und erreichten eine große Popularität. Wir trafen die Entscheidung, den Staatsanwalt am Leben zu lassen, auch wenn der Staat mit seinen Betrugereien alles dransetzte, die Geschichte tragisch enden zu lassen. Damals gingen wir weder unversöhnlich noch naiv vor, sondern gaben der politischen Reflexion den Vorzug. Bei Moro hing die Entscheidung nicht mehr von mir ab. Die Logik der BR hatte sich verhärtet, ihre Optik hatte sich verändert. Ich hatte keinerlei Vertrauen.

Dennoch kam Hoffnung auf, als die externen Genossen vorschlugen, Moro im Tausch gegen einige politische Gefangene freizulassen. Es blieb noch ein kleiner Schimmer der Hoffnung auf eine positive Lösung. In anderen Staaten konnten ja Gefangenen-Austausche erreicht werden: mit den Tupamaros in Uruguay, in Deutschland mit Lorenz⁸¹. Ich hoffte, daß die Forderung nach Freilassung von dreizehn politischen Gefangenen eine symbolische Forderung sei, eine für die Verhandlung; in Wirklichkeit würden die Genossen annehmbare Kompromisse eingehen. Bei einer so aufsehenerregenden Entführungsaktion müßte es auch in Italien jemanden geben, der wohl imstande sein sollte, sich eine akzeptable Lösung einfallen zu lassen: Vielleicht hätte dies ein indirekter und nicht unmittelbar in Beziehung zu Moro stehender Tausch sein können, etwa die Freilassung irgendeines Guerilleros irgendwo auf der Welt.

Wie war eure Situation im Knast nach der Entführung?

Die Überwachung wurde verschärft, dauernde Körperkontrollen, Analkontrollen mitinbegriffen. Aber, wie so oft in extrem angespannten Situationen, es entstand eine gewisse Doppelbindung zu den Schließern: eine eisige Stille, lange drohende Blicke, eine absolute Begrenzung auf die zugewiesenen Räume, eine strikte Disziplin und Kontrolle jeder Geste, um bloß kein Mißverständnis auszulösen. Wir wurden wie super-gefährliche Gestalten behandelt, aber da war offensichtlich auch noch etwas anderes. Wir wurden auch mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht. Häufig kamen Beamte, um uns die Radiomeldungen zuzutragen; oder sie brachten uns schnell die Post, die wir kiloweise bekamen, und andere derartige Dinge.

Natürlich versuchten wir unter uns die Anspannung abzubauen und die Lage zu entdramatisieren. Wir machten auch unsere Späße. Ging ein Genosse zum Hofgang, so packten derweil die anderen seinen Seesack und sagten ihm, daß er nun bald rauskäme, da er sich unter denen für den Austausch vorgesehenen Gefangenen befände. Oder Pelli und Franceschini, meine Mitbewohner, hängten sobald ich eingeschlafen war, ein

Schild mit meinem Namen und einem Richtungspfeil an meine Pritsche, um zum Spaß die Prügel eines eventuellen nächtlichen Strafüberfalls auf mich zu richten. So konnten wir unsere Sorgen zum Ausdruck bringen und dadurch etwas mildern.

Habt ihr von draußen Nachfragen bekommen? Wurde Druck auf euch ausgeübt?

Die erste Konfrontation mit der Welt außerhalb des Knastes fand im Saal des Riesenprozesses in Turin ein paar Tage nach der Entführung statt. Wir wurden in die Käfige geführt. Es herrschte eine unheimliche Ruhe. Eine schwere Stille voller angespannter Erwartungen lastete auf uns. Alle Blicke waren in unsere Richtung gewandt, alle Augen auf uns gerichtet, man hätte eine Mücke summen hören können. An den Augen konnte man ablesen, daß wir, dort in den Stahlkäfigen, für sie diejenigen waren, die Moro entführt und die drei Polizisten der Eskorte getötet hatten. Wir waren sehr verlegen und uns unserer eigenen Rolle nicht sicher.

Dann brach das Eis, die Neugier nach mehr Information überwog, Journalisten und Fernsehteams, Massen von Mikrofonen drängten sich zu den Gitterstäben. Alle brüllten uns Fragen zu, wollten etwas hören.

Und ihr?

Wir hielten uns an das, was wir beschlossen hatten. Wir beantworteten praktisch keine Fragen zu der Entführung. Wir wollten da nicht mit hineingezogen werden. Wir gaben nur formale Erklärungen. Ich sagte mehr oder weniger folgendes: »Ich bin in den Roten Brigaden organisiert und teile somit ihre Praxis; wenn ihr etwas über die Roten Brigaden und diese Aktion wissen wollt, lest die Flugblätter.«

Der Vorsitzende des Gerichts, Guido Barbaro, war ein sehr geschickter und seriöser Mensch. Er schaffte es, den Prozeß fortzusetzen, ohne sich von den Ereignissen überrollen zu lassen. Zur Verhandlung standen Geschehnisse, die sich zwischen 1970 und 1975 zugetragen hatten, aber der augenblickliche Druck war enorm. Barbaro war in der Lage, jegliche Stimmungsmache zurückzuweisen. Er wurde mit unserem Versuch fertig, die Verhandlung in eine Werbekampagne für die BR umzuwandeln. Er ließ uns dazu keine Möglichkeit.

Hat es trotz eurer Haltung jemanden gegeben, der sich direkt an dich wandte, um etwas für die Freilassung Moros zu tun?

Im Laufe der fünfundfünfzig Tage haben sich verschiedenste Leute an uns gewandt. Marco Boato kam in den Saal und bat darum, im Namen unse-

rer alten Freundschaft einen Appell an mich richten zu dürfen: »Wir sind zusammen an der Universität von Trento gewesen. Ich kenne deine menschlichen und intellektuellen Vorzüge. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du das, was geschieht, gutheißen kannst. Ich bitte dich, dein Möglichstes für die Freilassung des Gefangenen zu tun.« So etwa war seine Botschaft, auf die ich getreu der im Knast festgelegten Linie nur mit Schweigen antworten konnte. Auch Franca Rame suchte mich im Knast auf, um mir eine ähnliche Rede zu halten. Eines Abends gegen halb zehn benachrichtigten sie uns in den Zellen, daß eine Person für einen Gruppenbesuch gekommen sei. Um diese Uhrzeit war dies eine absolut ungewöhnliche Angelegenheit. Ich ging jedenfalls mit Franceschini und Ognibene dorthin. Sie brachten uns in einen kleinen Saal ohne Trennscheibe, was äußerst ungewöhnlich war. Von allen unseren Besuchen, auch denen der engsten Familienangehörigen, waren wir zu jener Zeit durch eine dicke Glasscheibe getrennt. An einem Tisch saß Franca Rame. Ich hatte sie auf der Bühne gesehen und schätzte sie sehr, sowohl als Schauspielerin als auch für ihre Arbeit zugunsten der Gefangenen. Sie erzählte uns, die Erlaubnis für das Treffen vom Justizministerium erhalten zu haben, aber nicht als Sprecherin irgendeiner Institution gekommen zu sein.

»Ich repräsentiere nur mich selbst«, erklärte sie, »ich bin eine Militante der Linken und fühle mich mit jedem solidarisch, der gefangengehalten wird, auch mit Aldo Moro. Ich glaube, daß das, was die Roten Brigaden derzeit machen, sehr gefährlich für alle ist. Ich wünschte, daß ihr wirkungsvolle Worte für seine Rettung finden könntet.«

Ich sagte, daß es keinen Sinn hatte, sich an uns zu wenden. Moro war nicht in unseren Händen, und wir konnten nicht in die externe Organisation eingreifen. Ich war traurig und mußte sie enttäuscht weggehen sehen. Ihre Worte waren offen und ehrlich gewesen.

Und die anderen Anfragen, die du erhalten hast?

Viele Anfragen kamen indirekt, mit der Post, zumeist anonym. Ich hatte mich mittlerweile etwa ein Dutzend Mal mit meinem Anwalt Giannino Guiso besprochen. Über seine Rolle und seine Kontakte zu den Sozialisten⁸² ist viel gemutmaßt worden. Ich kann nur sagen, daß ich ihm in den verstreichenden Tagen meine Ansichten zu dieser Angelegenheit immer freimütiger dargelegte, ohne von seiner Seite irgend etwas Präzises zu vernehmen. Während des Prozesses war er im Gerichtssaal einmal etwa zehn Tage abwesend. Ich habe keine Ahnung, was er in dieser Zeit gemacht hat. Auf das, was er hätte berichten können, und wem, hatte ich

keinen Einfluß. Aber auch durch die Post lastete großer Druck auf mir. In jener Phase bekam ich sehr viele Briefe...

Wieviele?

Einige hundert. Das war sicherlich organisiert worden, um mich darüber zu beeinflussen. Mich erreichten sogar die Briefe religiöser Orden: Mönche, Priester, Nonnen in Klausur, Missionare. Alle schrieben mehr oder weniger das gleiche: »Wir schätzen Ihre intellektuelle Aufrichtigkeit. Wir hoffen, daß Sie auf Ihr Herz hören werden, und flehen Sie an, etwas für die Rettung Moros zu unternehmen ...«

Ich erhielt auch Briefe von Schulkindern und die Schulaufsätze Dutzender Grundschulen.

Das war alles, religiöse Mitteilungen und Botschaften von Kindern?

Nein, auch viele lange Briefe, die von Personen aus der Welt der Diplomaten und Geheimdienste verfaßt sein mußten. Sie kamen nicht nur aus Italien, sondern auch aus Deutschland, den Vereinigten Staaten und Frankreich. Sie waren mit »ein Freund«, »ein Mensch, der Sie für intelligent hält«, »einer, der die Sache durchschaut« usw. unterschrieben. Einige waren höchst interessant. Gut geschrieben, mit genau artikulierten politischen Einschätzungen, die dahin tendierten, verschiedene Szenarien auszumalen, nach denen die Roten Brigaden alles gewonnen hätten, würden sie Moro lebendig freilassen. Wir haben sie im Knast aufmerksam gelesen und kommentiert. Die Gedankengänge waren oft überzeugend. Ihr großer Irrtum lag aber darin, daß sie nicht verstehen wollten, daß es nicht darum ging, mich zu überzeugen, sondern die BR-Genossen, die draußen agierten und den Entführten in ihren Händen hatten.

Schließlich gab es noch eine dritte Kategorie Briefe. Die von Jugendlichen, Studenten, Arbeitern, die der BR Erfolg und Ausdauer wünschten. Sehr viele mit Unterschrift und Adresse. Diejenigen, die schrieben, sagten nicht explizit, daß sie in die Roten Brigaden eintreten wollten, aber sie drückten Solidarität und Bewunderung aus. Zusammengefaßt lautete ihre Botschaft: »Ihr handelt richtig, diese Welt ist verrottet und muß verändert werden, wie gut, daß es euch gibt!«

Aus Deutschland habe ich sogar zwei Postanweisungen über eine halbe Million Lire erhalten, »als Ausdruck militanter Unterstützung«. Sie wurden mir von der Gefängnisverwaltung ausgehändigt, aber ich nahm das Geld nicht an, es hätte eine Provokation sein können. Ich wollte nicht eines Tages mit dem Vorwurf konfrontiert sein, Geld von irgendeinem Geheimdienst bekommen zu haben. Ich weiß noch, wie meine Ableh-

nung den Schließer verblüfft hatte und er mich zu überzeugen versuchte: »Seien Sie kein Dummkopf, das ist ein hübsches Sümmchen; eines Tages werden Sie es bereuen, das ganze Geld wieder an den Absender zurückgeschickt zu haben ...«

So vergingen also die fünfundfünfzig Tage der Entführung. Hattet ihr mit der Meldung von der Ermordung Aldo Moros gerechnet oder wart ihr davon überrascht?

Unerwartet kam sie ganz sicher nicht. In den letzten Tagen und Wochen hatten die Ereignisse, die ich vom Knast aus verfolgte, mich extrem pessimistisch gestimmt. Es war bestürzend und kaum nachvollziehbar, daß sich das politische System Italiens zwei Monate lang weigerte, eine Strategie zur Auseinandersetzung mit den Roten Brigaden zu formulieren. Ich konnte nicht verstehen, warum niemand in der Lage war, über die Entscheidung, im Fall Moro nichts zu entscheiden, hinauszugehen ...

Warum redest du von einer »Entscheidung, nichts zu entscheiden«? Die Mehrheit der politischen Kräfte hielt die Entscheidung, mit den Roten Brigaden nicht zu verhandeln, sehr wohl für eine Entscheidung. Und zwar für die richtige ...

Meiner Meinung nach entsprach die Entscheidung, nicht zu verhandeln, der, nichts zu entscheiden. Ich entscheide nichts und hoffe, daß in der Zwischenzeit irgendetwas passiert; ich hoffe, daß die Brigadisten nachgeben, daß sie gefunden werden ... Darauf beschränkten sich die politischen Überlegungen jener Tage.

Das bedeutete zweifellos, Moro zum Tode zu verurteilen. Die BR sagten in der Zwischenzeit nur noch: Ihr müßt etwas tun, auch wenn es nur etwas Kleines ist, auch nur etwas Symbolisches, aber ihr müßt irgendetwas Sichtbares tun.

Es gab einige, wie Franco Piperno, ein Anführer aus dem Autonomia-Umfeld, die meinten, daß eine »politische Anerkennung« der BR durch die Democrazia Cristiana schon gereicht hätte, um Moro zu retten. Es gibt viele Gerüchte über eine kurze Erklärung, die Fanfani genau an dem 9. Juni vor der versammelten Leitung der DC in Piazza del Gesù hätte halten sollen, dort aber nicht rechtzeitig eintraf. Wäre deiner Ansicht nach eine Initiative dieser Art für Moretti und die Genossen ausreichend gewesen?

Persönlich dachte ich nicht, daß ein Satz eines Christdemokraten oder eines anderen Politikers in Italien viel wert sei. Für Moros Leben verlangten die BR eine politische Handlung und nicht nur Worte. Die Aktion

zielte auf die Freilassung von einigen politischen Gefangenen. So hatten sie es öffentlich erklärt. Sie verlangten dreizehn. Man hätte sich auf zwei oder vielleicht auch einen einzigen einigen können. Aber selbst das war ihnen einer zu viel.

Ich konnte später im Knast mit Moretti⁸³ und den anderen Genossen, die die Aktion durchgeführt hatten, reden. Zu dieser Geschichte von der »politischen Anerkennung«, dieser eine von einem Christdemokraten zu sprechende Satz, konnte er nur müde lächeln. Die BR haben während der Entführung Moros genug Anerkennungen erhalten: Erklärungen des Papstes⁸⁴, des Präsidenten der Vereinten Nationen, die Diskussion in der Öffentlichkeit ... Es bedurfte keiner Erklärung eines Politikers, um die Existenz der BR festzustellen. Es war eine Tatsache, daß die Roten Brigaden interventionsfähig waren und dann als selbständige »Macht« in Italien existierten.

Andererseits hat mir Moretti gesagt, daß die BR tatsächlich geglaubt hatten, zu einer akzeptablen Lösung bei der Entführung zu gelangen, ohne Moro zu töten. Sie hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt und verschiedene informelle Kontakte aufgebaut. Sie waren bestürzt, sagte er mir, als sie feststellten, daß die Gegenseite sich definitiv verweigerte und jegliche Verhandlungen ausschloß.

Moretti und seine Genossen deuteten die Botschaft des Papstes – »Männer der Roten Brigaden ... ich flehe euch auf Knien an, laßt den ehrenhaften Aldo Moro frei, ganz einfach, bedingungslos ...« – und das folgende Abbrechen der bestehenden Kontakte als unmißverständliche Tendenzverschiebung. Von diesem Zeitpunkt an waren die Genossen, die den Präsidenten der DC in ihrer Hand hatten, davon überzeugt, daß nichts mehr zu machen war. Innerhalb des Parteienblocks hatte eine gezielte Intervention jeden Raum für Verhandlungen verschlossen und die Oberhand gewonnen.

Es gab auch Leute, die behaupteten, die damalige externe Strategische Leitung der BR habe die Tötung des christdemokratischen Führers von Anfang an beschlossen.

Das halte ich für ein absurdes Gerücht, das absichtlich in Umlauf gesetzt wurde. Die BR waren tatsächlich verblüfft, als sie feststellten, daß es trotz der Dauer der Entführung niemandem gelang, konkrete Verhandlungen in die Wege zu leiten.

Wenn dir jemand eine Pistole an die Schläfe hält und sagt, »gib mir dein Portemonnaie«, dann gibst du ihm zunächst das Portemonnaie und versuchst später dann einen effektiven Weg zu finden, das widerwillig

Hergegebene wieder zurückzubekommen. Moro war eine zentrale Persönlichkeit des politischen Lebens in Italien. Um sein Leben zu retten, hat man die Tür nicht einen Spalt aufgemacht. Ich vermute, daß es gewollt war, daß sich gewisse Kreise einen unwiderruflichen Epilog gewünscht hatten.

Ich wiederhole: Ich bin sicher, daß die BR bei der Planung der Entführung nicht davon ausgingen, Moro zu töten. Sie glaubten, ein konkretes politisches Ziel erreichen zu können – ein Ziel, welches flexibel gewesen wäre und welches im Vergleich zu den ursprünglichen Forderungen entscheidend hätte verringert werden können.

Du hast die Ermordung Moros für falsch gehalten?

Es war eine für die Roten Brigaden tragische und destruktive Entscheidung. Es fehlte ihnen in diesen Tagen an politischer Stärke und Weitsicht. Anscheinend hatten sie zuvor nicht überlegt, was sie tun sollten, wenn alle ihre Forderungen abgelehnt würden und sie vor der Entscheidung stünden den Gefangenen zu töten. Das scheint mir für den kurzsichtigen strategischen Blick der Genossen, die die Entführung durchführten, symptomatisch.

Persönlich habe ich die Nachricht vom Tod Aldo Moros mit großem Unbehagen aufgenommen. Von Anfang an hatte ich den Eindruck, daß die BR hier eine Aktion durchführten, die über ihren politischen Möglichkeiten lag. Außerdem befürchtete ich verheerende organisatorisch-militärische Auswirkungen der ganzen Angelegenheit.

Also den »Fehler«, der den Anfang vom Ende der Roten Brigaden markierte?

Das habe ich nicht nur gedacht, sondern auch gleich so geschrieben. Kaum erreichte uns während des Hofgangs im Turiner Knast die Meldung über den aufgefundenen Leichnam in der Via Caetani, begannen Franceschini, Bertolazzi, ich und andere Genossen des alten Kerns eine langandauernde Diskussion. Sie wurde im Laufe der Zeit immer angespannter, dauerte Monate und führte zu einer wahren Schlacht hin- und hergeschobener Papiere.

Sehr stark verkürzt ging es im wesentlichen um folgendes: Die Roten Brigaden waren am Ende; ihre Geschichte endet mit dieser Aktion, die zu einem extremen Niveau der politisch-militärischen Auseinandersetzung geführt und das alte Konzept der bewaffneten Propaganda verlassen hat. Die Reaktion der Öffentlichkeit, des italienischen Staates und der internationalen Kräfte auf diese extreme Zuspitzung würden nicht mehr die gleichen sein wie zuvor. Die BR waren unter anderen Bedingungen ent-

standen und auch nicht darauf vorbereitet, ein derartiges Konfrontationsniveau durchzustehen. Die militärische Konfrontation sollte nicht weiter zugespitzt werden, statt dessen schien es ratsam die Geschichte unserer Organisation abzuschließen.

Das stand alles in dem Kommuniké, das von sämtlichen Genossen des Turiner Prozesses unterzeichnet war. Dieses Papier war von 1978 bis '81 Ausgangspunkt zahlloser Konflikte. Niemand von den Externen konnte auf die von uns aufgeworfenen Fragen eine befriedigende Antwort geben.

Öffentlich, im Turiner Gerichtssaal, habt ihr euch aber weiterhin hinter die BR gestellt. Warum?

Ich hielt es für richtig, die interne Diskussion der Organisation von der öffentlichen zu trennen. Ich identifizierte mich trotz allem mit der Geschichte der Roten Brigaden und konnte sie nicht einfach ihrem Schicksal überlassen, wie etwas, das einen nicht mehr betraf.

Im Prozeßsaal herrschte am Tag nach dem Tode Moros eine dramatische Anspannung. Eine Stille, die noch viel bedrohlicher war, als jene, die uns vor fünfundfünfzig Tagen begrüßt hatte. Richter Barbaro hoffte sicherlich, daß wir nichts sagen würden. Ich bat aber um das Wort. Er antwortete: »Wenn es den Prozeß betrifft, habe ich keine Einwände.«

»Ja, es betrifft entsprechende Angelegenheiten«, sagte ich. Wir hatten ausgemacht, daß ich einen Satz von Lenin zitieren sollte. Ich sprach gewählt, um ruhig zu erscheinen, und skandierte: »Der Tod eines Klassenfeindes ist der höchstmögliche menschliche Akt in einer in Klassen aufgeteilten Gesellschaft ...« Das war ganz offensichtlich ein sich selbstversicherndes Ritual, ein Taschenspielertrick, um diesen bitteren Moment überstehen zu können. Wir wußten, daß wir vor dem Ende einer historischen Erfahrung standen. Aber in den wenigen Stunden war es uns nicht möglich, dies in einen präzisen Diskurs umzusetzen.

Die Carabinieri ließen mich nicht ausreden. Sie kamen in den Käfig, rissen mich hoch und warfen mich aus dem Saal.

Franceschini ergriff das Wort und wurde ebenfalls rausgetragen. Dann waren Maurizio Ferrari und die anderen an der Reihe. Alle versuchten, denselben Satz zu wiederholen, um damit zu zeigen, daß wir noch militant und in einer Organisation vereint waren. Der Satz war nicht so wichtig. Es war eher eine stärker nach innen gerichtete Demonstration als der Versuch, andere davon zu überzeugen.



19. Nach Moro – Spannungen zwischen Gefangenen und Untergrundgruppe

Du hast erzählt, daß nach dem Ende der Moro-Entführung im Knast eine lange Debatte über das Schicksal der BR begann und dabei das »Documentone«, das »Riesepapier«, entstand.

»Documentone« nannten wir ein Konvolut von über hundert Seiten, das im Knast auf der Asinara im August 1979 entstanden war. Die Entwicklung dahin ist nicht uninteressant.

Wie ich bereits erwähnte, beschlossen wir den Turin-Prozeß mit einem Kommuniké, in dem wir, wenn auch noch recht vage, eine Gesamtdiskussion aller BR-Kolonnen über die gesellschaftliche Entwicklung und eine neue Orientierung forderten. Die Phase der bewaffneten Propaganda schien zu Ende, und die Frage des Bürgerkrieges stellte sich nicht, was war also zu tun? Hatte eine Organisation, so wie wir sie ursprünglich konzipierten, noch einen Sinn? Unserer Meinung nach gab es darauf nur eine Antwort: »Nein.«

Um diese Probleme darzustellen, erarbeiteten die Gefangenen auf Asinara (praktisch der gesamte »historische« Kern, Franceschini, Ferrari, Bonavita, Ognibene, Bertolazzi...) zwei Papiere. Das eine, »Rotkäppchen« betitelt, war von mir. Ein anderes, eine Art Gegenthese zu »Rotkäppchen«, verfaßten Franceschini und Bertolazzi zusammen mit anderen.

Es folgten hitzige Diskussionen, Verbesserungen, Korrekturen. Schließlich entstand eine Synthese aus beiden Positionen, sie trug den Titel »Zehn Thesen« und bezog klar Position.

Franceschini schwebte das »Projekt einer neuen Organisierung« vor. Wie waren deine Vorstellungen gewesen?

Ich war der Meinung, daß die politische Schwäche der BR eine qualitative Veränderung verhindere. Dies mußte also durch neue Initiativen angestoßen werden. Wir sollten versuchen, einen größeren politisch-organisa-

torischen Zusammenhang unter allen in Italien existierenden Gruppen der bewaffneten Linken zu schaffen. Die Diskussion sollte in breitere Schichten der radikalen Linken, auch der legalen, getragen und geführt werden.

Während der Moro-Entführung führten *Prima Linea* und andere bewaffnete Gruppen verschiedene Aktionen zur Unterstützung der BR durch. Dennoch blieben die Beziehungen zu anderen Gruppierungen immer angespannt und konfliktreich. Unterschiede, Rivalitäten und Sticheleien überwogen immer gegenüber den vereinigenden Elementen.

Unsere Ansicht war: Entweder wir schaffen heute eine breitere Debatte ohne Neid und hegemoniale Ambitionen, um die Grundlagen für eine effektive, einheitliche politische Front zu bilden, oder unsere Präsenz wird auf der militärischen Ebene festgenagelt, und wir werden aufgegeben.

Aus den »zehn Thesen« wurden jedenfalls im Laufe des Sommers dann zwanzig, und um sie herum gruppierte sich eine gewisse Anzahl »ergänzender Papiere«. Insgesamt waren es dann etwas über hundert Schreibmaschinenseiten. Im September, als der Zeitpunkt unserer geplanten Flucht von Asinara näher rückte, hatten wir die Arbeit dann fertig.

Habt ihr sie den externen Genossen zuspielen können?

Ja, wegen des Umfangs jedoch nicht ohne einige Schwierigkeiten. Aber bei dieser Sache funktionierten die Verbindungen zwischen drinnen und draußen wie sie es sollten.

Wir waren ziemlich zufrieden und hatten unsere Arbeit unter schwierigen Umständen mit viel Enthusiasmus durchgeführt. Wir rechneten nicht damit und hatten überhaupt nicht daran gedacht, daß unsere Genossen draußen, damit nichts anfangen könnten. Die Möglichkeit, daß es von unseren Genossen nicht geschätzt werden könnte, hatten wir ausgeschlossen. Aber ihre Antwort ließ uns zu Salzsäulen erstarren ...

Wann erreichte euch die Antwort?

Im Knast von Florenz. Eine Woche nach dem 2. Oktober, der Schlacht von Asinara, wurden wir nach Florenz verlegt und fanden uns mit einer Anklage wegen bewaffneten Aufstands, Aufrufs zum Bürgerkrieg und anderem konfrontiert. Das war ein Prozeß, der sich gewaschen hatte. Zusammen wurden wir zu weiteren über 100 Jahren Knast verurteilt: Das sind zehn Jahre pro Kopf. Man darf nicht vergessen, daß ich für meine Taten als Brigadist vom Gericht in Turin einst zu nur fünf Jahren verurteilt worden bin!

Zurück zur Antwort des Exekutivkomitees der BR, die uns in Florenz auf unser Riesenpapier erreichte. Sie war läppisch. Zwei in winziger Schrift hingeworfene Zeilen auf einem Zigarettenpapier: »Wir wissen nicht genau wo, aber an euren Thesen ist ganz sicher etwas falsch.« Punkt. Das war's.

Monatelange Diskussionen, Streit und Mühe in zwei Zeilen vernichtet!

Wie habt ihr darauf reagiert?

Naja, wir haben ein anderes Zigarettenpapier genommen und daraufgeschrieben: »Die gefangenen Militanten der Roten Brigaden verlangen den Rücktritt des Exekutivkomitees.« Punkt.

Das war ein dicker Hund. Auf der anderen Seite hatte Mario Moretti die Führung, und wir wußten genau, daß diese Stellungnahme eine oft schwierige, aber trotz allem tiefe Freundschaft schwer in Mitleidenschaft ziehen würde. Unsere Antwort klang nach einem Bruch, und ich habe immer noch sehr unangenehme Erinnerungen an diesen Moment.

Vielleicht war es ein Fehler, so drastisch zu reagieren. Vielleicht aber auch nicht. Es ist schwer möglich zu sagen, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn wir jenen Schritt nicht gemacht hätten. Aber unsere Enttäuschung hatte einen Grad erreicht, an dem wir zu größerer Geduld nicht mehr fähig waren. Harte Zeiten brachen an. Die Kommunikation mit der externen Leitung versickerte, und wenn sie einmal zustande kam, wurde sie immer aggressiver.

Einige Genossen machten in der Folge schwere Krisen durch. In Bonavita zum Beispiel rißte in den folgenden Monaten in aller Stille die Entscheidung heran, sich von den BR zu lösen.

Auch Valerio Morucci und Adriana Faranda⁸⁵, die sich noch in Freiheit befanden und an der Moro-Entführung beteiligt waren, brachen mit den BR. Was kannst du zu dieser Angelegenheit sagen?

Das war eine weitere traurige Episode. Morucci und Faranda betrachteten uns als einen möglichen politischen Bezugspunkt. Sie wußten von unseren Meinungsverschiedenheiten mit der Leitung und versuchten, uns in ihrem Konflikt für ihre Position zu vereinnahmen.

Im Dezember '78 erreichte uns auf Asinara eine Mitteilung von ihnen, einige in Miniatur geschriebene Seiten in einem Schuhabsatz. Sie kritisierten darin den Ausgang der Moro-Aktion und hatten vor allem eine von der Leitung verschiedene Einschätzung zur weiteren Arbeit und Herangehensweise der Organisation. Sie plädierten für eine stärkere Ver-

bindung zwischen den BR und den Bewegungen der Autonomen. Sie problematisierten das damalige Verhältnis zwischen Brigadisten und *Autonomia Operaia* ...

Auf was zielten ihre Überlegungen? Während der Moro-Entführung vertraten ja einige Führungskader aus dem Kreis der Autonomia, Scalzone, Piperno und Negri, mehr oder weniger öffentlich, daß nach den Briefen Moros, in denen er die DC und die politische Klasse schwer attackiert, seine Freilassung destabilisierender wäre als sein Tod. Wie wurde diese Botschaft, die ja auch den Appell beinhaltete, Moro lebend freizulassen, von den BR aufgenommen?

Die damaligen Beziehungen zwischen BR und Autonomia-Kreis konnte man weder als gut noch als einfach bezeichnen. Die Brigadisten, die die spektakuläre Moro-Aktion durchführten, zielten darauf, eine politisch-militärische Hegemonie zu konsolidieren. Sie waren verschlossen und überheblich gegenüber allen anderen Gruppierungen, die sie für ungeeignet hielten, ein neues Konfrontationsniveau zu erreichen.

Die Mitteilungen von Scalzone, Piperno und Genossen wurden von der Leitung um Moretti einfach ignoriert. Für die Mehrheit der Brigadisten stellte sie eine unangebrachte Einmischung dar. In der Organisation geisterte sogar die Überzeugung herum, ehemalige Führungskader von Potere Operaio wie Piperno und Scalzone hätten nach der Moro-Entführung versucht, die interne Diskussion der Roten Brigaden durch Morucci und Faranda zu steuern. Die beiden waren, bevor sie zu den BR kamen, Militante von Potere Operaio gewesen. Es wurde mehr oder weniger direkt behauptet, sie hätten in einer Phase der militärischen Stärke und politischen Schwäche versucht, die Kontrolle über die BR zu erlangen.

Glaubst du, daß da etwas dran ist?

Ich glaube kaum, daß es einen solch hinterlistigen Plan gegeben hat. Scalzone und Piperno vertraten damals offen und klar ihre Positionen. Sie schrieben in Zeitungen und sprachen auf öffentlichen Versammlungen. Wenn einige ihrer Ansichten mit den Positionen von manchen Militanten der BR übereinstimmten, war das sicher unabhängig von irgendwelchen Machenschaften, mit denen Morucci und Faranda zu tun hatten.

Die damalige Führung der Roten Brigaden vertrat sicherlich andere politische Positionen als die Kader der Autonomia. Sie handelten auf der Grundlage mechanischer Überlegungen und Reaktionen, die in das rigide Schema der bewaffneten Propaganda eingebettet waren. Sicher handelte es sich hierbei um eine intellektuelle und politische Schwäche. Es ist aber

unsinnig, ständig mit der Annahme, die Roten Brigaden hätten damals imstande sein können, anders zu denken, die Geschichte neu schreiben zu wollen. Die Brigaden hatten große Schwierigkeiten, überhaupt noch in politischen Kategorien zu denken. Und gerade deshalb kam es nach Moro schnell zum endgültigen Desaster.

Hast du eigentlich jemals geglaubt, daß ein freigelassener Moro sich wahrscheinlich in Sprengstoff verwandelt hätte, in ein Krisenelement für die herrschende Politik und dies somit im Sinne der Roten Brigaden hätte sein können?

Ja, diese Einschätzung spukte in meinem Kopf herum. Sicherlich auch, weil ich Dutzende von Briefen in den Knast bekommen hatte, die genau dieses Szenario entwarfen. Aber das, was ich dachte, war unerheblich. Ich war in diesem Moment ein einfacher Zuschauer. Es ist offensichtlich, daß die Entscheidung der BR desaströs gewesen ist, so daß sie letztlich dadurch zerstört wurden. Aber meiner Meinung nach liegt der größte Fehler bereits darin, eine Aktion durchzuführen, ohne alle möglichen Ausgänge durchdacht zu haben, ohne einen Ausweg für den Fall parat zu haben, daß die Staatsmacht keinen Raum für Verhandlungen zuläßt.

Kehren wir zu Morucci und Faranda zurück. Wie habt ihr ihnen aus dem Knast geantwortet?

Wir betrachteten ihre Mitteilung als ein Symptom einer tiefen Krise der Organisation. Die Zersplitterung zeichnete sich ab, und die Sache stimmte uns gewiß nicht optimistischer.

Nach den harten Auseinandersetzungen mit den externen BR waren wir in besorgniserregender Weise isoliert. Wir wollten die Dinge nicht noch dadurch verschlimmern, daß wir uns dem Vorwurf aussetzten, mit »Dissidenten« zu intrigieren, um die Karten neu zu verteilen. Wir kontaktierten also die Genossen von der Leitung, berichteten, daß wir eine Nachricht von Morucci erhalten hatten, und fragten sie nach ihrer Meinung.

Wir erhielten rasch eine drastische Antwort: »Paßt gut auf. Morucci und Faranda haben die Organisation verlassen und betreiben ihre Spaltung; wir wollen mit den beiden nichts mehr zu tun haben und fordern Euch auf, euch von ihnen zu distanzieren.«

Habt ihr der Aufforderung Folge geleistet?

Wir berieten uns und beschlossen – ich für meinen Teil zwar widerwillig –, ein Papier mit dem Titel »Der Sommer ist die Zeit der

Stechmücken« zu verfassen. Darin beschuldigten wir Faranda und Morucci, die Organisation spalten zu wollen.

Beim Gedanken daran befällt mich ein unangenehmes Gefühl. Weniger wegen der ausgesprochen harten Geste, sondern wegen des politischen Mechanismus, den es auslöste. Wir schrieben dieses Papier, das sogar der *Ansa* zugeschickt wurde, auf Drängen der externen Genossen. Einige Zeit später mußten wir dann auch noch erfahren, daß sie damit unzufrieden waren, daß ihnen der Ton mißfallen hatte, da sie in Wirklichkeit noch gehofft hatten, mit den zwei Dissidenten verhandeln zu können.

Zunächst forderten sie also eine Intervention von uns, die sie anschließend kritisierten. Persönlich fühlte ich mich ausgepielt.

Nach der Operation Moro ließen die BR in der Öffentlichkeit lange nichts von sich hören. Erst einige Monate später brachten sie ein Papier zur »Frühjahrskampagne« in Umlauf, in dem sie praktisch nichts über die »Geständnisse« Moros sagten. Als man die Transkription des von Moretti durchgeführten Verhörs fand, wurde aber deutlich, daß der christdemokratische Führer den BR einige Dinge von gewissem Interesse mitgeteilt hatte: Zum Beispiel hatte er die geheime Struktur von Gladio⁸⁶ exakt beschrieben. Wieso haben die Brigadisten diese Unterlagen nicht öffentlich eingesetzt?

Ich habe dazu später im Knast die Genossen befragt, die an der Aktion beteiligt waren. Zwei Gründe führten dazu, daß das Material nicht benutzt wurde:

Die erste grundlegende Ursache ist, daß die Leitung Moros Aussagen unterschätzt hatte. Vielleicht hatten sie sogar einen Teil der Dinge, die er erzählte, nicht richtig verstanden. Sie glaubten, daß ihr Gefangener in seiner verdrehten und byzantinischen Sprache letztendlich ein Spiel mit ihnen trieb, ohne tatsächlich etwas preiszugeben, um sich so aus der Affäre zu ziehen. Es schien sich um allgemeine oder schon bekannte Hinweise zu handeln.

Daß, was wichtig gewesen wäre, hätte man herausbekommen können: Wer für die Bomben auf der Piazza Fontana verantwortlich war, wer die Strategie der Spannung ausgeheckt hatte, wen der CIA auf der Gehaltsliste hatte, und andere Informationen dieser Art. Aber es ist anzunehmen, daß dem Gefangenen nicht einmal die richtigen Fragen gestellt wurden, um ihm entsprechende Analysen und Informationen zu entlocken.

Uns im Knast gab man weiter, Moro hätte nichts Wichtiges erzählt, und daher müsse man die Verhörprotokolle auch nicht unbedingt in Umlauf bringen. Mit Blick auf den Ausgang der Situation war das sicherlich eine schwerwiegende Fehleinschätzung, ein echter Kardinalfehler.

Der zweite Grund liegt in der Tatsache, daß die Polizei nach der Tötung Moros eine sehr intensive Fahndung auslöste und die Genossen große Probleme zu lösen hatten. Logistische Angelegenheiten, lebenswichtige Fragen. Als später eine aus Azzolini, Bonisoli und Nadia Mantovani bestehende Gruppe die Aufgabe hatte, die Verhörunterlagen für eine Veröffentlichung aufzubereiten, stürmten die Carabinieri die Wohnung in der Via Montenevoso, wo sich die Unterlagen befanden, und die drei Genossen wurden verhaftet.

Stichwort Via Montenevoso. Was hat es mit dem Geheimnis um den Hohlraum unter dem Fenster auf sich, der erst zwölf Jahre später zufällig entdeckt wurde und Abschriften des Moro-Verhörs, Durchschriften seiner Briefe und 50 Millionen Lire enthielt?

Da gibt es kein Geheimnis. Das Versteck war von den Brigadisten in der Wohnung gebaut und benutzt worden. Sie informierten mich über diese Angelegenheit, als wir uns kurz nach ihrer Verhaftung in Mailand im Knast trafen. Sie waren erstaunt, daß es bei der Durchsuchung nicht entdeckt worden war. Sie meinten, es gäbe zwei Möglichkeiten: Entweder hatte jemand die Unterlagen verschwinden lassen und das Geld eingesteckt; oder man müsse früher oder später noch einmal dort vorbeischauen, um sich die Beute zurückzuholen.

Die parlamentarische Untersuchungskommission zur Moro-Entführung⁸⁷ hat sich der Hypothese geöffnet, daß die BR, bewußt oder unbewußt, fremdgesteuert waren. Ist es möglich, daß die Brigadisten nicht wirklich autonom agierten?

Nein. Gemäß meiner Kenntnis der Fakten und Personen habe ich bis zum heutigen Tag nicht den kleinsten Anhaltspunkt gefunden, um anzunehmen, die BR könnten eine ferngesteuerte und nicht authentische Erscheinung gewesen sein. Das gilt auch für die Moro-Entführung. Sicher, es hat Versuche von außen gegeben, die hin und wieder ein Resultat zeitigten, wie z. B. die Infiltration durch Bruder Girotto. Aber es handelt sich um nebensächliche Ereignisse, die nie den allgemeinen Verlauf der Brigaden beeinflussen konnten.

Soviel ich weiß und von Moretti, Gallinari und verschiedenen anderen Genossen erfahren habe, birgt die Episode Aldo Moro keinerlei Unklarheiten und ist völlig durchschaubar. Ich meine damit natürlich nur das Vorgehen der Roten Brigaden. Denn es gibt tatsächlich einige dunkle Geschichten, die um die Angelegenheit teilweise bis heute kreisen. Das sind externe Vorgänge, die nicht die Brigadisten betreffen, die auch nur

von denjenigen aufgeklärt werden könnten, die sich mit schlechten Büchern über Mysterien und Verschwörungstheorien vergnügen.

Ein Beispiel? In allen Texten der Geheimniskrämer ist ständig von einer Druckmaschine⁸⁸ die Rede, die in der klandestinen BR-Druckerei von Enrico Triata und Antonio Marini gefunden wurde und einmal in Besitz eines Geheimdienstes gewesen sein soll. Welche dunklen Verbindungen führten zu diesem Besitzwechsel? Ist dies nicht ein »Beweis«, daß die Brigadisten technisch von geheimen Mächten »unterstützt« wurden? Marini hat mir eine ganz banale Antwort geliefert. Er erzählte mir, daß er jene Maschine aus Geldmangel in einem Laden für Gebrauchsgüter gekauft hatte, was darüber hinaus den ermittelnden Staatsanwälten seit langer Zeit bekannt ist.

Da gibt es aber noch das »Mysterium der Taschen«: fünf Ledermappen, die Moro im Augenblick der Entführung im Auto mit sich führte und von den Brigadisten mitgenommen wurden. Giulio Andreotti hat bei mehreren Gelegenheiten öffentlich befürchtet, daß neue kompromittierende Unterlagen auftauchen könnten, die in Verbindung mit dem ermordeten Staatsmann stehen. Moros Ehefrau Eleonora hat mehrmals darauf hingewiesen, daß eine der Taschen sehr wichtige Unterlagen enthalte. Es gab auch Leute, die andeuteten, der Inhalt der Taschen sei so brisant, daß er die harte Linie der Regierung gegenüber den Entführern einige Male in Frage gestellt hätte. Hat Moretti dir gegenüber irgendetwas davon erzählt?

Die Angelegenheit mit den Taschen habe ich mit Mario nicht weiter diskutiert, da es mir kein besonders interessantes Thema zu sein schien. Ich erinnere mich nur daran, daß der Genosse eines Tages, als die Zeitungen zum x-ten Mal die Geschichte wieder aufwühlten, stöhnte: »Mir gehen die Taschen auf den Senkel! Sie wären alle bitter enttäuscht, wenn sie wüßten, was darin war; zwei enthielten persönliche Sachen und Medikamente; die anderen Magisterarbeiten, Notizen für die Universität und vor allem Briefe mit der Bitte um Empfehlungen; sehr viele Bitten um Empfehlungen für so ziemlich alles und jeden.«

Nichts Geheimnisvolles also, nur die banale Entdeckung, daß auch der DC-Präsident »schöne Worte« verteilte. Aber bevor wir die verheerende Bilanz der Nach-Moro-Zeit abschließen, würde ich gerne noch auf eine interessante Entwicklung hinweisen.

Die wäre?

Während sich die internen Widersprüche verstärkten und der politisch-organisatorische Verfall der BR seinen Lauf nahm, kam es zu einer regel-

rechten Welle von Anfragen auf Mitgliedschaft in der Organisation. Aus der Szene der Autonomia, aus den anderen bewaffneten Gruppen, wollten viele den Roten Brigaden beitreten. Der Grund lag nicht nur in der spektakulären militärischen Aktion der Brigadisten, sondern vor allem an der harten Repression, die nach der Tötung von Moro einsetzte. Den Militanten der kleineren und schlechter organisierten Gruppen stand das Wasser bis zum Hals. Wollen wir nicht im Knast landen oder ins Ausland fliehen, so sagten sie, ist die einzige Möglichkeit, sich den BR anzuschließen.

Diese Masse an Anfragen brachte weitere Probleme mit sich. Einmal, weil mehr oder weniger unbekannt Personen ankamen deren – manchmal doch eher fragliche – politische Reife nicht angemessen überprüft werden konnte. Eine Schwäche, die bald mit der Zunahme von Pentiti ihre Auswirkungen zeigen sollte. Damit wuchsen auch die Ausgaben der Organisation riesig an. Für die Sicherheit eines klandestinen Militanten mußten beachtliche ökonomische Summen aufgebracht werden. Letztlich bezahlten die Brigaden einen sehr hohen Preis: Die Integration von vielen neuen Personen, die bislang in keinerlei Beziehung zur alten historischen Gruppe gestanden hatten, sprengte in dieser von tiefgreifenden, ungelösten Konflikten bestimmten Situation jede Möglichkeit einer konstruktiven Diskussion und Verständigung.



20. Gefängnisaufstand auf Asinara

1978 befandst du dich mit dem überwiegenden Teil der Gründergeneration der Roten Brigaden in einem Spezialgefängnis auf der Insel Asinara. Die Haftbedingungen waren quälend und mündeten in einen großen Aufstand. 1990 habe ich die Sträflingskolonie auf der Insel besucht und einige Gefängniswärter nach jener Geschichte befragt, die sie mir immer noch als ein legendäres Ereignis schilderten.

Es ist eine brutale Schlacht gewesen. Bevor uns die Flucht mißlang und der Aufstand losbrach, hatte ich auf der Insel einige seltsame, manchmal auch witzige Situationen erlebt.

Ich war zum ersten Mal im Juni '77 auf Asinara, kurz bevor die Zeit des »Kreislaufs der Gemse« begann, ein System von Spezialgefängnissen, das Dalla Chiesa erfunden hatte. Die ersten Monate steckten sie mich zusammen mit Gentile Schiavoni, einem der Führer der *Nuclei Armati Proletari*⁸⁹, und Massimo Battini, einem durch die Knastkämpfe politisierten sozialen Gefangenen, in eine der vier winzigen Zellen, in den sogenannten mörderischen »Bunker«. Nach dem Turiner Prozeß wurden wir allmählich alle in Fornelli, eine der Spezial-Strafanstalten auf der Asinara, konzentriert. Sie sah aus wie eine Art große, rechtwinklige Festung, vollkommen von einer weißen Mauer umschlossen, im Sommer wahnsinnig heiß, im Winter kalt und feucht.

Die Insel ist eigentlich ein kleines Idyll. In unserem »Super-Knast« war die Situation allerdings weit weniger angenehm. In Fornelli waren wir etwa sechzig: die Brigadisten, einige Militante der NAP und von anderen bewaffneten Gruppen und etwa zwanzig gewöhnliche Gefangene, die als besonders gefährlich galten. Wir verbrachten die Zeit damit, die Papiere zu schreiben, von denen wir vorhin sprachen, wir debattierten oder spielten mit einer aus Lumpen gefertigten Kugel Fußball in den winzigen Höfen. Und wir dachten pausenlos an einen Ausbruch.

Aber wenn man über Asinara redet, muß man unbedingt von Cardullo erzählen, einer Person, die der Vorstellungswelt Dalis entsprungen sein mußte, zu dem eine merkwürdige Beziehung entstand.

Wer ist dieser Cardullo?

Der Knastdirektor und Imperator der Insel. Ein pittoresker und humorvoller Mann, ein großer Komödiant und Verschwörungstheoretiker, ein wenig masochistisch, aber mit einem Rest an Würde. Ich glaube, in gewisser Weise war er von uns Brigadisten fasziniert und gleichzeitig sehr selbstsicher, was seine Fähigkeit anbelangte, uns mit Härte im Zaum zu halten. Er hielt uns immer wieder den gleichen Vortrag. Das hörte sich etwa so an: »Gut, ich weiß, daß ich fast machtlos bin, was die Kontrolle innerhalb der Mauern von Fornelli anbetrifft. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß ihr sogar Sprengstoff und Waffen dort habt; kocht meinerwegen, was ihr wollt; diskutiert; schmiedet große Pläne; ich weiß, daß es euch nicht um eine zusätzliche Stunde Hofgang geht oder ihr auf Streit mit den Schließern aus seid; euer Ziel ist die Flucht; aber ich warne euch, außerhalb der Mauern gibt es kein Pardon, und ich schwöre euch, daß ihr eure Nase nicht allzuweit über diese Mauern hinausstrecken werdet; niemals wird einer von euch von dieser Insel entkommen.«

Wir erwiderten ebenso großspurig, daß wir die Insel verlassen würden. Und zwar bald.

Solche Szenen spielten sich häufiger ab?

In den verschiedensten Situationen. Zum Beispiel mußte man für bestimmte Unterredungen von Fornelli zur Zentrale fahren, das hieß etwa zehn Kilometer ungepflasterte Straße an Stränden und wilder Felsenküste entlang. Cardullo fuhr mich fast immer persönlich. Oft alleine. Er holte mich im Jeep ab und wies mich an, ohne Handschellen, neben ihm Platz zu nehmen. Meistens saß sein riesiger Doberman mit heraushängender Zunge hinten auf dem Rücksitz und hechelte mir recht unangenehm in den Nacken.

Er hielt dann seinen Vortrag über die Unmöglichkeit einer Flucht, las mir aber auch von seinen Gedichten vor und fragte mich nach meinem Urteil. Er hielt am Straßenrand, deutete auf den Sonnenuntergang, das Meer, den Himmel und sagte: »Schau, wie wunderbar das ist.« Und dann begann er vorzutragen.

Und, wie waren die Gedichte?

Naja, ich würde mal sagen, nicht schlimmer als der Durchschnitt der

Gedichte, die die Masse unserer dilettantischen Poeten produziert. Hymnen an die Schönheit der Natur, viele Metaphern und Symbole aus der Hirtendichtung. Einmal wagte er aber noch mehr. Er forderte mich heraus, ihn zu töten.

Im Duell?

Es war eine jener psychologischen Anwendungen, nach der meiner Meinung nach seine Männlichkeit verlangte. Wir fuhren damals einen Weg entlang, der sich scharf an einem Abgrund befand. »Siehst du, Curcio«, sagte er, »wenn du kurz in das Lenkrad greifst, fliegen wir hinunter, und du bringst mich um; aber ich weiß, daß du nicht den Mut dazu hast; daher ist es kein Wagnis, dich alleine mitzunehmen; ihr redet und redet, aber dann ...«

»Nein, schau, das Problem ist nicht, daß ich zu feige wäre, dich umzubringen«, antwortete ich. »Die Sache ist nur die, daß mein Leben deines nicht wert ist: ich wäre schon bereit, dich hinunterzustoßen, aber ohne, daß ich dabei mit in die Tiefe gehe.« Es folgte großes Gelächter.

Mit Cardullo gab es immer unvorhergesehene surreale verbale Konfrontationen. Er war ungeheuer theatralisch, wenn es darum ging, schwerwiegende persönliche Probleme zu bewältigen. »Ich habe im Leben nichts mehr zu verlieren«, sagte er mir eines Tages. »Meine ganze Lebensenergie ist verbraucht, ich habe nur euch hier, und es ist meine einzige Genugtuung, daß ihr es niemals schaffen werdet, von hier abzuhausen.«

Aber im Sommer 1979 hattet ihr dann tatsächlich einen Ausbruch vorbereitet. An was ist er gescheitert?

Er schlug aus externen Gründen fehl. Man muß hier auch noch mal in Erinnerung rufen, daß eine der verschiedenen Konfliktursachen zwischen uns Häftlingen und der Leitung der BR, unsere Überzeugung war, daß das Ziel der Befreiung der politischen Gefangenen nicht richtig verfolgt würde. Zumindest nicht mit der notwendigen Zähigkeit und Entschlossenheit. Die Befreiung ihrer Gefangenen war seit Andreas Baader immer ein Ziel der europäischen Stadtguerilla gewesen. Nach dem politischen Scheitern der Moro-Aktion und dem langen Schweigen der BR fühlten wir uns im Stich gelassen.

Also reagierten wir und schickten Mitteilungen mit folgendem Tenor raus: Paßt auf, ihr könnt uns nicht einfach loswerden, indem ihr so tut, als ob wir nicht mehr existierten; entweder ihr setzt jetzt einen konkreten Plan zu unserer Befreiung in die Tat um, oder wir kümmern uns selbst darum, das wird aber unser Verhältnis zu euch bestimmt nicht verbessern.

Wie lautete die Antwort?

Die Organisation reagierte und kümmerte sich darum. Eine »Knastfront« wurde gebildet, die an einem Fluchtplan arbeitete, den wir skizziert hatten. Im Juli zelteten einige Genossen auf der Halbinsel von Stintino, die von Asinara nur durch eine schmale Meeresenge getrennt ist. Sie sondierten die Fluchtmöglichkeiten, Anlegestellen für die Schlauchboote und derartige Dinge.

Wie sah der Fluchtplan aus?

Die Mauern und Fenster sollten gesprengt und eine Bresche geschlagen werden, durch die die große Masse der Häftlinge aus den Zellen und Trakten herauskäme. Einmal draußen, hätten wir mit der ziemlich niedrigen Ringmauer kein großes Problem gehabt ...

Was wäre mit den bewaffneten Carabinieri und den Gefängniswärtern gewesen?

Ein Schußwechsel war unvermeidlich, schließlich mußten wir auch die Waffenkammer von Fornelli unter unsere Kontrolle kriegen. Wir hätten anschließend zum Meer laufen können, das nur wenige hundert Meter Luftlinie entfernt liegt. Am Ufer sollte in der Zwischenzeit ein gut bewaffnetes Kommando von Genossen mit Schlauchbooten landen und uns mit einem Sperrfeuer Deckung geben. In Gruppen aufgeteilt, sollten uns die Schlauchboote dann zu schnelleren Booten, solchen Motorbooten, wie sie auch die Zigarettenschmuggler verwenden, bringen und uns an verschiedenen Stellen an der Küste absetzen. Ein ziemlich groß angelegter Plan, der uns damals auf Asinara aber nicht undurchführbar erschien.

Dann hatte Cardullo ja zu Recht vermutet, daß ihr in Fornelli Sprengstoff und Waffen besaßt. Wie seid ihr an sie herangekommen? Wo habt ihr sie versteckt?

Natürlich hatte er recht. Der Trakt von Fornelli war praktisch ein mit Plastiksprengstoff, Zündschnüren, Zündern und einer Anzahl von Hieb- und Stichwaffen gefüllter Napfkuchen. Messer, riesige Schwerter und richtige Krummsäbel; Pistolen hatten wir keine, aber wir sollten sie in den Tagen kurz vor dem Ausbruch erhalten.

Die Methode, wie dieses Material durch die Kontrolle kommen sollte, war in jahrelangen Versuchen erprobt: in Lebensmittelpaketen, in der Kleidung, während der Verlegung von einem Knast in den anderen ...

Sprengstoff, den die Metalldetektoren nicht orten konnten, war simpel durchzubringen, und wir hatten einige Kilo angesammelt. Versteckt

wurde er, wie alles andere, in Löchern, die wir in die Wände gruben, in Hohlräumen, in den Abflußrohren der Klos, in den Farbbändern der Schreibmaschinen. Andererseits waren wir auch große Freunde der Espressomaschinen. Wir besaßen sie in allen Größen. Die Schließer lachten: »Wieviele Kaffees bereitet ihr euch denn zu? Trinkt weniger und schlaft mehr.« Sie wußten nicht, daß jene kleinen Maschinen die Behälter für künftige Bomben sein würden. Mit Plastiksprengstoff gefüllt, mit Zünder und Zündschnur versehen, wurden sie zu Sprengkörpern von beachtlicher Stärke.

Alles war vorbereitet. Was hat dann nicht funktioniert?

Die externe Organisation. Wir hatten noch kein genaues Datum festgelegt, aber der Ausbruch sollte vor September stattfinden. In den ersten Augusttagen, wir waren bereits mitten in der Vorbereitung, erreichte uns eine Mitteilung der Leitung: »Liebe Genossen«, lautete sie, »aufgrund einer Reihe von Komplikationen und Schwierigkeiten ist es uns nicht gelungen, die für die Operation unverzichtbaren Schnellboote rechtzeitig zu besorgen. Der Ausbruch muß daher auf den nächsten Sommer verschoben werden.«

Das war ein harter Schlag. Wir waren wütend. Ein weiteres Jahr abzuwarten, schien unmöglich. Das Verhältnis zu Cardullo und den Schließern war kurz davor zu explodieren. Wir hatten in der letzten Zeit den Knast bis zum Platzen mit Waffen vollgestopft. Es war nicht vorstellbar, die Tarnung noch lange aufrechtzuerhalten. Unsere Verstecke wären früher oder später mit Sicherheit aufgefliegen.

Wir schickten den Externen eine ultimative Botschaft: »Macht, was ihr könnt, setzt alle Hebel in Bewegung, ihr müßt das Problem lösen, wir können hier nicht mehr so lange durchhalten, es droht ein Desaster.« Darauf erhielten wir einen weiteren negativen Bescheid: »Es ist unmöglich, wir haben nicht die Mittel und schaffen es nicht rechtzeitig, versucht durchzuhalten.«

Und wir, immer wütender, antworteten ihnen, daß die Schwierigkeiten nicht organisatorischer Art seien, sondern ihren verschrobene politischen Entscheidungen entstammten. Wir schrieben, daß sie sich nicht genug für uns einsetzten, daß sie eines der Prinzipien des bewaffneten Kampfes, die Befreiung der politischen Gefangenen, unseren Ausbruch, vergessen hätten. Und wir drohten im Tonfall der Verzweiflung, daß wir angesichts der Unmöglichkeit, auf Asinara noch weitere zwölf Monate durchzustehen, uns selbst helfen würden.

Was hattet ihr vor?

Wir hatten überhaupt keine Möglichkeit mehr, uns viel zu überlegen, die Dinge sollten sich überstürzen. Ende September wurde Gallinari⁹⁰ mit einer Karte der Insel und genauen Hinweisen zu dem Ausbruch in der Tasche verhaftet. In Fornelli kam es daraufhin zu einer großangelegten Durchsuchung, die uns kalt erwischte. Sie sperren uns alle in den Hof und nahmen den gesamten Trakt auseinander. Allerdings nicht gründlich genug, sie fanden zwar einige Dolche, aber nicht den Sprengstoff, die Zündschnüre und die Zünder.

Von da an wehte ein anderer Wind im Knast: ein äußerst strenges Regime, totale Isolation, keine Gemeinschaftsaktivitäten mehr, absolutes Sprechverbot seitens des Wachpersonals. Man hatte den Eindruck, daß jeden Moment noch etwas Schlimmeres drohte. Nach einem hektischen Hin- und Hergeschiebe von Zettelchen zwischen den Zellen beschlossen wir, daß man nicht länger warten durfte. Wir mußten sofort zur Aktion schreiten.

Der Aufstand wurde beschlossen?

Ja, ein Aufstand, der die komplette Zerstörung von Fornelli zum Ziel hatte, um dadurch die Verlegung in andere Knäste zu erzwingen.

Natürlich sollten an dieser radikalen Aktion alle Häftlinge teilhaben. Wir informierten auch die gewöhnlichen Gefangenen, die in das Vorhaben ohne zu zögern einwilligten.

Die Operation sollte am Abend des 2. Oktober starten, wenn Ognibene wegen eines Telefonats den Trakt verlassen sollte. Bei der Rückkehr sollte er mit seinem Zellengenossen, Pasquale Abatangelo, einen oder zwei Schließer überwältigen und sie als Geiseln nehmen. In diesem Augenblick sollte die Hölle losbrechen. In den Zellen sollten alle mit Sprengstoff, eisernen Bettenstangen, mit allen möglichen Mitteln loslegen, die Trennmauern einzureißen und einen einzigen großen Raum zu schaffen, in dem man gemeinsam Widerstand leisten und das Werk der Zerstörung des Baus fortsetzen konnte.

Lief in Wirklichkeit alles wie nach Drehbuch?

Leider nicht, es hakte von Anfang an. Als Ognibene versuchte, sich am Eingang des Flurs eine Wache zu schnappen, kam es zu einem heftigen Handgemenge. Der Wachtrupp war zahlreicher als angenommen. Ognibene wurde überwältigt. Die Wachen brüllten herum, schlugen Alarm, zogen sich aus dem Trakt zurück und verschlossen alle Tore.

Uns war klar, daß wir zu diesem Zeitpunkt auch ohne Geiseln nicht mehr zurückkonnten, wir mußten weitermachen. Wir sagten die Losung über die Fenster durch. »Los, los, zerschlagen wir alles«, schrie ich und dachte: Egal, ob es klappt oder nicht, wir haben nichts mehr zu verlieren ...

So begann die Schlacht um Fornelli.

Am Anfang war es ein wutentbrannter Ansturm gegen Mauern und Decken. Wir verwendeten dafür nicht gleich Sprengstoff, sondern arbeiteten mit eisernen Bettenstangen und provisorischen Hämmern, die wir uns gebastelt hatten.

Zwischen Decke und Dach bestand ein Zwischenraum von etwa anderthalb Meter Höhe. Von dort aus konnte man die Gänge des ganzen Traktes kontrollieren. Wir wollten uns dort festsetzen und so lange wie möglich Widerstand leisten. Die größte Schwierigkeit lag darin, die etwas weniger sportlichen Genossen dort hochzuziehen. Eine Gruppe sollte den Zugang zum Flur, bei den Gittertoren, von oben überwachen. Die Espressomaschinen standen mit Plastiksprengstoff gefüllt bereit. Beim ersten Versuch der Schließer und der Carabinieri einzudringen sollten die Sprengkörper von oben fallengelassen werden, wie bei einem Bombenangriff. In der Zwischenzeit sollten andere Trupps, die aus den kräftigsten Zerstörern bestanden, weiterhin alles kaputtschlagen: Kloschüsseln, Waschbecken, Rohre, Trennwände, Türrahmen ...

Bald rückten die ersten Wachtrupps vor. Sie öffneten die Gittertore und versuchten in den Flur einzudringen. Wir warfen unsere Espresso-Bomben, die unter riesigem Gekrache explodierten und sie unerbittlich zurückdrängten. Also begannen sie von außen durch die eingeschlagenen Fenster auf uns zu schießen. Die Kugeln pfliffen überall durch die Gegend. Wir schalteten die Beleuchtungsanlage ab, doch sie hatten starke Strahler.

Wie lange hat diese Schlacht angehalten?

Einige Stunden. Um Mitternacht, das Innere des Traktes hatte sich praktisch in einen Trümmerhaufen verwandelt, forderten wir Verhandlungen. Giorgio Panizzari, ein gefangenes Gründungsmitglied aus den Nuclei Armati Proletari, ging hinaus, um mit Cardullo zu verhandeln. Er sollte die Übergabe von Ognibene fordern und erläutern, daß wir unser Ziel, Fornelli zu zerstören, erreicht hätten und daher keinen Wert auf weitere kriegerische Handlungen legten.

Wie hat Cardullo euch geantwortet?

Gar nicht. Er hat zusätzlich zu Ognibene gleich auch Panizzari, unseren Abgesandten, dabehalten.

Die feindlichen Angriffe wurden immer mörderischer, sie deckten uns mit Reizgasgranaten zu. Es war grauenhaft. Sie verursachten sehr schmerzhaftes Verätzungen, Brechreiz und Ohnmachtsanfälle. Wir hätten Gasmasken gebraucht, aber leider hatten wir vergessen, uns welche zu basteln.

Es war klar, daß er uns militärisch besiegen wollte. Wir brüllten aus den Fenstern zurück: »Wenn ihr Krieg wollt, sollt ihr Krieg haben, wir haben noch kilowise Sprengstoff.« Und um diese Behauptung zu unterstreichen, warfen wir unsere Superbombe raus, eine Espressomaschine, mit der sich zwölf Portionen zubereiten lassen. Sie verursachte einen gewaltigen Schlag, aber keinen Schaden. Sie ließen sich davon natürlich nicht aus der Fassung bringen und schossen weiter auf uns und bewarfen uns mit Gas. Das ging bis fast zum Sonnenaufgang so weiter, bis wir die freche Stimme von Cardullo durch ein Megaphon vernahmen. Er teilte uns die Ankunft des Generalstaatsanwaltes der Republik mit, der mit uns reden wollte.

Die Verhandlungen begannen aus sicherer Entfernung. Wir verlangten eine Garantieerklärung, daß wir von Asinara verlegt würden. Der Staatsanwalt sagte: »Ergebt euch, es wird euch kein Haar gekrümmt werden ... Das verspreche ich euch.«

Da wir sicher waren, eine Menge Prügel einstecken zu müssen, antworteten wir, daß uns das nicht reiche und wir sicher sein wollten, von der Insel verlegt zu werden.

»Das ist eine Entscheidung, die ich nicht treffen kann, sie hängt vom Ministerium ab«, entgegnete er.

Das ging eine ganze Weile so hin und her. Angesichts der katastrophalen Verfassung der teilweise vom Gas stark angeschlagenen Genossen beschlossen wir einen Kompromiß. »Wir gehen von Bord«, rief ich, »wir kommen einer nach dem anderen heraus. Wenn wir aber mitbekommen, daß den ersten, die hinauskommen, in irgendeiner Weise Gewalt angetan wird, decken wir euch mit den restlichen Bomben ein.«

»Na gut, ich garantiere mit meiner Person«, versicherte uns Cardullo: »Du, Curcio, weißt, daß ich ein Mann bin, der zu seinem Wort steht; eure Flucht ist gescheitert, und ich will mich nicht an Besiegten auslassen ...«

Ich antwortete: »Nein. Schau, wir sind nicht besiegt worden. Deinen Knast haben wir in Stücke gelegt.« Auch in dieser Situation war ein verbales Duell mit dieser seltsamen Person unvermeidlich.

Wer ging als erster raus?

Wir schauten uns an, und ich verstand, daß ich an der Reihe war. Alle musterten mich mit extrem bedauernden Mienen. Auf der anderen Seite des Gittertors stand ein ziemlich umfangreiches Empfangskomitee aus Beamten mit Spatenstielen in den Händen bereit. Es waren nur Stiele, aber von der schön großen Sorte, und das ließ nichts Gutes erahnen.

Um die Wahrheit zu sagen: ich empfand eine gewisse Furcht. Aber ich war auch von der Anspannung der Kriegsnacht ganz schön aufgedreht. »Dann gehe ich«, verkündete ich ein wenig dramatisch den Genossen, »wenn sie mich auch nur berühren, dann denkt an das Versprechen.«

Vor dem Gittertor erwarteten mich Cardullo und der Generalstaatsanwalt der Republik. Sie hakten mich unter, einer auf der einen, der andere auf der anderen Seite, und wir schritten in der Mitte den Flur entlang, zwischen den Reihen der Beamten. Die Carabinieri brüllten durch die großen Fenster: »Hier kommst du lebend nicht mehr raus«, »Asinara wird euer Grab sein.« Ich defilierte mit erhobenem Haupt dahin, versuchte einen unbestimmten Punkt in der Ferne zu fixieren und um jeden Preis etwas Würde zu demonstrieren.

Am Ende des Flures, im Vorhof angekommen, standen wir einer beängstigend großen Ansammlung von Beamten gegenüber. Es waren mindestens hundert. Alles war mucksmäuschenstill, eine riesengroße und bedrohliche Menge, in völliger Dunkelheit. Ich dachte: Das ist das Ende. Cardullo und der Staatsanwalt nahmen mich enger in ihre Mitte. Die Wachen ließen uns einige Meter vorlaufen und stürzten sich urplötzlich alle gleichzeitig auf uns, schrien und knüppelten auf uns ein, bis nichts mehr ging ...

Auch auf Cardullo und den Staatsanwalt?

Ja, alle wurden gleich behandelt. Jeder versuchte, sich so gut wie möglich zu schützen. Es entstand ein derartiges Gemenge, daß ich mich aus dem Gedränge herauschlangeln konnte und es schaffte, hinter das Gittertor einer anderen Abteilung zu gelangen.

Alles in allem bekam ich nicht viel ab. Cardullo hingegen bezog nach allen Regeln der Kunst Prügel. Am nächsten Tag stellte er seine Male und Beulen wie Verdienstorden zur Schau. »Curcio«, sagte er, »diese Schläge habe ich kassiert, um dir gegenüber mein Wort zu halten; ihr habt verloren, und ich habe gezeigt, daß ich ein Gentleman bin.« So war Cardullo eben.

Wurden die anderen Häftlinge ebenso zusammengeschlagen?

Die Genossen hatten die Prügelei außerhalb des Flures nicht sehen können, den Tumult aber vernommen. Sie verlangten, Cardullo solle vor die Tür, zum Trakt, zurückkehren. Er begab sich zerkräuselt und blutend dorthin und sagte »Seht ihr, es ist nichts passiert, ihr könnt beruhigt herauskommen.« Alle wußten, daß ein paar Schläge unvermeidbar waren, aber keine größeren Gefahren drohten. Die ersten, die herauskamen, wurden so wie ich mißhandelt, aber dann ermüdeten die Wachen, und die Anspannung ließ nach.

Wie ging es dann weiter?

Sie teilten uns in Gruppen und verstreuten uns auf die Arrestzellen und Strafbunker auf der Insel. Ich war noch eine Woche in Asinara. Dann wurde ich zusammen mit etwa fünfzehn anderen Brigadisten nach Florenz verlegt, wo uns erneut der Prozeß gemacht werden sollte.

Fornelli war zerstört, aber der Staat behielt den kleineren Hochsicherheitstrakt in einem anderen Gebäude offen, um zu demonstrieren, daß er nicht nachgeben würde, solange, bis der Staatsanwalt Giovanni D'Urso 1980/81 entführt wurde und mit der Schließung des Spezialgefängnisses auf der Asinara die Angelegenheit endgültig beendet wurde.

21. Palmi und die Spaltung der BR

In dem Prozeß von Florenz wurdest du wegen »Beleidigung von Staatsorganen« und »Aufstachelung zum Bürgerkrieg« zu weiteren zehn Jahren Haft verurteilt. Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Gefängnisinsel Pianosa wurdest du wegen der Berufungsverhandlung des früheren Prozesses zusammen mit den anderen Brigadisten des historischen Kerns wieder nach Turin gebracht. Die juristischen Prozeduren gingen also weiter. Schritten währenddessen der Zerfall der BR und deine Konflikte mit der externen Leitung weiter voran?

Die Meinungsverschiedenheiten wurden immer größer, bis es zu einem radikalen Bruch kam.

Wie ich bereits erzählte, hatten wir in Florenz diese enttäuschende Antwort auf unser »Riesenpapier« bekommen und den Rücktritt der Leitung gefordert. Als wir in Turin schließlich wieder alle zusammen waren, konnte die interne Diskussion wieder massiv fortgesetzt werden. Damals fühlten wir uns als Häftlinge eher außerhalb als innerhalb der Organisation stehend und von der Leitung, die unsere Einschätzungen und Forderungen nicht einmal ernst nahm, erniedrigt und schlecht behandelt.

Wir beschlossen, diesen Konflikt öffentlich zu machen, äußerten uns aber nur indirekt. Das geschah durch die letzten Kommunikés, die wir im Gerichtssaal der Turiner Berufungsverhandlung verlasen.

Was habt ihr von diesem Schritt in die Öffentlichkeit erwartet?

Die Externen gingen offensichtlich davon aus, daß die inhaftierten Brigadisten des historischen Kerns nicht mehr imstande seien, an der politischen Diskussion der Organisation teilzuhaben. Ihrer Meinung nach hatten wir mit der konkreten strategischen Entscheidung und der weiteren Ausrichtung der militärischen Aktionen, denen sie die weitaus größte

Bedeutung beimaßen, nichts mehr zu tun. Am liebsten hätten sie uns auf die Aufgabe allgemein theoretischer und kultureller Zuarbeit beschränkt. Eine Rolle, auf die wir uns nicht festlegen lassen wollten. Was mich betraf, wollte ich mich schon allein deswegen nicht auf Eis legen lassen, da ich davon ausging, daß der von der Leitung eingeschlagene Weg nur zum Zerfall und zu einem Desaster führen konnte.

Konntet ihr eure Erklärung im Prozeßsaal in Turin ungestört vortragen?

Was unsere Kommuniqués betraf, geschah nichts. Der Gerichtspräsident ließ sie uns seelenruhig verlesen. Wahrscheinlich war er auch nicht gerade traurig, daß unsere internen Differenzen anfangen, ans Tageslicht zu kommen.

Auf juristischer Ebene war es allerdings hart. Sie verurteilten mich zu fünfzehn Jahren Haft, zehn Jahre wegen des Aufbaus einer bewaffneten Bande und fünf für all das, was ich als Brigadist getan hatte. Außerdem fing ich mir noch eine Verurteilung zu weiteren sechzehn Jahren Haft ein wegen der verschiedenen Beleidigungen, die wir in den Prozeßklärungen verlesen hatten.

Da begriff ich endgültig, daß Worte die Macht mehr stören konnten als die Überfälle und Attentate.

In welches Gefängnis brachten sie dich nach der Urteilsverkündung im Turiner Revisionsprozeß?

Wir waren alle in sehr großer Sorge. Als der Prozeß zu Ende war, verlebte ich Tage großer Unsicherheit: Ich fürchtete, daß sie mich wieder auf Asinara verlegen könnten. Von dort hatte ich diverse Drohbriefe erhalten. Die Schließer, die mit Vor- und Nachnamen zeichneten, schrieben mir: »Wir warten auf dich«, »sobald du wieder hier bist, machen wir dich fertig« und ähnliche Späße.

Die Carabinieri holten mich ab, und niemand sagte ein Wort, wohin wir verlegt würden. Sie machten ein großes Geheimnis daraus. In einem Transporter brachten sie uns nach Genua. Am Hafen luden sie uns in Militärhubschrauber, und es begann ein langer Flug kreuz und quer durch Italien. In meinem Fall wurde es ziemlich ungemütlich. Der Hubschrauber fing Feuer und mußte auf dem Feld eines völlig verduztten Bauern notlanden, der überhaupt nicht begriff, was das sollte.

Schließlich erreichten wir unseren Bestimmungsort, und ich stellte dem Himmel sei Dank fest, daß ich mich nicht auf Asinara, sondern in dem neuen »Superknast« von Palmi wiederfand.

Dort saßen auch die ganzen Autonomen ein, die im Zuge der Massenverhaftung vom 7. April 1979⁹¹ in ganz Italien festgesetzt wurden.

In der Tat, ich traf Toni Negri, Emilio Vesce, Oreste Scalzone, Libero Maesano und viele andere.

Am meisten freute ich mich, Scalzone wiederzusehen, mit dem mich eine herzliche Freundschaft verband, auch wenn sie nicht gerade sonderlich gepflegt worden war. Der erste Eindruck war erschreckend, es ging ihm schlecht, er hatte schrecklich abgenommen, und obwohl er sich drei, vier oder auch fünf Pullover übereinanderzog, schien er nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen.

Scalzone war in den 70er Jahren ein Anführer von Potere Operaio gewesen. Hattet ihr jemals gemeinsame Aktionen durchgeführt?

Wir waren nicht in der gleichen Organisation. Aber 1969/70 hatten wir uns auf vielen Demonstrationen und Dutzenden von Versammlungen Seite an Seite wiedergefunden.

Ich hatte – und habe – großen Respekt vor Oreste. Er war sehr großzügig und immer bereit, das Wort zu ergreifen, auch in den schwierigsten Situationen. Ich erinnere mich an eine ganz explosive Versammlung an der Universität Statale. Wir von Sinistra Proletaria und die Genossen von Potere Operaio hatten uns zusammengetan, um der totalen Kontrolle von Capanna und den »Katanga«⁹² an der Universität entgegenzutreten.

Wir hatten Scalzone einstimmig zu unserem Sprecher bestimmt. Heldenhaft schaffte er es eine ganze Zeit lang, seinen konfrontativen Beitrag zu halten. Er wurde nicht nur lautstark unterbrochen, sondern auch mit Tritten und Faustschlägen bedacht, die die äußerst brutalen »Katanga« dem Sprecher erteilten, um ihn aus der Fassung zu bringen.

Das letzte Mal hatte ich ihn um das Jahr 1972 gesehen. Wir begegneten uns zufällig, und er kritisierte mit freundlicher und leicht verträumter Miene, die er selbst bei ernsthaftesten Auseinandersetzungen beibehielt, daß wir die Gruppe Sinistra Proletaria zu früh aufgelöst hätten. Ich entgegnete, daß sich die soziale Situation tiefgreifend verändert hätte und die Bedingungen nicht mehr existierten, um offen zu agieren. Er hörte mir, ohne daß ich ihn überzeugen konnte, zu, aber einige Zeit später stand Potere Operaio vor den gleichen Schwierigkeiten.

Welches Verhältnis herrschte in Palmi zwischen euch Brigadisten und den Autonomen vom 7. April?

Ein Verhältnis des Mißtrauens und in einigen Fällen wie etwa zwischen Negri und Franceschini offene Konfrontation. Die Spannungen hingen

vor allem damit zusammen, daß die Brigadisten einigen Anführern der Autonomia unterstellten, während der Moro-Affäre versucht zu haben, die politische Kontrolle über die BR zu erlangen. Hinzu kamen kleinere und größere Rivalitäten über die vermeintliche politische Transparenz der Autonomen und die operativen und militärischen Kompetenzen der Brigadisten.

Schließlich trafen wir uns und bildeten ein gemeinsames Lagerkomitee, um eine übermäßig angespannte Situation im Knast von Palmi zu vermeiden. Das Komitee bestand aus Repräsentanten der verschiedenen politischen Gefangenengruppen und hatte die alltäglichen Beziehungen des Gemeinschaftslebens zu regeln. Es wurde von allen akzeptiert und erfüllte seine Funktion. Ich war Delegierter der BR und, ich glaube, Vesce für die Autonomen vom 7. April.

Im Dezember 1980 entführten die BR den Staatsanwalt Giovanni D'Urso. Wußtet ihr, daß die Leitung eine derartige Aktion vorbereitete?

Wir wußten von nichts. Ich lag schon im Bett, als ich von der Aktion aus den Abendnachrichten erfuhr.

Die Aktion zielte ganz offensichtlich darauf, das Problem der weiterhin bestehenden Gefängnisinsel Asinara wieder auf den Tisch zu bringen.

Als euch das Flugblatt erreichte, in dem stand, D'Urso würde lebend freigelassen, sofern der Knast auf Asinara geschlossen würde, habt ihr bestimmt gejubelt.

Gejubelt nicht, aber erleichtert hat uns das schon. Nicht nur, weil es eine Revanche für den gescheiterten Ausbruch und all die Prügel darstellte. Wir waren auch in großer Sorge um die zehn Genossen, die als Geiseln des Staates auf Asinara zurückgeblieben waren und, soviel wir wußten, allen vorstellbaren Schikanen ausgesetzt waren.

Einige Tage später brachte die Strategische Leitung – vielleicht hatte sie ein wenig Schuldgefühle wegen der Art, wie sie uns aus der Organisation herausgehalten hatten – eine Erklärung in Umlauf, in der sie uns, die »politischen Gefangenen«, aufforderten unsere Meinung zum Schicksal D'Ursos zu formulieren.

Sie fragten euch, ob er getötet werden sollte oder nicht?

Sie fragten: »Falls wir das politische Ziel der Aktion, die Schließung des Knastes auf der Asinara, erreicht haben, was soll dann mit D'Urso geschehen?«

Eine rhetorische Frage, wenn sie denen gestellt wird, die im Knast sitzen. Hättet ihr die Tötung des Staatsanwaltes gefordert, hättet ihr alle automatisch einmal Lebenslänglich dafür erhalten.

In der Tat brachte uns diese Nachfrage in große Verlegenheit, da sie eine tiefgreifende Diskontinuität der Beziehungen zwischen drinnen und draußen aufzeigte. Wir hatten immer darauf bestanden, zwischen der Verantwortung der draußen Agierenden und der der Gefangenen strikt zu trennen. Wir versuchten, Zeit zu gewinnen, und berieten uns. Wir bekamen auch Besuch von meinem Anwalt Edoardo di Giovanni und von Marco Pannella, die darauf bestanden, daß eine Stellungnahme unsererseits für D'Ursos Leben ausschlaggebend wäre.

Eine Stellungnahme war unvermeidbar geworden. Ich schlug aber vor, nicht als Brigadist zu reden, sondern als Vertreter der »Gefangenengruppe des Knastes Palmi«. Wir schrieben ein Papier, das alle Genossen unterzeichneten und Pannella übergeben wurde. Wir sagten das einzige, was wir sagen konnten: Die Schließung vom Knast auf Asinara sei für uns ein grundlegendes und äußerst wichtiges Ziel, aber der Staatsanwalt sei auf jeden Fall besser lebend freizulassen.

D'Urso wurde Mitte Januar '81, kurze Zeit nachdem die Spezialabteilung im Knast auf Asinara geschlossen wurde, freigelassen. Konnte man die Angelegenheit damit als erledigt betrachten?

Nicht ganz. Für mich gab es ein unangenehmes Nachspiel. Viele Jahre später zog man mich in den »Moro III«-Prozeß hinein. Die Richter folgerten aus der Tatsache, daß wir in dem Papier geschrieben hatten, die Schließung von Asinara sei eine dringliche Angelegenheit, daß ich die Brigadisten zu der Entführung von D'Urso animiert hätte. Das Resultat: eine weitere Verurteilung zu sechzehn Jahren Haft. Ein weiterer Schlag, aber zu diesem Zeitpunkt war ich bereits daran gewöhnt, mich nicht mehr über die zirkusreifen Kapriolen dieser Justiz zu wundern.

Du sagtest, daß es einen Punkt gab, der zum endgültigen Bruch mit den BR geführt hat. Um was ging es dabei?

Das letzte Ereignis, aus dem Zweifel und schließlich die Ablehnung resultierte, war die Geschichte mit Natalia Ligas. Aber die Differenzen waren schon lange Zeit vorher deutlich, und der Zerfall der BR schien unaufhaltsam. Der letzte Schlag gegen die Einheit der Roten Brigaden war die Abspaltung der Kolonne Walter Alasia. Nach Walter Alasia nannte sich die erste historische Kolonne der BR in Mailand. Sie war im Umfeld der großen Fabriken entstanden und tief in den Arbeiterkämpfen verwurzelt.

Aus der Kolonne Walter Alasia wurde im Sommer 1980 harte Kritik an Politik und Strategie der Leitung geübt. Sie warfen ihr vor, die Fabriken im Stich zu lassen, einseitig »den direkten Angriff auf das Herz des Staates« zu favorisieren, also die militärischen Aktionen gegen Politiker und Staatsanwälte. Im Herbst 1980 weigerten sie sich dann, eine Flugschrift der Leitung zur Situation der Arbeiter in Mailand zu verteilen. Das war ein Akt offener Rebellion. Damit nicht genug, verteilten sie auch noch ein eigenes Papier, das sie auch an uns Häftlinge schickten, indem sie uns aufforderten, Stellung zu beziehen. Ich stimmte im großen und ganzen mit ihrer Ausrichtung überein.

Und das hast du auch öffentlich gemacht?

Ja, ich verfaßte einen offenen Brief, der auch von anderen inhaftierten Genossen unterschrieben wurde. In dem schrieb ich, daß die Anfänge der Roten Brigaden um die Arbeiterkämpfe zentriert waren und die Initiative, wieder eine Diskussion über diese Themen aufzunehmen, absolut legitim und richtig sei.

Die Sache mißfiel der Leitung natürlich. Sie setzte den Militanten der Kolonne Walter Alasia im Dezember eine Art Ultimatum und forderte von ihnen, nichts zu unternehmen, keinerlei Aktion durchzuführen, bis die Diskussion beendet sei.

Sie setzten sich über die Autorität der Leitung hinweg und führten zwei schwere Attentate durch. Sie töteten den Leiter von Alfa Romeo, Manfredo Mazzanti, und den Leiter von Marelli, Renato Briano.

Damit war der Bruch endgültig. Die Leitung verbreitete zum ersten Mal in der Geschichte der Roten Brigaden ein offizielles Ausschlußkommuniqué: »Die Genossen, die diese Aktion durchführten, haben sich außerhalb unserer Organisation gestellt ...«

So ging die Walter Alasia ihre eigenen Wege?

Ja, aber nicht lange. Es kam zu verschiedenen Verhaftungen. Nach einer Schießerei mit zweien ihrer Militanten – Roberto Serafini und Walter Pezzoli, die von einer Spezialeinheit der Carabinieri in einer Bar überrascht wurden – löste sie sich auf.

Wichtig war aber, daß diese Spaltung erst der Anfang vom Ende war. Die neapolitanische Kolonne und die Knastfront um Giovanni Senzani⁹³ entfernten sich schrittweise ebenfalls von Morettis Leitung. Sie führten ohne Absprachen die Entführung des Christdemokraten Ciro Cirillo⁹⁴ durch und töteten Roberto Peci⁹⁵, der beschuldigt wurde, mit den Ordnungskräften kollaboriert und damit für die Gefangennahme einiger

Genossen aus den Marken sowie seines eigenen Bruders Patrizio verantwortlich zu sein. Dann riefen sie eine neue Gruppe ins Leben, die sich Guerilla-Partei⁹⁶ nannte.

Die Roten Brigaden zerfielen also in drei Gruppierungen: die Walter Alasia, die Guerilla-Partei von Senzani und die alte Hauptströmung unter Führung von Moretti.

Stimmt genau. Aber die alte Hauptströmung, die zu der Zeit in Venetien den Ingenieur Giuseppe Tagliercio entführte, beschloß, sich fortan Rote Brigaden – Kämpfende Kommunistische Partei zu nennen, um allen die neue Situation zu verdeutlichen. Im Namen hatte sie somit einen alten Slogan aufgenommen, der unter vielen Flugblättern gestanden hatte: »Für den Aufbau der kämpfenden Partei.«

Es waren Monate härtester Diskussionen, in denen eine mittlerweile unlösbare politische Krise drohte, in eine militärische Krise auszuufeln. Verhaftungen, Abkehr und Verrat häuften sich. In der Atmosphäre allgemeiner Konfusion ging jegliche Linie verloren. Die bewaffneten Aktionen folgten einander ohne erkennbare Zielsetzung. Oft hatten sie nicht mehr im Sinn, als die Existenz derer zu beweisen, die sie durchführten.

In dem Chaos geschah etwas sehr Schlimmes: der klassische Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt. Zumindest war es für mich so.

Die Affäre mit Natalia Ligas. Um was ging es?

Ligas war eine BR-Militante, die zu der Knastfront gehörte und daher in Kontakt zu uns in Palmi und zu anderen inhaftierten Genossen stand. Nach den Spaltungen fand sie sich in der Gruppe von Senzani wieder. Die Turiner Leitung der Guerilla-Partei hegte aufgrund nicht nachprüfbarer Indizien den Verdacht, daß sie eine Agentin sei und eine enorme Gefahr für die Organisation darstellte. Sie überlegten, wie sie ihre Militanten in ganz Italien vor ihr warnen könnten. Da fiel ihnen nichts Besseres ein, als einen Banküberfall durchzuführen und dabei einen Wachmann zu töten. Mit dem einzigen Ziel, vor Ort ein Flugblatt zurückzulassen, welches die Zeitungen abdrucken würden, in dem sie vor dem »wilden Tier Natalia Ligas« warnten, der man nicht trauen dürfe.

War Ligas eine Undercover-Agentin oder nicht?

Es handelte sich um ein aus der Paranoia jener Zeit und den Fehlanalysen anderer Verhaftungen resultierendes Märchen. Sie war ja später sogar wieder in der Gruppe um Senzani aktiv. Als ich in Palmi im Knast von dieser Geschichte erfuhr, lief es mir wirklich kalt den Rücken herunter. Für mich

war endgültig der Moment gekommen, um zu sagen, »es reicht«. Ich rief die Genossen zusammen und forderte zur Reflexion auf. Es war unmöglich, eine solche Praxis weiterhin zu akzeptieren. Das hatte nichts mehr mit Politik und unserer Vorstellung von Guerilla zu tun. Sosehr die Zeiten auch härter geworden sein mögen, und sosehr zuvor der Tod nicht immer mit genug Aufmerksamkeit vermieden wurde, es war nicht hinnehmbar, daß ein Mann getötet wurde, nur um ein Flugblatt zu verbreiten, in dem haltlose Verdächtigungen gegen eine Genossin formuliert wurden.

Die Grenzen des Zumutbaren waren erreicht. Jeder Sinn für das Maß zwischen dem zu erzielenden Ergebnis und dem Wert des menschlichen Lebens war verlorengegangen. Ich sagte allen, daß das ein inakzeptabler Preis sei und ich nicht mehr bereit sei, derartige Aktionen zu decken.

Ab dem Moment betrachtest du dich nicht mehr den Roten Brigaden zugehörig?

Ich stand nie außerhalb der Geschichte der Roten Brigaden. Ich verließ die Gruppierungen, in die die Organisation zerfallen war.

Aber zu diesen Ablegern gab es organisatorisch keine Alternativen.

Das stimmt, es gab keine Alternativen. Nur die Möglichkeit, sich selbst treu zu bleiben, einer Vorstellung von Militanz, die nicht zu Formen militärischer Organisation verflacht. Persönlich hatte ich das Bedürfnis nach einer authentischen Auseinandersetzung unter den alten Genossen, mit denen wir die Roten Brigaden ins Leben gerufen hatten: an erster Stelle mit Moretti und dann vielen anderen, die nicht in Palmi saßen.

Ich schrieb ein Papier mit dem Titel »Das ist nichts weiter als der Anfang«. Darin kündigte ich das Ende einer Entwicklung an und warf die Forderung nach einer allumfassenden Diskussion auf, um herauszufinden, welche tiefgreifenden Veränderungen wir vorzunehmen hätten, und ob wir dazu überhaupt noch in der Lage wären.

In diesen Tagen gelangte ich auch zu der Überzeugung, daß ich für vieles eine direkte Verantwortung trug. Ich hatte die Organisation Rote Brigaden propagiert und mit gegründet. Ich konnte mich nicht einfach distanzieren, ohne detailliert meine Sichtweise erklärt und alles Mögliche versucht zu haben, um diese Organisation, die keinen triftigen Existenzgrund mehr hatte, zu einem geordneten Ende zu bringen.

Hast du auf dein »Das ist nichts weiter als der Anfang« eine Antwort erhalten?

Nein, meine Stimme und die der zwanzig inhaftierten Genossen, die das Papier mit unterzeichnet hatten, verhallte ungehört. Mittlerweile waren die drei aus den BR hervorgegangenen Ableger in sich völlig hermetisch verschlossen und agierten militärisch ohne jegliche Diskussion. Es war nichts mehr zu machen.

Ich war ab diesem Zeitpunkt nur noch ein Gefangener, ein Militanter der ehemaligen Roten Brigaden, der zu keiner existierenden Gruppierung mehr gehörte. Ich hatte mit jeder organisierten Militanz gebrochen und war völlig isoliert.

Das war Ende 1982. Von dem Moment an begann für mich eine völlig neue Knastperiode. Eine andere Art von Arbeit, neue Verpflichtungen und neue Interessen.



22. »Im Wald von Bistorco« und das »Projekt Gedächtnis«

Im Knast von Palmi ließest du den fünfzackigen Stern endgültig hinter dir liegen und stelltest dich deiner »neuen« Existenz. Was waren die wichtigsten Etappen dieses Weges für dich bis heute?

Eines Nachts hatte ich einen Traum ...

Wie Martin Luther King?

Ach nein, das hat nichts damit zu tun! Ich rede nicht von einem Traum als Metapher, sondern von einem echten Traum, einer von denen, die man im Bett hat, wenn man schläft.

Da war ein schneebedeckter Berg. Von oben hing ein rotes Seil herunter. Ich stieg hinauf und kletterte mit Hilfe des Seils die steilen Felswände hoch. Trotz einiger Schwierigkeiten erreichte ich den Gipfel und richtete mich an alle, die im Basicamp geblieben waren und zuschauten, mit euphorischen Siegesgesten. Ich hatte das Seil weiterhin fest umschlungen, hielt es aber nicht für opportun, auf der gleichen Seite wieder abzusteigen. Ich schaute die andere Seite des Berges hinunter und sah viele Leute, die gespannt und interessiert die Details der Unternehmung erfahren wollen.

Am nächsten Morgen besprach ich mit Nicola Valentino diese Geschichte. Er war ein Genosse aus den *Formazioni Comuniste Combattenti*, mit dem ich mich im Knast angefreundet hatte. Er hörte mir zu, ohne überrascht zu sein: »Ich habe den Eindruck, daß ich diesen Traum auch schon geträumt habe«, sagte er zu mir. Er war überhaupt nicht beeindruckt. Im Gegenteil, meine Vertraulichkeit stärkte bei ihm wohl einige Intuitionen, die er seit geraumer Zeit sorgsam hegte.

»Ich saß im Auto«, erzählte er nun seinerseits, »und fuhr am Fuße eines hohen Berges entlang. Je weiter ich fuhr, desto schmaler wurden die kleinen Straßen, Erdbeben versperrten den Weg. Mit Mühe grub ich mit

bloßen Händen den Weg frei. Plötzlich aber, hinter einer Kurve, ein Gefühl der Frische: In der Mitte eines Tempels stand ein großer Brunnen ... Und dann verwandelte sich der Tempel in einen Wald.« Nach einer Pause sagte er: »Weißt du, Renato, wir haben unsere Augen daran gewöhnt, viele Dinge nicht zu sehen. Diese Träume sagen uns, daß es Zeit ist, woanders hinzuschauen. Sie laden uns ein, neue Erkundungen zu unternehmen.«

Mir war nicht auf der Stelle klar, was er genau meinte, aber seine Interpretation ließ mich nicht los. Jeden Morgen, bevor die Milch ausgeteilt wurde, trug ich fortan die Träume der vergangenen Nacht in ein Heft ein. Ich schrieb sie nieder, und das war's, ohne großartig darüber nachzudenken. Je mehr Träume ich aufschrieb, desto mehr, so schien mir, träumte ich. War es denn möglich, daß ich in den vorhergehenden Jahren nie geträumt hatte?

In den vorhergehenden Jahren hattest du den wütenden Traum von der »Revolution« gelebt, den du nun verlassen hattest, um dich privaten nächtlichen Träumen zu widmen: Etwas bescheiden, findest du nicht? Hattest du dich bereits früher für psychoanalytische Studien oder ähnliche Dinge interessiert?

Eine Zeitlang hatte ich mich an der Universität von Trento für die Kurse in sozialer Psychiatrie von Beppino Disertori begeistert und hatte auch ein Psychoanalyse-Seminar von Professor Franco Fornari besucht. Ich erinnere mich noch mit Wehmut an einige private Gespräche, in denen mich beide zu Lektüren animierten, die mich faszinierten. Dennoch war mir in meiner Zelle in Palmi auf seltsame Weise bewußt, daß Freud, Jung und Adler wenig mit den Erfahrungen zu tun hatten, die ich gerade machte.

In einem schönen Buch von Morton Schatzmann stieß ich dann auf die Senoi. Als ich davon las, wie dieses melanesische Volk mit den Träumen kommunizierte, blitzte eine Idee in mir auf. Was wäre, wenn wir uns im Knast von Palmi ebenfalls kurz nach dem Aufwachen unsere Träume der letzten Nacht erzählten und darüber diskutieren würden?

Ich sprach Nicola Valentino und Stefano Petrelli darauf an, und wir beschlossen, gemeinsam dieses Abenteuer zu wagen. Wir fragten, natürlich mit gewisser Diskretion, herum, ob noch andere Gefangene daran interessiert seien, Teil des Traum-Zirkels zu werden ...

War das Interesse groß?

Am Anfang kam nur von wenigen zurückhaltende Zustimmung, ansonsten kamen eher besorgte oder ironische Kommentare. Viele dachten, wir

hätten einen Sprung in der Schüssel. In einem gewisse Sinne hinderte gerade der große Traum der Ideologie viele Genossen daran, ihren privaten Träumen Aufmerksamkeit zu schenken, denn die waren ja scheinbar bescheidener und frivoler. Sie schafften, wie du es ausdrücken würdest, den »Übergang« nicht.

Wir stießen aber auch nicht auf offene Ablehnung. So begannen wir zu sechst oder zu siebt, unsere nächtlichen Träume zusammenzutragen und sie uns während der Gemeinschaftszeit am Morgen zu erzählen. Es quoll eine beunruhigende Lava hervor, und der kleine Kreis gewann Tag um Tag neue Proselyten. Unser sexuelles Elend, die beeindruckende Breite sensorischer Deprivation, die Tausend existentiellen Einsamkeiten und der Verlust des Körpergefühls brachen gnadenlos aus uns heraus. Die Träume erzählten uns eine Geschichte, die wir bis zu dem Moment nicht beachtet hatten. Sie deutete auf eine Szenerie, über die wir viele Male hinweggeschaut hatten. Sie gaben die Bilder von verstümmelten Körpern preis, die an tausend Stellen verletzt und in schrecklicher Weise mit Narben bedeckt waren.

Eine wirklich außergewöhnliche Entdeckung, die meinen Horizont ohne Zweifel erweitert hat.

Sind eure selbstanalytischen Sitzungen außerhalb der Haft auf Resonanz gestoßen?

Pietro Fumarola, ein Soziologe und Forscher von der Universität von Lecce, hörte von dem, was wir machten, und schrieb mir eines Tages im Jahr 1985 und bot mir die Möglichkeit an, unsere Erfahrungen im Rahmen eines Seminars seinen Studenten zu erzählen. Er war es, der mir neue Perspektiven eröffnete und mich mit den Untersuchungen von Georges Lapassade über Bewußtseinsveränderung und Trance bekannt machte. Im Laufe unserer Untersuchungen stellten wir fest, daß die materiellen Haftbedingungen oft Gegenstand großer Aufmerksamkeit der Forscher waren, wohingegen kaum Untersuchungen zu Techniken der Bewußtseinsveränderung existierten, auf die die Gefangenen zurückgreifen, um in der Isolation und Entbehrung zu überleben. Als ich mit Petrelli und Valentino darüber sprach, faßten wir erneut den Entschluß, uns auf neue Wege zu begeben, die uns dann dazu führten, das Material zu sammeln und in einem Buch zu veröffentlichen.

Ein dicker Band, in dem ihr Hunderte von Zeugnissen über die obskursten und privatesten Aspekte des Lebens von Häftlingen zusammengetragen habt. Im Wald von Bistorco, was bedeutet der Titel?

Wald ist eine Metapher, um Zustände ohne Form zu beschreiben, die Vermischungen und Metamorphosen, die der Knast auslöst. Bistorco, mit den Suggestionen, die das Wort enthält – l'orco (der Menschenfresser, das Ungeheuer), la torchiatura (das Auspressen, z. B. von Wein oder Oliven), la bistorcione (die Verdrehung, Verwachsung z. B. von Pflanzen) – schien mir ein sehr geeigneter und alles umfassender Begriff.

Bis zum Buch dauerte es allerdings eine Weile. Da zogen erst einige Jahre der Selbstanalyse und eine endlose Lektüre von Haft- und Irrenhaus-Literatur, die in der verzweifeltsten Einsamkeit produziert wurde, ins Land. Es folgten Unterredungen mit Leuten, die in den Tiefen der Knäste vergessen wurden oder seit Jahrzehnten in den Sälen und Gummizellen der Irrenhäuser begraben waren. Und auch Gespräche mit Spezialisten wie dem Neurologen Giorgio Antonucci, der sich mit großer Intelligenz und Pietät gegen die psychiatrische Vorverurteilung und für das »aus den Fesseln lösen« dieser unglücklich Verstoßenen bemüht hat.

Während dieser endlosen Reisen wuchs Tag für Tag ein immer monstroserer Berg von Schriften, Briefen, Gedichten, Bildern und Gekrakel jeder Art an. Der Berg wuchs ständig weiter, und momentan sind wir dabei, ein Archiv dafür zu organisieren. Ein Archiv der »irritierten Schriften«, wie wir es nennen, um durch das Wortspiel die soziale Sprengkraft deutlich zu machen.

Du hattest zuvor aber auch schon andere Bücher veröffentlicht.

Im Knast von Palmi hatte ich *Wkhy* geschrieben. Ein Buch mit einem unaussprechlichen Titel, nach der Bezeichnung Gottes in der hebräischen Religion. Es handelt sich um eine Parodie und eine Provokation. Eine Parodie auf die unmenschliche Sprache von Politik und Ideologie der gesamten radikalen Linken, die einige meiner Genossen immer noch benutzten, als es schon längst nichts Reales mehr gab. Ich wollte den Bruch und die semantische Explosion darstellen und zeigen, daß es sich um eine Sprache handelte, die ihre Grammatik und Syntax verloren hatte. Ein provokanter Schritt, um meine Geschichte und die der Roten Brigaden anders zu betrachten als immerfort rein ideologisch und abstrakt, ohne daß bislang im mindesten die menschliche und reale Seite des Lebens zum Vorschein kam, die die Leidenschaften, Widersprüche, Leiden und Freuden in sich barg.

Ist Wkhy auch eine Selbstkritik an der Sprache, die gerade auch du jahrelang in den Flugblättern der BR benutzt hattest?

In einem gewissen Sinne schon. Während meiner Zeit als Militanter der BR habe ich unterschiedliche Sprachen gesprochen, nicht nur die der Erklärungen, die leider am stärksten in der Erinnerung bleibt. Andererseits gab es in jenen Jahren einen spezifischen Hang, sich in dieser Weise auszudrücken. Die Sprache war, so sehr sie auch heute verschmäht wird, bestimmt nicht häßlicher und kryptischer als die der Parteizeitungen, der *Unità* oder von *il Popolo*.

Ein anderes Buch schrieb ich 1987: *Das Alphabet von Esté*. Daran erinnere ich mich gerne. Es ist die Geschichte von Sebastiano Tafuri, der sein ganzes Leben in einem Irrenhaus Neapels verbringen muß und sich schließlich, um »rauszukommen«, die Geschichten vom »gefiederten Flugtier« ausgedacht hat, die er mit sehr schönen Bildern versehen hat.

Aber während der letzten Jahre habe ich auch viel Kraft auf die Untersuchungen verwendet, um das »Projekt Gedächtnis«⁹⁷ zu einem Ende zu führen.

Was beinhaltet das »Projekt Gedächtnis«?

Es ist ein erster analytischer Versuch, jene soziale Erscheinung, die der bewaffnete Kampf darstellte, mit einer gewissen Strenge anzugehen. Wir haben festgestellt, daß fast alle die Kämpfe der 70er Jahre ausführlich beschreiben, ohne genau zu wissen, von was sie reden, da seriöse und grundlegende Informationen fehlen. In der Praxis haben wir eine digitale Datenbank erstellt, die imstande ist, präzise und überprüfte Informationen über Organisationen, Schriften und Personen, die sich um den bewaffneten Kampf gruppieren, zu liefern. Die Studie ist vollständig und detailgetreu. Sie umfaßt das Feld, gegen das polizeilich ermittelt wurde, d. h. etwa 7000 Personen, die seit Anfang der 70er bis Ende der 80er in Verfahren wegen »Mitgliedschaft in einer subversiven Vereinigung«, »bewaffneter Bandenbildung« und »Aufstands« angeklagt wurden. Wir haben zu jedem einzelnen die grundlegenden Informationen zusammengetragen, wie Geburtsort, Alter im Moment der Anklageerhebung, den Schul- oder Universitätsabschluß, die Tätigkeit vor der Verhaftung, die Gruppe, in der sie aktiv waren, usw. Das Ergebnis dieser Arbeit ist eine komplette Röntgenaufnahme der sozio-politisch-kulturellen Zusammensetzung der linken subversiven Bewegungen Italiens.

Mit Queranalysen im Computer kann man z. B. herausfinden, welches die Gruppe mit dem höchsten Arbeiteranteil ist, welche die mit dem höchsten durchschnittlichen Bildungsgrad, oder welche Stadt in Italien die höchste Anzahl an Subversiven hervorgebracht hat ...

Eure Verlagskooperative heißt Sensibili alle foglie, sensibel gegenüber den Blättern, der Name ist ja schon Programm. Wieviele Leute arbeiten dort mit, und was wurde bisher produziert?

Die Kooperative wurde von Petrelli, Valentino und mir zusammen mit einigen Professionellen und Wissenschaftlern, die nicht im Knast sind, gegründet. Dem liegt die Idee zugrunde, ein reales Arbeitsfeld zu entwickeln, das uns auch erlaubt, so zu leben, wie wir es wollen; unsere Tätigkeiten kreisen um Chroniken und Analysen betreffs der existierenden Lebensproblematiken und die Möglichkeiten, diese anzugehen.

In den letzten zwanzig Jahren haben wir merkwürdige Welten durchlebt und die Tragik der Menschheitsgeschichte erblickt: jene Mauer, die die Existenz knechtet und ihr jedes Lächeln nimmt. Nun gut, wir haben uns entschlossen, ein Loch in diese Mauer zu graben, durch das die Stimmen dringen können, um vom Horror der Isolation zu berichten. In welcher Form auch immer diese sich manifestiert: geschlossene Anstalten, Einsamkeit, Vorurteile ...

Auf den Namen hat uns eine Frau gebracht, die seit Jahren auf der Straße oder in Irrenhäusern lebte und mir eines Tages schrieb: »Wer sensibel ist, kann daran zugrunde gehen, kann sterben. Ich bin sensibel gegenüber den Blättern, den Armen, dem Leid.« So erzählen unsere Bücher vom Inneren der Welt der Eingesperrten, Verschlussenen, Behinderten, den Transsexuellen, den Drogenkonsumenten ...

Für gewöhnlich hebst du die »Diskontinuitäten« deines Lebens hervor. Findest du aber nicht, daß es einen roten Faden gibt, von deiner vergangenen bewaffneten Rebellion gegen eine Gesellschaft, die dir »inakzeptabel« erschien, zu deiner gegenwärtigen Aufmerksamkeit gegenüber extremen Zeugnissen, der »Schwierigkeit zu leben«?

In einem gewissen Sinne hast du recht, aber es gibt auch tiefgreifende Unterschiede zur Vergangenheit. Die Probleme, die mich interessieren, sind immer jene, die aus dem Scheitern im sozialen Zusammenleben entstehen, aus dem Schiffbruch realer Personen in realen Machtkonflikten. Während ich aber vor Jahren davon überzeugt war, daß der grundlegende Zwang ökonomisch-politisch bedingt ist und es daher notwendig sei, in einer marxistischen Sichtweise auf die radikale Veränderung der Produktionsverhältnisse zu zielen, bin ich heute gegenüber persönlichen und tragischen Zwangssituationen sensibler, in denen wir alle in irgendeiner Weise leben. Heute besteht meine Aufgabe darin, den Individuen, die diese Gesellschaft bilden, »zuzuhören«. Nur zuzuhören, denn Lösungen habe ich, ehrlich gesagt, keine mehr anzubieten.

Ich höre den extremen Stimmen zu, da sie mir das Durcheinander der Zeiten und Ideen mit der größten Klarheit vermitteln. Es sind die Stimmen, die mir existentiell am nächsten sind, die mich täglich fragen, ob ich denn irgendeinen guten Grund weiß, weiterzuleben. Auch wenn ich ihnen darauf keine Antwort geben kann, fühle ich, daß es meine Aufgabe ist, ihnen aufmerksam zuzuhören, sie aufzunehmen und wiederzugeben.

Die Wahrheit ist, daß achtzehn Jahre Knast⁹⁸ keine Abstraktion sind und zu einer realen Distanz führen. Ich empfinde zum Beispiel zu allen Personen, die in diesen Jahren meine persönliche und politische Geschichte analysiert und erforscht haben, eine sehr große Distanz. Genauso geht es mir mit dem, was ich in den Zeitungen lese oder im Fernsehen sehe. Hingegen bin ich berührt, von all jenen, die neben mir dieser Stille und Einsamkeit unterworfen sind, die leiden, schreien, sich verstümmeln, Selbstmord begehen. Von den Schreien, den Tausenden von Stimmen, der »Schwierigkeit zu leben«.

In den ersten Jahren Knast habe ich begriffen, daß ich tiefgreifende Veränderungen meiner Person zu akzeptieren hatte und radikale Entscheidungen treffen mußte. Anstatt in eine durch die Vergangenheit blockierte Rolle zu schlüpfen, beschloß ich mein Leben neu zu organisieren und mich dabei möglichst nah von alltäglichen neuen Erfahrungen leiten zu lassen. Anstatt mich vom Gefängnis auffressen zu lassen, zog ich es vor, es meinerseits Happen für Happen zu verspeisen.

Das heißt auch, daß ich, nachdem ich den Brigadistenrock einmal an den Nagel gehängt hatte, meine Haut als einzige Kleidung akzeptierte.



23. Im Namen welcher Gegenwart? – Die endlosen Jahre im Knast

Ende 1986 hat das Parlament ein Gesetz verabschiedet, das jene begünstigt, die dem Terrorismus »abschwören«. Du hast mir daraufhin ein Interview für l'Espresso gegeben und dein Schweigen gebrochen, das exakt achtzehn Jahre gedauert hatte. In dem Interview hast du deine Position als jemand, der »nichts bereut, nichts abschwört und nicht unbeugsam« ist, definiert und einen Appell für die »Freiheitskampagne« lanciert, zugunsten einer »umfassenden politischen Lösung«, die ein »Überwinden« der bleiernen Jahre ermöglichen sollte.

Warum hast du dich genau in diesem Moment entschlossen, aus dem »Bezirk des Schweigens« hervorzutreten und deine neue Sicht öffentlich zu machen?

Es gab keinen »Bezirk des Schweigens«, wie oftmals behauptet. Es gab – und es gibt immer noch – das gezielte Interesse, alle jene, die nicht abschwören oder zu Kreuze kriechen, in der Stille zu beerdigen. Wenn ich mich bis dato nicht öffentlich geäußert hatte, so lag es daran, daß es zwischen den zwei kanonischen Kategorien, Reuige und Abschwörer, keinen Raum zum Reden gab, oder nur einen scheinbaren Raum. Über unsere Vergangenheit zu sprechen hieß, sich automatisch in einen Katalog einsortieren zu lassen, in dem ich mich nicht wiederfinden wollte. Als dann das Gesetz zum Abschwören verabschiedet wurde, war damit Raum für all die entstanden, die es wie ich nicht in Anspruch nehmen wollten.

Sicher, damals waren wir alle gezwungen, uns damit auseinanderzusetzen: »Es handelt sich doch nur darum, sich von einer Erscheinung zu distanzieren, die nicht mehr existiert«, meinten einige. Aber die Forderung nach der Distanzierung, dem Abschwören der eigenen Vergangenheit war dahinter klar erkennbar. Man konnte nicht so tun, als ob man dies nicht sah. Das Gesetz sollte auch all jene erniedrigen, die die »Lossagung« unterschrieben.

Viele Genossen freundeten sich mit der Vorstellung an, daß in einer Welt, in der der Zusammenbruch der Ideologie mittlerweile mehr oder weniger vollständig war, diese Erniedrigung kein übertriebener Preis sei. Immerhin sollten sich ja einige Vorteile damit verbinden, und was für welche! Bald wäre so ziemlich alles in Vergessenheit geraten. War es also der Mühe wert, auf das bißchen Stolz zu bestehen?

Verschiedene Freunde forderten mich diskret auf, endlich pragmatisch zu sein. Die »Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen«. Aber ich las in jenen Tagen gerade Roland Barthes. Eine seiner bitteren Thesen traf mich sehr: Im Namen welcher Gegenwart haben wir das Recht, über unsere Vergangenheit zu richten?

Das war es: Im Namen welcher Gegenwart? Meine konnte mir sicherlich keine ausreichende Motivation dazu bieten. Also hörte ich ausschließlich auf meine innere Stimme. Warum sollte ich mich jemals von den Tagen »lossagen«, die sicher tragisch und gnadenlos waren, aber auch in jedem einzelnen Atemzug authentisch? Warum hätte ich einer Vergangenheit abschwören sollen, die ich mit meiner ganzen Person gelebt hatte? War der Knast vielleicht der richtige Ort, um eine erste vorsichtige, provisorische Bilanz zu versuchen?

Ich zog es vor, integer zu bleiben und mich den schwierigen Zeiten, die folgen sollten, zu stellen. Schwierig nicht einmal so sehr wegen der Härte des Knastregimes, sondern weil ich nach und nach viele von den Genossen sich trennen und lossagen sah. Mit ihnen hatte ich Hoffnung auf Veränderung, harte Erfahrungen, Glücksmomente und eine große Niederlage geteilt. Schwierig auch, weil die Gesellschaft, die den Sieg verwaltete, nicht die Kraft besaß, sich den Besiegten gegenüber ebenso großzügig zu zeigen, wie sie es sich selbst gegenüber war.

Wie stehst du zu deinen Exgenossen, die öffentlich »abschworen«, sich los-sagten?

Ich hege weder Neid noch Groll. Ich besitze keine so festen moralischen Sicherheiten, daß sie mir erlaubten, Verwünschungen oder festgefügte Urteile auszusprechen. Einmal den organisatorischen Pakt gelöst, der uns eine gewisse Zeit aneinanderband, bleibt mir von der gemeinsamen Vergangenheit dennoch die Erinnerung an die Selbstlosigkeit, mit der sich ein jeder ohne Zögern in den Kampf stürzte.

Das nur vorneweg gesagt. Dennoch habe ich wenigstens zwei grundsätzliche Kritikpunkte am

Abschwören. Der erste ist politischer Art. Der Abschwörer verleugnet die gemachte Erfahrung, ohne sie überwinden zu können. Er reduziert die

soziale Komplexität des subversiven Aufbegehrens auf eine juristische Angelegenheit, von der in der Sprache eines Rechtsverdrehers geredet wird. Der Lossager ist in Wirklichkeit ein »Zusager«. In dem Sinne, daß er sich einer präzisen politischen Linie zuordnet, ihr zusagt, der der Ex-PCI, die auf dem Geschichtsexorzismus besteht. Die PCI hat immer die Existenz eines politischen Raums links von sich negiert und jede Kampfform, die dort entstand, kriminalisiert. Und mit dem Fördern des Abschwörens hat sie weiterhin konsequent jene Position beibehalten und alles getan, um zu verhindern, daß man in freier und tiefgehender Weise über die Geschichte der siebziger Jahre reden kann. Jene Geschichte der klassenorientierten Linken und des Raumes, der sich links von der Kommunistischen Partei eröffnete hatte.

Die zweite Kritik ist kultureller. Es ist überraschend, mit welcher Leichtigkeit die bürgerliche Errungenschaft der Gedankenfreiheit über Bord ging, als der Gesetzesentwurf zum Abschwören durchgebracht wurde. Das Gesetz verlangte in der Tat, daß das eigentliche Abschwören »ausgesprochen« werden sollte: wo doch die westliche juristische Kultur dem Angeklagten immer das Recht zu schweigen eingeräumt hatte. Ein Recht, an dem eine zivilisierte Gesellschaft zu erkennen ist, ebenso wie am Recht auf das freie Wort. Und so wird, wer wie ich das Abschwören nicht aussprechen wollte, weiterhin schwer bestraft. Bestraft für sein Schweigen. Es ist die Rückkehr zu den Hexenprozessen.

Das Gesetz zugunsten der Reumütigen und der Abschwörer hat in der Tat jede Verbindung zwischen Straftat und Strafe aufgelöst. Denn während die, die sich gegen die Praxis des Abschwörens entschieden, ihre Strafe wie Schlagsahne auf den Kuchen bekamen und in ihrem Umfang zunehmen sahen, wurden die anderen maßlos belohnt. Geständige Angeklagte, die wegen zahlreicher Bluttaten vor Gericht standen, kamen nach einer Handvoll Jahren wieder raus. Die Rolle des Richters über Recht und Unrecht steht mir nicht zu, aber können die Väter und Garanten diese »Rechtsstaates«, von dem alle behaupten, daß sie ihn schätzen und verteidigen, ruhigen Gewissens schlafen?

»Die Verantwortlichkeit für die Geschichte des bewaffneten Kampfes in Italien ist politisch kollektiver Natur. Sie muß auf politischem Terrain gelöst werden. Damit meine ich, daß die Situation aller wegen des Vorwurfs der bewaffneten Bandenbildung einsitzenden Gefangenen, der Exilierten sowie die in diesem Zusammenhang mehr als 20 000 Ermittlungsverfahren allgemein einer politischen Lösung harren.« Mit diesen Worten hast du in dem Interview im Dezember '86 die »Freiheitskampagne« initiiert.

Dieses Vorhaben hat eine individuelle Lösung deines Falles sicher nicht begünstigt?

Als alle Angeklagten im Moro-III-Prozeß in den Knast von Rebibbia verlegt wurden, habe ich Mario Moretti wiedergetroffen. Wir hatten uns genau zehn Jahre lang nicht mehr gesehen, also ab dem Zeitpunkt meiner Verhaftung in der Via Maderno. Inzwischen hatte sich viel verändert. Weder er noch ich waren noch dieselben, die sich Ende der 60er Jahre, im Mailand der großen Kämpfe, des außerparlamentarischen Brodelns, der Bomben auf der Piazza Fontana kennengelernt hatten. Trotz der harten Auseinandersetzungen, die es zwischen uns gegeben hatte, und der vielen Geschichten, die diese noch zusätzlich würzten, war die Begegnung herzlich und sehr intensiv. Um die gegenseitigen Ansichten zu begreifen, reichten ein Blick, eine Umarmung und wenige Worte.

»Die Geschichte der BR ist zu Ende, auch wenn sie noch nicht offiziell abgeschlossen wurde. Es liegt an uns, einen Schlußpunkt zu setzen. Sollen wir zusammen daran arbeiten?« Das war, was wir einander sofort sagten und wir kamen sofort überein, uns unverzüglich daran zu machen. Piero Bertolazzi, der wie wir ebenfalls aus der ersten Mailänder Brigade kam, war der gleichen Meinung. Und nach und nach kamen dann Maurizio Jannelli, Marcello Capuano, Barbara Balzani, Anna Laura Braghetti, Prospero Gallinari und viele andere hinzu.

Was ließ euch davon ausgehen, daß die Geschichte der BR wirklich zu Ende war wo doch außerhalb des Knastes irgend jemand noch weiter schoß und tötete und auch im Knast die sogenannten »Unbeugsamen« nicht aufhörten, den bewaffneten Kampf zu glorifizieren?

Die Tatsache, daß irgend jemand vom Gegenteil überzeugt war, war noch lange kein Grund, die Augen vor dem »Ende der Welt«, zumindest jener Welt, auf die wir uns bezogen, zu verschließen. Die Umkehrung jener Situation, vor der wir zu stehen glaubten, als wir uns in eine bewaffnete Auseinandersetzung hineinstürzten, nahm jeden Tag unversöhnlichere und grausamere Akzente an. Das politische System des Ostens brach in erbärmlicher Weise durch Selbstauflösung zusammen. Die kommunistischen Parteien des Westens hielten Wettrennen um Namens- und Fahnenwechsel ab. Italien hatte während der letzten zehn Jahre die radikalste sozioökonomische Transformation der Nachkriegszeit durchgemacht, und es hatten sich sowohl die sozialen und politischen Subjekte der Kämpfe verändert, aus denen die BR entstanden waren, wie auch die Voraussetzungen für unsere revolutionäre Strategie. Diese Transformationen anzuerkennen war eine historische Notwendigkeit, die ebenso für

mich galt wie auch für all jene, die sich ernsthaft der Frage stellten, was sich mittlerweile verändert hatte.

An diesem Punkt beinhaltete das Wort »unbeugsam« keinerlei soziale Realität. Es war ein rhetorischer Trick. Inwiefern hätte man »gebeugt« werden sollen? Im Sinne der Macht, zum Abschwören. Entsprechend war man nicht mehr unbeugsam, wenn man abschwor. Eine Absurdität!

Was blieb von den alten strategischen Postulaten, außer einem Trümmerhaufen? Welchen Sinn konnte es haben, sich an fortdauernd postulierte Unvereinbarkeiten zu klammern?

Es war schon 1986 offensichtlich – und ist es heute noch viel mehr –, daß kein aus dem Knast entlassener Genosse der BR daran denken könnte, wieder so zu handeln wie zuvor.

Als wir davon sprachen, was am Spiotta-Hof geschehen war, hast du gesagt, daß du 1975, zum Zeitpunkt des Todes deiner Frau, noch geglaubt hast, daß der bewaffnete Kampf zu einem »Sieg« führen könnte. »Zumindest bis dahin, daß das politische Regime des Italiens der Nachkriegszeit in eine Krise gestürzt werden könnte«, sagtest du. Wann hast du bemerkt, daß dieses Ziel unerreichbar war und eure Aktionen kein erfolgreiches Ende haben würden?

Kurz nach der Moro-Entführung, Anfang der 80er Jahre. Damals war das Konzept des bewaffneten Kampfes in die Krise gekommen, und zwar genau durch jenes Parteiensystem, gegen das wir gekämpft hatten. Ich begriff, daß unser Kampf nicht in der Lage gewesen war, jenen monolithischen, wenn auch diversifizierten Machtblock anzukratzen. Der Ausgang der Moro-Aktion barg erste deutliche Anzeichen dieser Realität. Das sehr enge Bündnis zwischen DC und PCI, das in jenem Moment verwirklicht wurde, war das Anzeichen für die Fähigkeit des politischen Blocks, sich gegen die sozialen Pulsschläge als resistent zu erweisen.

Die Roten Brigaden waren unfähig, sich jener Situation zu stellen. Und die Widersprüche die zu ihrem Zerfall führten, traten immer deutlicher hervor: auf der einen Seite die Akkumulation von »Militärpersonal« und auf der anderen die Unfähigkeit, den Punkt definieren zu können, an dem man ansetzen mußte, um das politische System tatsächlich an der richtigen Stelle zu treffen.

Du warst also schon kurz nach der Moro-Affäre davon überzeugt, daß die Roten Brigaden unfähig seien, die Niederlage zu vermeiden. Warum hast du dich dann nicht schon früher in einer öffentlichen und entschlossenen Erklärung von ihnen abgewandt?

Ich habe viele interne Papiere geschrieben, in denen ich darstellte, daß bei dieser Ausrichtung des bewaffneten Kampfes kein positiver Ausgang mehr zu erwarten sei. Als Kinder des 20. Jahrhunderts hatten die Roten Brigaden so keinerlei Existenzberechtigung mehr, und jeder Rückgriff auf die Nostalgie sollte endlich aufgegeben werden. Der Tod war der langsam voranschreitenden Agonie eindeutig vorzuziehen.

Ich möchte aber noch einmal klarstellen: Ich möchte mich nicht aus der Verantwortung stehlen. Ich war an der Bildung der Stadtguerilla beteiligt, war Teil des bewaffneten Kampfes, von dem man sich nicht so einfach verabschieden kann, als wäre weiter nichts gewesen. Es ist nicht so, daß man heute davon überzeugt ist und morgen dann ganz unbefangen sagen könnte: »Schaut mal, Leute, also ich sehe jetzt alles ganz anders, und also sage ich Tschüß und verschwinde.« Ich glaube, ich muß nicht viele Worte verlieren, um zu erklären, daß dies meinerseits ein unverantwortliches Kasperletheater gewesen wäre.

Ich habe mich bis heute, 1993, noch nie so verhalten. Und genau deshalb sitze ich immer noch im Knast. Ich leugne weder meine Vergangenheit noch meine Verantwortlichkeit für Angelegenheiten, die nicht bagattellisiert werden können. Einst versuchte ich zwischen den in die bewaffnete Auseinandersetzung verwickelten Kräften zu vermitteln, einen Weg der Entdramatisierung zu finden. Es ist wie bei einem fahrenden Auto, es reicht nicht, das Steuer loszulassen, um es anzuhalten, es bleibt auch weiterhin in Bewegung und wird eine Reihe von Desastern provozieren. So ist es zum Teil auch geschehen.

Man konnte nicht – und man kann nicht – Leute, die in diese Geschichte verwickelt waren und im Knast landeten, fallenlassen. Meine Geschichte mit den Roten Brigaden wird in dem Moment abgeschlossen sein, sobald ich die Freude haben werde, alle Genossen, die in das Abenteuer der 70er Jahre verwickelt waren, außerhalb des Knastes und aus dem Exil zurückgekehrt wiederzusehen.

Aber in einem Interview vom März '92 hast du mir gesagt: »Das, was ich von mir gerne zu verstehen geben würde, ist, daß ich mittlerweile seit vielen Jahren das Problem der Roten Brigaden aus Lichtjahren Entfernung betrachte, aus einem Abstand, mit dem ich auch die Situation der Bengalen untersuche, wenn ich mich mit den Problemen der Migration beschäftige.« Gibt es kein Problem zwischen diesem Abstand und deinem Einsatz für eine Kampagne, die eine »generelle politische Lösung« verfolgt?

Ich sehe darin keinen Widerspruch. Die Aktionen mit ihrem revolutionären Credo sind die eine Sache, eine andere ist es, sich darum zu bemühen,

unsere Niederlage mit ein wenig Würde abzuschließen und das Leben jener Genossen zurückzuerobern, die schon genug für die Analysefehler einer ganzen Generation bezahlt haben, die der Sünde des Dogmatismus verfallen war, aber oft auch sehr großzügig gewesen ist ...

Die »Analysefehler« eurer Generation haben viele Tote verursacht.

Wieviele Tote haben die weitaus schlimmeren Fehler der Generationen unserer Väter und Großväter verursacht?

Man sollte nicht einseitig aufrechnen, um solcherart Bilanzen zu ziehen. Der Vorzug der verfehlten Revolution liegt im übrigen darin, nicht die Mängel einer gelungenen Revolutionen in sich zu bergen. In irgendeiner Weise haben alle gelungenen Revolutionen ihre Versprechen verraten, während die gescheiterten nur in ihren analytischen Annahmen geirrt haben können. Eine Schuld, die mir alles in allem weniger drückend scheint.

Andererseits stellt die unbekümmerte Hoffnung, mit der sich ein Teil meiner Generation in das riskante politisch-ideologische Abenteuer gestürzt hat, auch einen positiven Wert dar. Das muß uns ab einem gewissen Punkt anerkannt werden. Ich kann ohne Scham heute sagen: Ich bedaure mich und meine besiegte Generation ... Ich bedaure, daß mir und meiner Generation kein Raum gelassen wurde, um unsere Vorstellung, die wir als Jugendliche hatten, leben zu können. Wir konnten nicht so leben, wie wir wollten, da die Generation vor uns den Weg brutal versperrt hatte und von uns die absolute Anpassung verlangte oder zu krepieren. So starben einige mit der Waffe in der Hand, viele mit Heroin in den Venen, und die Mehrheit lebte, indem sie den Wunsch nach Veränderung in sich selbst abgetötet hat.

Im Knast habe ich sehr viele Briefe von Gleichaltrigen bekommen, die mit unendlicher Bitterkeit über sich selbst reflektieren, gerade weil sie ein Bewußtsein über die umfassende Generationsniederlage haben, die kein individueller Erfolg ausreichend aufwiegen kann.

Was unsere spezifische Niederlage betrifft, die der BR, handelt es sich um eine Niederlage, die, ich wiederhole, ab Ende der Siebziger absehbar war und die ich 1986 öffentlich anerkannt habe. Sicher, für viele Genossen war die Vorstellung vom Ende der Roten Brigaden indiskutabel. 1986 setzte ich mich so wieder für etwas ein, daß ich bereits 1970 gemacht hatte: formell durch eine klare Entscheidung eine Erfahrung zu beenden, die aus Trägheit verlängert und dafür schon unerbittlich zur Rechenschaft gezogen wurde.

Und wer zu dem Zeitpunkt damit nicht einverstanden war, wurde sehr schnell von den Fakten davon überzeugt, seinen Irrtum einzusehen.

Wie erklärst du dir, daß alle Appelle für die »Überwindung« der Jahre des Terrorismus ins Leere gelaufen sind?

Anfänglich entstand eine gewisse Diskussion um den Begriff »Diskontinuität«. Rossana Rossanda, Mario Tronti, Ludovico Gemoyat, Franco Fortini und einige wenige andere sagten mehr oder weniger: »Es ist ein umfassender Begriff, er kann dazu dienen, die soziale Wahrnehmung der Ereignisse besser zu definieren.«

Es schien ein guter Anfang, aber leider blieb die Debatte dabei stehen. Die Professionellen unter den Politikern und Intellektuellen haben sich akkurat von diesem Problem ferngehalten. So blieben als Meinungsmacher nur die zirpenden Grillen und jene, die Francesco Cossiga einprägsam zu »Witwen des Notstands« deklariert hat.

In Frankreich und in Deutschland haben sich Persönlichkeiten wie Jean-Paul Sartre und Heinrich Böll in die Debatte um den bewaffneten Kampf eingemischt. Die italienischen Intellektuellen hingegen haben, abgesehen von dem isolierten Leonardo Sciascia, geschwiegen: eine Vorsicht, die vielleicht der Angst vor der Repression geschuldet war?⁹⁹

Ich weiß nicht, ob Angst der angebrachte Schlüssel zur Analyse sein kann. Persönlich sehe ich in ihrer Abwesenheit niedere und tiefere Beweggründe. Irgend etwas, das wenig mit der bewaffneten Ausdrucksform der siebziger Jahre zu tun hat, sondern viel weiter zurückliegt und mit der historischen Entwicklung in Italien zusammenhängt. In unserer Gesellschaft, in der eine richtige bürgerliche Revolution ausblieb und es nicht einmal eine umfassende industrielle Revolution gegeben hat, sind die Intellektuellen der Macht des »Prinzen«, also der politischen Parteien, untertan geblieben. Sie haben die Tradition beibehalten, sich zu Meßdienern und Mägden zu machen. Die traurige Erbschaft einer von Machiavelli gezeichneten Kultur, verflüssigtes Gift, das jedes Wagnis einer davon divergierenden Vorstellung an der Wurzel absterben läßt.

Als die Regierung in Frankreich Anfang der siebziger Jahre die Gruppe Gauche Prolétarienne illegalisierte, verteilten viele Intellektuelle, Sartre vorneweg, *La Cause du Peuple*, die verbotene Zeitung. Im wesentlichen sagten sie: »Wenn ihr jede Stimme, jede Utopie, die andere Gesellschaftsmodelle propagiert ersticken wollt, dann verhaftet uns gleich mit.«

Das war, dessen bin ich mir sicher, eine wichtige Lektion und vor allem eine heilsame Intervention für die französische Gesellschaft. Dieses

Umfeld von Intellektuellen stellte eine Art Toleranzkissen dar. Es dämpfte die soziale Anspannung zwischen einem starren politischen System und den neuen, subversiven extremen Bewegungen. Das ist etwas, was es in Italien nicht gegeben hat.

Das scheint mir der Punkt zu sein: Unsere Intellektuellen haben sich weder Anfang der 70er noch Ende der 80er Jahre getraut, autonom von den Vorstellungen der Parteisekretäre zu handeln. Eine große Abwesenheit, die viel Schaden verursachte und die in all den Betrachtungen gerne übersehen wird.

Sciascia hatte den Mut gehabt, sich gegen den Strom zu äußern.

Seine Stimme war, wie du selber schon sagtest, fast völlig isoliert. Vor vielen Jahren, wenn ich mich richtig erinnere, zu Zeiten der Sossi-Entführung, verursachte er einen riesen Wirbel, als er verkündete, daß bei einer intellektuellen unvoreingenommenen und politisch redlichen Interpretation unserer Absichten den BR zugestanden werden müßte, in Übereinstimmung der leninistischen Auffassung zu handeln. Die brave Linke, vollauf damit beschäftigt, uns zu kriminalisieren und herabzuwürdigen, um die eigenen Kompromisse zu überdecken, hat ihn in der Luft zerrissen.

Sciascia wurde isoliert und zum Schweigen gebracht. Und das ist ein schwerwiegender Fehler gewesen. Wenn damals anstatt der wahnwitzigen Bannflüche eine ruhigere und tiefgreifendere Reflexion über die Forderungen nach sozialer Veränderung, die die BR auf ihre Weise forcierten, überwogen hätte, wäre das Schicksal der Linken vielleicht besser verlaufen. So aber, auch weil man nicht auf die Worte des aufgeweckten sizilianischen Schriftstellers gehört hat, ist jeder stur seinen Weg weitergegangen, der, wie man später gesehen hat, nicht nur für uns eine Sackgasse war.

Ich will auch an Rossanda erinnern, die die Notwendigkeit gesehen hat, sich den von uns aufgeworfenen Fragen zu stellen. Sie hat es auf ihre Art getan, sie kam ein Dutzend Mal in den Knast, um mit mir zu reden und eröffnete in der Zeitung *il manifesto* eine Debatte über unseren Appell der Freilassung. Ein Versuch, der auch vom Schweigen beerdigt wurde. Soweit sie mir erzählte, scheint sie zu einem pessimistischen Schluß gelangt zu sein, der sich nicht sonderlich von meiner Einschätzung unterscheidet.

Warum zelebrieren die Intellektuellen dieses Schweigen über die durch den Brigadisten gewonnenen Erfahrungen? Warum diese offensichtliche Schwierigkeit der gesamten Linken, sich einer Diskussion über die sieb-

ziger Jahre zu stellen? Meine Interpretation habe ich gegeben. Es wäre interessant, die Antworten von Rossanda und den wenigen anderen kennenzulernen, die bereit sind, unseren Rufen in der Wüste Aufmerksamkeit zu schenken.

Alberto Astor Rosa hat kürzlich behauptet, daß du, obwohl du »die Unabwendbarkeit der Niederlage und die darüber hinausgehende Undiskutierbarkeit der terroristischen Lösung« zugegeben hättest, noch keine »offene Anerkennung des politischen Fehlers, der von Anfang an in der Strategie der Brigadisten enthalten war«, geäußert hättest. Hat er unrecht?

Eine ähnliche Frage hat Astor Rosa, glaube ich, auch seinen Exgenossen der PCI in dem Moment gestellt, als sie sich anschickten, Namen und Fahne zu wechseln. Und mir ist nicht bekannt, daß irgend jemand ihm Genuß verschaffte, indem er eine »offene Anerkennung des politischen Fehlers, der von Anfang an in der Strategie der Kommunistischen Partei enthalten war«, zum besten gegeben hätte.

Die von Astor Rosa aufgeworfene Frage könnte zweifellos Gegenstand einer interessanten Diskussion werden, wenn die Forderung aufgegeben würde, Hierarchien zwischen den Ausgangspositionen festzulegen. Es wäre eine anspruchsvolle Diskussion, an deren Vertiefung ich persönlich interessiert bin, sobald mein Wort endlich von der Hypothek der Knatsituation entkoppelt wäre.

Aber von mir lediglich eine öffentliche Verdammung der »Strategie der Brigadisten« zu verlangen, scheint mir auf ein politisches Wegegeld und letztendlich wieder auf das Abschwören hinauszulaufen.

Im Sommer '91 hat der damalige Präsident der Republik, Francesco Cossiga, erklärt, dich begnadigen zu wollen, als »emblematischer Akt, um die Jahre des Notstands abzuschließen und die Ära der Reformen zu eröffnen«. Aber nach langem Hin und Her ist die Initiative gescheitert. Wie hast du jene Zeit von Wortstreitereien und Polemiken über dein Schicksal verfolgt?

Es handelte sich um einen gemeinen Akt Willkür. Ich hatte in einem Brief an Minister Claudio Martelli – um den er mich nach einem Besuch in Rebibbia gebeten hatte – gefordert, ein kollektives Problem anzugehen, das alle politischen Gefangenen und Exilierten betraf. Ich hatte darauf bestanden, meine persönliche Lage nicht mit der allgemeinen »politischen« Angelegenheit zu verwechseln. Zurück bekam ich aber ein Gnadenangebot. Eine Gnade, um die ich niemanden gebeten hatte. Ich wurde zum Objekt einer Diskussion, die mit mir und unseren Problemen nichts zu tun hatte.

Cossiga hat aber erstmals die politische Natur des bewaffneten Kampfes anerkannt, indem er einen Gnadenerlaß anbot. Du hast in einem Beitrag zu einem Kongreß über die Frage der Inhaftierten geschrieben, daß du mit Oreste Scalzone und Toni Negri einer Meinung seiest, daß »die so hart attackierten Sätze des Präsidenten Cossiga im Grunde sehr begrüßenswert sind«.

Das stimmt. Ich habe den vollständigen Text seiner Äußerungen zu dem Thema aufmerksam gelesen, und ich muß sagen, daß es mir schien, als könnte man sie weitgehend teilen. Er begann damit, die Entscheidung des Gerichts von Cagliari zu kritisieren mir nicht die »Fortsetzung«¹⁰⁰ der Vergehen, wegen derer ich verurteilt wurde, zu gewähren: eine Gewährung, die eine Verkürzung der Strafe und meine Haftentlassung mit sich gebracht hätte.

Es sei nicht bewiesen, daß jene Vergehen »im Rahmen eines einzigen verbrecherischen Plans« begangen worden seien, hatte jenes Gericht geurteilt. Eine lachhafte Begründung, hat Cossiga entgegnet, da ich gleichzeitig als Chef der Roten Brigaden ansehen wurde. Eine unhaltbare Begründung, fügte ich hinzu, da es mindestens drei weitere Genossen des historischen Kerns der Roten Brigaden gab, deren juristische Position mit meiner identisch war, denen die »Fortsetzung« von anderen Gerichten anerkannt wurde und die mittlerweile seit einiger Zeit frei waren.

Gemäß der Ansicht des Präsidenten hätte der Gnadenerlaß also vor allem eine offensichtliche Übertretung der Gleichheitsprinzipien wieder ausgleichen sollen. Und bis zu diesem Punkt waren auch bereits Ugo Pecchioli¹⁰¹ und Ferdinando Imposimato, einst Meister im Kampf gegen die BR, in den Spalten der *Unità* vorgerückt.

Wie erklärt sich deiner Meinung nach diese Ungleichheit der Behandlung?

Die Erklärung, die mir einfällt, ist einfach. Wenn man von mir spricht, geht es nicht um den Menschen Curcio, sondern um den Symbolgehalt der mit dem Namen Curcio verbunden ist. Meine Person ist in ein Symbol für die Roten Brigaden und für den »Terrorismus« verwandelt worden. Und so erhält ein juristisches Urteil gegen mich immer einen politischen Symbolcharakter. Andererseits könnte es auch sein, daß die Richter, die über mich urteilten, nicht für die Politiker die Kastanien aus dem Feuer holen wollten.

Aber kehren wir zu den Äußerungen Cossigas zurück. Der Diskurs, über den er seinen Gnaden-Vorschlag begründete, war auch aufgrund anderer Aspekte wichtig. Er hat einen neuen Blick auf die Geschichte des bewaffneten Kampfes geworfen und ihm eine soziale und politische Dimension zuerkannt. Er hat erklärt, daß sie uns kriminalisiert hätten,

weil sie uns besiegen mußten, daß man aber jetzt, wo wir besiegt worden seien, die Bilanz ziehen müßte: Jeder sollte sich seiner eigenen Verantwortlichkeit besinnen, um somit zu einer politischen Lösung zu gelangen. Dies stimmte mit dem überein, was ich seit sechs Jahren sagte.

Die Männer der Macht hatten immer behauptet, der bewaffnete Kampf sei keine politische, sondern eine kriminelle Angelegenheit gewesen. Cossiga hingegen, das muß man anerkennen, hat den Mut gehabt eine ehrlichere und tiefer gehende Interpretation vorzuschlagen, eine unverzichtbare Voraussetzung, um eine ernsthafte Diskussion über die siebziger Jahre zu eröffnen, die bisher niemand unter den Politikern und Intellektuellen gewollt hat.

Minister Martelli, der Cossigas Gnadenerlaß hätte gegenzeichnen müssen, sagte, eine Gewährung der Gnade sei unmöglich, da du keine Anzeichen von Reue zeigst.

Martelli hat auch Cossiga einen Brief geschrieben, in dem er die Ablehnung des Gnadenerlasses begründete. Nachdem er mir eine lange »gereifte intellektuelle Distanz zu den Ereignissen« attestierte, merkte er in dem Papier an, daß mein Brief, den ich ihm am 29. Juli 1991 geschrieben hatte, an einem seiner Meinung nach entscheidenden Punkt »einzigartig zurückhaltend, um nicht zu sagen stumm« blieb: Dies betraf die Ablehnung einer »moralischen Legitimität, die den Rückgriff auf terroristische Mittel im politischen Kampf erlaubt«. Daß ich nichts abschwören wollte, entpuppte sich somit für Martelli und Konsorten als unüberwindbares Hindernis.

Persönlich gestehe ich keiner Macht die Autorität zu, mich zum Abschwören zu zwingen. Ich wundere mich, daß dies weltliche Menschen wie der ehemalige sozialistische Minister Guardasigilli von mir verlangen. Und das heute, an der Schwelle zum Jahr zweitausend.

Cossiga hat dich dann am 25. November 1992 in Rebibbia besucht: Er hat mir anvertraut, daß das Treffen »dramatisch im wahrsten Sinne des Wortes« gewesen sei und daß du ein Mann seiest, für den er einen »großen Respekt« hegt. Welche Bedeutung hat jenes Gespräch gehabt, und was habt ihr euch gesagt?

Von meinem Standpunkt aus gesehen, besaß jene Zusammenkunft eine gewisse »Dramatik«, da sich von Angesicht zu Angesicht die Besiegten zweier Lager gegenüberstanden. Cossiga war es nicht gelungen, einen Versuch voranzubringen, der die Überwindung einer Phase der Sozialgeschichte Italiens erlaubte. Ich stand ihm als Besiegter in der Funktion

eines ehemaligen Anführers der Roten Brigaden gegenüber und als nicht erhörter Prediger, für die Geschichte der siebziger Jahre eine kollektive politische Verantwortung zu übernehmen.

Wir sprachen länger als eine Stunde, allein, in einem den Verhören der Staatsanwälte vorbehaltenen Raum. Ich glaube, daß Cossiga mir in irgendeiner Weise persönlich die miese Angelegenheit von der ausgebliebenen Gnade »erklären« wollte. Er sagte, daß er im Sommer 1991 – nach dem für mich nachteiligen Urteil des Gerichts von Cagliari – nicht nur aus Aspekten der »Gleichheit« die Absicht hatte, mich zu begnadigen, sondern auch aus Gründen des »politischen Realismus«. Die Gnade wäre seiner Absicht nach ein erster konkreter Schritt gewesen, eine »historisch überholte Zeitspanne zu überwinden« und die ungerechten Reste einer nachwirkenden Notstandsgesetzgebung zu beseitigen. Er hat mir auch den in einigen Sektoren der öffentlichen Meinung vorhandenen Widerstand gegen den Gnadenerlaß erläutert – im besonderen seitens der Vereinigungen der Angehörigen der Opfer. Dieser wurde allerdings aufgewogen durch die Zustimmung seitens der Führungsspitze der Polizei, der Carabinieri und eines guten Teils der Staatsanwaltschaft. Er war zu dem Schluß gelangt, daß die Verhinderung des Gnadenerlasses »Hindernissen« geschuldet sei, »die aus dem Innern der Politik kamen«.

Ich habe daraufhin Cossiga zu verstehen gegeben, daß mir das auf einer Versammlung in Bologna vom Generalsekretär der PDS, Achille Occhetto, gegen den Erlaß ausgesprochene »Nein« keineswegs entgangen sei. Und er bestätigte mir gegenüber, daß für einige Militante jener Partei unsere vergangene Kampferfahrung wohl das darstellte, was sie sich heimlich immer gewünscht, aber nie offen getraut hatten.

Habt ihr nur über den Gnadenerlaß geredet?

Auch über die Roten Brigaden und die Moro-Entführung. Cossiga hat noch einmal unterstrichen, was er gerade der Wochenzeitung *Panorama* gegenüber erklärt hatte, daß alle Verschwörungstheorien und Unterwanderungsphantasien »davor flüchten zuzugeben«, daß »die BR eben die BR waren«, und keine an Fäden geführten Marionetten. Außerdem erklärte er, daß der Begriff Terrorismus nicht auf die bewaffnete Erscheinung in der Linken paßt, wegen ihrer sozialen Breite und Vorgehensweise. Besser sei der Begriff der »linken Subversion«. Er war davon überzeugt, daß die BR ein »politisches Subjekt« gewesen sind. Alles Dinge, denen ich natürlich nur zustimmen konnte.

Dann, in bezug auf Moro und in Erwiderung einer Äußerung in *l'Espresso*, in der ich erklärte, ich hätte während der letzten Tage der

Entführung den Eindruck gehabt, daß der Willen der Regierung, das Leben des Staatsmannes zu retten, endgültig verschwunden war, äußerte Cossiga eine andere Ansicht. Seiner Meinung nach hatten die für den Tod Moros verantwortlichen Brigadisten nichts von dem verstanden, was sich hinter den Kulissen der DC abspielte. Er sagte zu mir: »Ich habe den Eindruck, daß sie nicht einmal die Zeitungen gelesen haben. Wenn sie sie gelesen hätten, hätten sie mitbekommen, daß genau an dem Tag, an dem Moro getötet wurde, eine Versammlung der christdemokratischen Führung stattfinden sollte, in der sich wahrscheinlich eine Orientierung auf irgendwelche Verhandlungen durchgesetzt hätte.«

24. Die Hoffnung

Renato, wir sind am Ende unseres Gesprächs angelangt. Eines schönen Tages wirst du endgültig aus dem Knast rauskommen und dich einer weiteren jener »Diskontinuitäten« stellen, die du für dein Leben als charakteristisch bezeichnest. Was werden an dem Morgen, an dem du die Freiheit wiedererlangst, deine ersten Wünsche sein?

Vor allem zu laufen. Lange zu laufen, ohne auf Tore und Zäune zu treffen. Das meine ich nicht metaphorisch. Ich möchte mich tatsächlich als Nomade auf eine Reise ohne Ziel begeben.

Eine Reise, deren erste Etappe der Besuch bei Margherita sein wird. Ich habe sie seit ihrem Tod nicht besuchen können. Ich verspüre den dringenden Wunsch, mich dort hinzusetzen, auf den Boden, und ein wenig in der Stille zu verweilen.

Danach sehe ich noch keine genauen Orte, an die ich mich begeben könnte. Ich weiß nicht, wo mein Platz sein wird. Also werde ich frei sein und durch Wälder und Täler streifen.

Aber irgendwann wirst du doch stehenbleiben?

Sicherlich. Bewegung wird der Weg sein, einen Punkt zu finden. Wieder zu Atem zu kommen und mit Raum und Menschen wieder einen Kontakt herstellen zu können.

Dann möchte ich einen Ort suchen, um mir ein Haus zu bauen. Ich möchte es mit meinen eigenen Händen bauen, aus Stein und Holz, nach all den Jahren zwischen Stahl und Beton in den Knästen.

Neben dem Haus hoffe ich, einen anderen meiner großen Träume verwirklichen zu können: ein Kind zu haben.

Ein Wunsch, der in diesen Jahren um so stärker gewachsen ist, wie seine Verwirklichung außerhalb jeglicher Möglichkeit lag.

- 8 Proletarischer Stadtteil von Mailand.
- 9 Zeitung der gleichnamigen Gruppe.
- 10 *Partito comunista italiano, Italienische Kommunistische Partei*; wandelte sich Anfang der 90er Jahre in *PDS, Partito democratico della sinistra, Demokratische Partei der Linken*.
- 11 *Rote Überfallkommandos*; Partisanengruppe, die in der Nachkriegszeit Aktionen gegen Faschisten durchführte.
- 12 Alberto Franceschini, Mitbegründer der *BR*. Sohn von Kommunisten aus Reggio Emilia, trat '62 in die *Fgci (Federazione dei giovani comunisti italiani*, Jugendorganisation der KP) ein und wurde Mitglied der Leitung. Als Verantwortlicher der sogenannten »Fabrik-Kommission« leitete er viele Kämpfe in den Betrieben von Reggio. Franceschini trat '69 aus der *PCI* aus. Er wurde gemeinsam mit Curcio im September '74 in Pinerolo verhaftet und sagte sich am 21. Februar '87 vom bewaffneten Kampf los. Er befindet sich in Freiheit.
- 13 *Ständiger Kampf*; Organisation der Neuen Linken. Ihre Plattform war die gleichnamige Zeitung. Anfang der siebziger Jahre in Rimini entstanden, löste sie sich am Ende ihres zweiten nationalen Kongresses im Oktober '76 in Rimini auf. Die Zeitung existierte mit wechselnder Besetzung bis Mitte der achtziger Jahre weiter. Unter den Gründern waren Adriano Sofri (Pisa), Guido Viale (Turin) und Mauro Rostagno (Trento).
- 14 *Arbeitermacht*; 1969 im Umfeld der Zeitschrift *La classe* entstandene außerparlamentarische Gruppe. Unter den Leitern waren Toni Negri, Oreste Scalzone und Franco Piperno. Die Gruppe löste sich im Juni '73 auf dem Kongreß in Rosolina auf, die Zeitung existierte allerdings noch bis Dezember weiter.
- 15 Eigentlich *popolari*, also volkstümlich, ein weitverbreiteter Begriff für Arbeiterviertel.
- 16 *Brigate Rosse (BR), Rote Brigaden*
- 17 *Neuer Widerstand, Resistenza* ist auch der italienische Begriff für den Partisanenwiderstand gegen den Faschismus.
- 18 *Gruppi di Azione Partigiana, Partisanenaktionsgruppen*; vom Mailänder Großverleger Giangiacomo Feltrinelli Ende der 60er Jahre gegründete Guerilla, die bis zum Tod Feltrinellis 1972 aktiv war. Seine Geschichte und die Bedeutung für die italienische Linke wird in Nanni Balestrinis Roman *Der Verleger (VLA)* nachgezeichnet.
- 19 Piero oder Pierino Morlacchi, einer der Gründer der *BR*. Anmieter des Kellers in der Via Delfico in Mailand, der '72 entdeckt wurde. Unter dem beschlagnahmten Material befanden sich auch die Fotos, die von dem Ingenieur Macchiarini gemacht wurden. Morlacchi gehörte mit Curcio, Franceschini und Moretti zum ersten Exekutivkomitee der *BR*. Er wurde im Februar '75 in Bellinzona verhaftet.
- 20 Maurizio Ferrari gehörte zum historischen Kern der *BR*. Er kam aus Mailand und war in einem katholischen Waisenhaus aufgewachsen. Ferrari wurde im Mai '74 in Florenz verhaftet und wegen versuchten Mordes, Entführung und Raub zu 21 Jahren Haft verurteilt. Er war einer der dreizehn Gefangenen, deren Freilassung im Austausch gegen Moro verlangt wurde.
- 21 In der Originalfassung heißt es »kriegerischer«, also im Sinne von einem Übergang zu organisierten militärischen Aktionen.
- 22 Mailänder Kolonne der *BR*: Walter Alasia, genannt *Luca*, war ein klandestiner Militanter der Mailänder Kolonne. Er wurde am 15. Dezember '76 bei einem Feuergefecht mit der Polizei im Haus seiner Eltern, die kommunistische Militante waren, getötet. Später benannte sich die Mailänder Kolonne nach ihm. Ende '79 kam es zum Bruch mit der Leitung der *BR*.
- 23 Partisanen der Kommunistischen Partei während des Zweiten Weltkriegs.
- 24 *Rote Hefte*; 1961 in Turin durch Raniero Panzieri, Mario Tronti, Alberto Asor Rosa, Vittorio Rieser und Romano Alquati gegründet. Zeitschrift der neuen Linken Italiens, marxistische Ausrichtung und Forderung nach Arbeiterautonomie. Die von Arbeiterkadern unterstützte Gruppe von Intellektuellen um Raniero Panzieri baute ein Netz von Interventionen und Untersuchungen in den Fabriken Norditaliens auf. Sie operierte zunächst an der Seite der Gewerkschaften, aber schon 1962 mit unabhängigen Strukturen. Als Subjekt wird der traditionelle Fabrikarbeiter verstanden.
- 25 Rostagno war lange Zeit ein bedeutender linksradikaler Kader, u.a. bei *Lotta Continua*. Später arbeitete er in einem Heim für Heroizenzug, das von der *PSI* finanziert wurde. Geldschiebereien und Unregelmäßigkeiten in der Anstalt und in ihrem Umfeld brachten Rostagno dazu, das Heim zu verlassen und ein eigenes Projekt in Angriff zu nehmen. Er wurde jedoch kurz darauf von Unbekannten erschossen. Lange Zeit wurde angenommen, die Mörder hätten aus den Kreisen des organisierten Verbrechens gestammt. Seit April '97 verdichten sich Hinweise, daß die Motive für den Mord in den Intrigen der Anstalt zu suchen sind.
- 26 Name, den Rostagno in der Sanyassin-Gemeinschaft, deren Mitglied er war, angenommen hatte.
- 27 *Partito Socialista Italiano*
- 28 Gemeint sind Rossana Rossanda und Luigi Pintor, die '69 aus der *PCI* ausgeschlossen wurden und die Gruppe respektive Zeitung *il manifesto* gründeten.
- 29 *Hefte von Piacenza*, zweimonatlich erscheinende politisch-kulturelle Zeitschrift, 1962 in Piacenza durch Pier Giorgio Bellocchio, Grazia Cherchi und Goffredo Fofi gegründet.
- 30 *Arbeiterklasse*, monatlich erscheinende operaistische Zeitschrift, 1964-65 in Padua erschienen, von Mario Tronti herausgegeben. Die Gruppe hatte sich 1963 von *Quaderni Rossi* abgespalten. Sie widmete sich dem Problem der politischen Organisation der Arbeiterklasse, debattierten über theoretische und praktische Interventionen des Organisationsaufbaus.
- 31 *Partito socialista italiano d'unità proletaria, Sozialistische Partei Italiens der proletarischen Einheit*; Abspaltung von der *PSI*.
- 32 Die Kommunistische Marxistisch-Leninistische Partei Italiens war eine außerparlamentarische Gruppe, die die Zeitung *Nuova Unità, Neue Einheit*, herausgab. Ende '68 spaltete sie sich in zwei Teile: in die sogenannte Rote Linie und die Schwarze Linie.
- 33 *Comitato Unitario di Base, CUB, Einheits-Basiskomitee*; 1968 von Arbeitern gegründet, die in Opposition zu den an Parteien gebundenen Gewerkschaften standen. Raffaello De Mori hatte die Leitung des *CUB* bei Pirelli.
- 34 *CPM, Metropolitan politisches Kollektiv*.
- 35 Fabrikdelegierter bei *Sit-Siemens* Zuffada gehörte zum historischen Kern der *BR*. Er wurde am 18. Juni '75 im Stützpunkt von Baranzate di Bollate verhaftet.
- 36 *Arbeitermacht*, 1969 gegründete außerparlamentarische Gruppe. Ihre bekanntesten Anführer waren Franco Piperno, Oreste Scalzone und Toni Negri. *Potere Operaio* ist als Vorläufer von *Autonomia Operaia* zu betrachten.
- 37 *FDGC, Verband junger Kommunisten*; Jugendorganisation der *PCI*.
- 38 Arbeiter, einer der Gründer der *BR*, der Gruppe aus Reggio Emilia. Paroli wurde am 3. Mai '75 in Turin verhaftet. Er hat 16 Jahre in Haft verbracht, obwohl er nicht einen einzigen Schuß abgegeben hatte.

- 39 Prospero Gallinari, historisches Mitglied der BR aus Reggio Emilia, kommt aus einer Familie mit kommunistischer Tradition. Er wurde in vielen Medien fälschlicherweise als Verantwortlicher für die Moro-Erschießung benannt. Gallinari leidet unter schweren Herzproblemen.
- 40 Simioni kam aus der Region Venetien. Ende der fünfziger Jahre war er gemeinsam mit Bettino Craxi in der sozialistischen Jugend Mailands, später Anhänger der Autonomia Operaia. Er verließ Italien und gründete gemeinsam mit Vanni Mulinaris und Duccio Berio in Paris am Quai de la Tournelle 27 das Sprachinstitut *Hypèrion*. Das Institut, dessen Präsidentin Marie Françoise Tuscher eine Nichte von Abbé Pierre war, wurde von dem Paduaner Staatsanwalt Pietro Calogero im Ermittlungsverfahren »7. April« und von Richtern im Fall Moro als Zentrale des internationalen Waffenhandels und Terrorismus bezeichnet. 1980 griff Craxi in die Diskussion ein und sprach von einem »großen Alten«, in dem viele Beobachter Simionis erkannten: »Man müßte die Erinnerung zurückwandern lassen und an diejenigen Gestalten denken, die mit uns angefangen haben, Politik zu machen, die ihre Qualitäten bewiesen haben, die ein Talent für die Politik haben, die aber dann plötzlich verschwunden sind. Leute, von denen man vor zehn Jahren sprach ... Sicher, viele von ihnen werden aufgehört haben, werden sich mit irgendeinem Auskommen zufriedengegeben haben, der eine oder andere wird auch gestorben sein. Aber ich meine, es wird auch jene geben, die in der Klandestinität weitergemacht haben und vielleicht heute in Paris sind, um für die bewaffnete Partei zu arbeiten ...«
- 41 Broschüre mit den Ergebnissen des CPM-Kongresses.
- 42 Carlos Marighella, ehemals in der Leitung der Kommunistischen Partei Brasiliens, aus der er austrat, da er die reformistische Linke kritisierte. Zusammen mit Abraham Guillén, einem der bedeutendsten Theoretiker der Stadtguerilla, ist er Autor des *Handbuch des Stadtguerillero*, das in viele Sprachen übersetzt wurde. Marighella wurde am 5. März 1969 bei einem Feuergefecht getötet, nachdem er in einen Hinterhalt der Polizei geraten war.
- 43 *Istituto nazionale provvidenza sociale*; für Renten zuständige Behörde.
- 44 Nach Pietro Secchia Expartisanenführer und Leitungskader der PCI. Er verzichtete nie auf die Vorstellung eines bewaffneten kommunistischen Armes.
- 45 Einer der Kampfnamen von Giangiacomo Feltrinelli.
- 46 Der 25. April wird in Italien als Tag des Partisanenwiderstandes gegen den Faschismus gefeiert.
- 47 Semeria, Sohn einer Führungskraft von Siemens und Mitbegründer der BR. Er war Soziologiestudent in Trento. Semeria mietete die Wohnung in der Via Boiardo an, organisierte die Kolonne in Venetien und war Mitglied des Exekutivkomitees. Bei seiner zweiten Verhaftung am 22. März '76 am Bahnhof von Mailand wurde er von einem Carabinieri, der später wegen »Fahrlässigkeit« angeklagt und freigesprochen wurde, schwer verletzt.
- 48 *Il Nero, der Schwarze* genannt, Angestellter bei Gulf. Er gehörte zum historischen Kern der BR und kam von Lotta Continua. Bertolazzi wurde 1974 verhaftet und zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt.
- 49 Drei Tage nach dem Anschlag auf die Mailänder Piazza Fontana, zu dem sich niemand bekannte, wurden zwei Anarchisten festgenommen. Während eines langen Verhörs »fiel« einer von ihnen unter den Augen von mindestens fünf Polizeibeamten aus einem Fenster des vierten Stocks eines Mailänder Polizeireviere und war sofort tot. Die Polizei setzte daraufhin seinen Tod zynischerweise einem Schuldgeständnis gleich. Er hätte Selbstmord begangen, nachdem sein Alibi zusammengebrochen sei. Polizeikommissar Luigi Calabresi war einer der Verantwortlichen für den Tod des Anarchisten Pinelli. Er wurde am 17. Mai 1972 mit zwei gezielten Schüssen getötet.
- 50 Cristoforo Piancone wurde 1978 in Turin bei dem tödlich verlaufenden Anschlag auf den Gefängniswärter Lorenzo Cotugno verletzt. Die anderen Kommandoangehörigen, zwei Männer und eine Frau, ließen ihn vor einem Krankenhaus zurück. Piancone erklärte sich sofort zum politischen Gefangenen.
- 51 »Massenarbeiter« bezeichnet im allgemeinen den klassischen fordistischen Industriearbeiter, der in Großbetrieben, z.B. am Fließband, »massenhaft« in der Produktion tätig und politisch organisiert bzw. organisierbar ist. Im Gegensatz dazu bezeichnet »gesellschaftliche Arbeiter« diejenigen, die ungarantierte Jobs in Klitschen oder Heimarbeit tätigen, sozusagen in der in die Gesellschaft hinein ausgedehnten Fabrik.
- 52 *Cassa integrazione*; sie wurde 1968 eingeführt und gewährte Arbeitern bei einer Verringerung der Arbeitsstunden, bis hin zur Arbeitslosigkeit, staatlich finanzierte Lohnausgleichszahlungen in Höhe von 80% des letzten Nettogehalts. Arbeiter, die in die cassa integrazione entlassen wurden, besaßen ein formales Recht auf Wiedereinstellung.
- 53 Parteizeitung der PCI
- 54 *DC, Christdemokratische Partei*
- 55 Robertino Ognibene, in Reggio Emilia geboren, Sohn eines sozialistischen Magistratsmitglieds. Er gehörte zum historischen Kern der BR. Bei seiner Verhaftung im Oktober '74, im Stützpunkt von Robbiano di Mediglia, tötete er den Feldwebel der Carabinieri, Felice Maritano, der ihn zuvor verletzt hatte.
- 56 Am 28. Mai '74 ließen Faschisten in Zusammenarbeit mit Geheimdiensten und Polizei – heute ist die Struktur als Gladio bekannt – auf einer Gewerkschaftskundgebung auf der Piazza Della Loggia in Brescia eine Bombe explodieren, die acht Menschen das Leben kostete.
- 57 Ehemaliger Franziskaner-Mönch. Er wurde '74 von Gustavo Pignero, Hauptmann der Carabinieri, an die BR herangeführt.
- 58 Ehemaliger rechter Partisan und Exdiplomate, Kollaborateur der italienischen, britischen und US-amerikanischen Geheimdienste. Edgardo Sogno, der '53 in Paris die Kurse des *Defense College* in psychologischer Kriegsführung absolviert hatte, kehrte '54 nach Italien zurück und baute die von der CIA beeinflusste rechte Bewegung *Pace e Libertà* auf, die auch durch Innenminister Mario Scelba unterstützt wurde und Provokationen und Übergriffe bei Gewerkschaftskundgebungen und Streiks organisierte. In den Sechzigern und Siebzigern vertrat er einen autoritären Wechsel zu einer Präsidialrepublik und war Mitglied der Geheimloge P2. Im Sommer 1974 verkündete er die Notwendigkeit eines »Staatsstreichs liberaler Inspiration«.
- 59 Der von Sogno gemeinsam mit Faschisten, Teilen des Militärs und den Geheimdiensten für den 10. August 1974 geplante Staatsstreich wurde unter dem Namen »weißer Putsch« bekannt. Dieser sollte am 10. August stattfinden und eine »provisorische Regierung, Ausdruck der Streitkräfte, gebildet aus Technokraten und Militärs,« installieren.
- 60 »Bicio« genannt, in Reggio Emilia geboren. Er gehörte zur historischen BR-Gruppe. Pelli wurde in Pavia am 24. Dezember 1976 verhaftet und starb drei Jahre später im Gefängnis an Leukämie.
- 61 Italienische Telefongesellschaft

- 62 Arbeiter von *Magneti Marelli* in Mailand, der an der Tötung von Guido Rossa in Genua beteiligt war. Er trat in die Kolonne Walter Alasia ein und wurde am 18. Januar '76 in der Nähe des Stützpunktes von Via Maderno in Mailand verhaftet.
- 63 Tochter von Bauern, katholisch, unterrichtete in der Dorfkirche Kinder in der Lehre des Katechismus, war im Fachbereich Medizin der Uni in Padua eingeschrieben, war bei *Potere Operaio* von Mestre. Zusammen mit Curcio wurde sie am 18. Februar '76 in der Via Maderno in Mailand verhaftet und zum Zwangsaufenthalt nach Sustinete (Mantua) verlegt, von wo sie später floh. Am 1. Oktober '78 wurde sie in Mailand in der Wohnung in der Via Montenevoso 8 zusammen mit Franco Bonisoli, Lauro Azzolini, Antonio Savino, Bianca Sivieri, Paolo Sivieri, Domenico Gioia, Maria Russo und Flavio Amico erneut verhaftet. In der Wohnung beschlagnahmten die Carabinieri unveröffentlichte Briefe von General Della Chiesa und das Manuskript von Aldo Moro, das er während der 55 Tage geschrieben hatte. Zwölf Jahre später fanden einige Arbeiter in der gleichen Wohnung, in einem Hohlraum, fünfzig Millionen Lire, Kopien von Moro-Briefen und weitere Seiten des Manuskripts.
- 64 Verantwortlicher der BR-Zelle bei Siemens in San Siro, 1975 trat er aus der Organisation aus und gründete die *FCC, Formazioni comuniste combattenti, Kämpfende Kommunistische Formationen*. Alluni wurde im September '78 in Mailand in einer Wohnung in der Via Negroni verhaftet. Seit einigen Jahren ist er auf Bewährung frei.
- 65 *FCC, Kämpfende Kommunistische Formationen*.
- 66 Indro Montanelli, Gründer und Chefredakteur der rechten Tageszeitung *Il Giornale*. Er wurde am 2. Juni in Mailand verletzt.
- 67 Gefängnis in Mailand.
- 68 Gefängnisinsel im Mittelmeer bei Sardinien.
- 69 Stadt in der ehemaligen CSSR, in der sich angeblich von den östlichen Geheimdiensten organisierte Schulen zur Terroristenausbildung befinden sollten.
- 70 Ebenso.
- 71 Francesco Moranino, war in Italien wegen während des Partisanenkampfes vermeintlich begangener »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« zu lebenslanger Haft verurteilt worden und hatte sich in der Tschechoslowakei in Sicherheit gebracht, wo er für die italienische Sektion von Radio Prag arbeitete. Später wurde er von Giuseppe Saragat, Präsident der Republik in Italien, begnadigt.
- 72 Amerikanische Journalistin, Autorin verschiedener Bücher über den internationalen Terrorismus.
- 73 Am 17. Dezember 1981 wurde in Verona der US-General Dozier, Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte in Südeuropa, entführt. Am 27. Januar 1982 erfuhren die Carabinieri durch Verrat von dem Versteck, in dem Dozier festgehalten wurde, und stürmten es am nächsten Tag. Fünf Brigadisten wurden dabei mitgenommen und anschließend tagelang, ohne offiziell verhaftet worden zu sein, gefoltert. Vier von ihnen machten Aussagen, die eine Repressionswelle auslösten, im Laufe derer etwa 1000 Personen verhaftet wurden.
- 74 *Unione italiana lavoratori*, ehemals der PSI nahestehende Gewerkschaft.
- 75 *Partito Comunista Combattente, Kämpfende Kommunistische Partei, BR-PCC*; nach der Entführung des Ingenieurs Giuseppe Taliercio (20.5.-5.7.1981) durch die venetianische Kolonne und der Abspaltung der *BR-PG, BR-Partito della Guerriglia, BR-Guerilla-Partei* fand im Oktober eine Versammlung der strategischen Leitung der BR statt, bei der der Name *Rote Brigaden für den Aufbau der kämpfenden kommunistischen Partei* angenommen wurde. Im Dezember 1981 entführten die BR-PCC den US-General

James Lee Dozier (17.12.1981-28.1.1982), der später von Spezialeinheiten der Polizei befreit wurde. Ab Mai 1982 brachten die BR-PCC den »strategischen Rückzug« in die Diskussion, ihre Aktionen gingen allerdings bis 1988 weiter. Ab 1982 beteiligten sich die BR-PCC – so verstanden sie auch die Entführung von Dozier – gemeinsam mit der bundesdeutschen *RAF*, der französischen *Action Directe (AD)* und den belgischen *Kämpfenden Kommunistischen Zellen (CCC)* am »Aufbau einer antiimperialistischen Front in Westeuropa«. Im Mai 1984 erschien ein Dokument der BR-PCC, welches später die sogenannte »zweite Position« bezeichnete. 1985 trennten sich beide Positionen voneinander, die erste blieb BR-PCC, die zweite wurde im Oktober 1985 offiziell zur *BR-UCC, Unione Comunisti Combattenti, Union kämpfender Kommunisten*. Diese ehemals »zweite Position« kritisierte an den Roten Brigaden, es nach 1978 nicht geschafft zu haben, eine starke innere Führung aufzubauen. Daher sei »die Gründung einer neuen politischen Gruppe notwendig, die sich am Marxismus-Leninismus orientiert und ihre revolutionäre Theorie und Praxis wirklich an der Lage in Italien ausrichtet«. Die Hauptaufgabe der BR-UCC sei, »sich an die Spitze des Proletariats zu stellen und seinen Kampf bis zur Übernahme der Macht zu führen.«

Im Juni 1987 beteiligten sich viele Gefangene der BR-PCC an der Debatte um eine »politische Lösung der 70er Jahre« und erklärten die historische Erfahrung der BR für beendet. Einige Militante teilten die Einschätzung nicht und führten im April 1988 noch einen tödlich verlaufenden Anschlag durch. Im September/Oktober 1988 wurden die meisten der noch in Freiheit verbliebenen Militanten der BR-PCC verhaftet, so daß die Gruppe faktisch nicht mehr existiert.

76 *PFLP*

77 *DFLP*

78 Spitzname von Mario Moretti innerhalb der Roten Brigaden.

79 Boss aus dem Milieu des großen Verbrechens in Mailand. Er wurde 1981 im Knast von Nuoro erstochen.

80 Kalabrische Mafia-Organisation.

81 Peter Lorenz (CDU), Bürgermeister von Berlin, am 27. Februar 1975 von der Bewegung 2. Juni entführt und wenige Tage später im Gegenzug mit fünf politischen Gefangenen ausgetauscht und wieder freigelassen worden. Siehe hierzu Ralf Reinders/Roland Fritsch: *Die Bewegung 2. Juni*. Gespräch über Haschrebellen, Lorenzentführung, Knast. Edition ID-Archiv 1995.

82 Im Sinne von PSI-Anhänger

83 Moretti wurde am 4. April 1981 in Mailand verhaftet. Die Verhaftung erfolgte auf einen Hinweis von Renato Longo, Kleinkrimineller und Drogendealer, der durch den Chef der politischen Polizei (Digos) von Pavia, Cera, und vom Chef der mobilen Einheit Filippi an die BR herangeführt werden konnte.

84 Das Datum des Briefes lautet: »Vom Vatikan, 21. April '78.« Er wurde am 23. April in den Zeitungen veröffentlicht.

85 Sie wurden am 29. Mai 1979 in Rom, in der Wohnung von Giuliana Conforto im Viale Giulio Cesare verhaftet.

86 *Gladio* war der italienische Name einer *NATO*-Suborganisation, die für die Bekämpfung des inneren Feindes und der feindlichen Besatzungskräfte im Falle eines Krieges geschaffen wurde (*stay behind*). Ihre Strukturen blieben nicht auf *NATO*-Länder beschränkt, es gab sie z.B. auch in Österreich. Der Begriff *Gladio*, ursprünglich die Bezeichnung eines römischen Kurzschwertes, welches sich auch im Wappen der italienischen Faschisten befand, wird seitdem als Synonym für die geheimen Organisationen der *NATO* benutzt.

- 87 Der parlamentarische Untersuchungsausschuß, eingesetzt im November '79, hat seine Arbeit am 28. Juni '83 abgeschlossen. Die Ergebnisse und Unterlagen wurden in 72 Bänden mit insgesamt 50.811 Seiten veröffentlicht. Der Ausschuß hatte drei Vorsitzende: Biasini (*PRI, Partito Repubblicano Italiano*), Schietroma (*PSDI, Partito Social-democratico Italiano*) und Valiante (*DC*).
- 88 Die Druckmaschine des Typs AB DUK 360 wurde während einer Durchsuchung in einer Druckerei in der Via Pio Foé in Rom, am 17. Mai '78, eine Woche nach der Erschießung Moros, gefunden.
- 89 *NAP, Bewaffnete Proletarische Zellen.*
- 90 Die Verhaftung fand in Rom bei der Porta Metronia statt, während Gallinari das Nummernschild eines Wagens wechselte. Es gab ein Feuergefecht, bei dem er sehr schwer am Kopf verletzt wurde. Entgegen aller Prognosen überlebte er.
- 91 Am 7. 4. 1979 wurden durch eine Finte Dutzende von Personen aus der legalen radikalen Linken verhaftet und der Konspiration gegen den Staat angeklagt. Sie wurden beschuldigt, die heimliche Leitung der Roten Brigaden zu sein.
- 92 Ordnungsdienst der Studentenbewegung der Statale-Universität in Mailand. Er bestand aus sehr aggressiven Militanten, die mit Stöcken und Schraubenschlüsseln bewaffnet waren.
- 93 Giovanni Senzani, Leiter der sogenannten *Knastfront*, später *BR-PG*, ihm wurde teilweise brutales Vorgehen vorgeworfen. Er wurde Emiliano genannt, war der Schwager von Enrico Fenzi (Dozent der philosophischen Fakultät in Genua, Dante-Wissenschaftler und BR-Mitglied), hatte einen Universitätsabschluß in Soziologie und veröffentlichte 1969 *Der staatliche Tierpark*, eine Abhandlung über Jugendhaftanstalten, über die er sagte: »Angesichts der mageren Ergebnisse, die erzielt wurden – also ein paar versetzte Direktoren, einige Wärter, die wegen Mißbrauchs von Besserungsmaßnahmen verurteilt wurden – hat das Buch nur den strapazierfähigen Reformisten im Justizministerium genutzt.« Für seine Arbeit als Kriminologe hatte er die Genehmigung, interne Unterlagen des Justizministeriums einzusehen. Er wurde erstmals aufgrund eines Haftbefehls des stellvertretenden Staatsanwaltes von Florenz, Vigna, im März 1979 verhaftet, weil er Salvatore Bombaci vom toskanischen Komitee der BR beherbergt hatte. Kurze Zeit später wurde er wieder freigelassen. Er wurde schließlich am 4. Januar 1982 in Rom erneut verhaftet.
- 94 Er wurde am Abend des 27. April '81 in Torre del Greco entführt. Der Fahrer Mario Canello und der Unteroffizier Luigi Carbone wurden bei der Entführung erschossen. Cirillo wurde am 25. Juli freigelassen.
- 95 Roberto Peci hatte ebenso wie sein Bruder, der »Superpentito« Patrizio Peci (beide BR), umfangreiche Aussagen gemacht. Im August 1981 erfolgte eine Militär- und Propaganda-Kampagne zu Patrizio Peci, nachdem sein Bruder am 10. Juni 1981 in San Benedetto del Tronto entführt und mit elf Schüssen getötet worden war. Die Leiche wurde am 3. August in Rom gefunden.
- 96 *BR-Partito della Guerriglia, BR-PG, BR-Guerilla-Partei*; aus der *BR*-Spaltung 1981 hervorgegangen. In dem am 16. 12. 1981 veröffentlichten Gründungspapier wird die Notwendigkeit des qualitativen Sprunges der kämpfenden Organisation hin zur kämpfenden Partei begründet. Die theoretische Orientierung gründete auf den Annahme der totalen und absoluten Feindschaft zwischen den Klassen, die sich in der Metropole als Konfrontation offenbare und alle sozialen Beziehungen durchziehe. Die BR-PG wänten die italienische Gesellschaft kurz vor einem langanhaltenden Bürgerkrieg und sahen ihre Rolle darin, die revolutionären Kräfte an dieses Konfrontationsniveau anzupassen.

- Die PG bestand vorwiegend aus der sogenannten *Knastfront*, aus der auch ihr Leiter Giovanni Senzani kam, und der neapolitanischen Kolonne. Als bei einer Aktion der PG am 21. 10. 1982 in Turin zwei schon entwaffnete Wachmänner erschossen wurden, lediglich um der Erklärung der BR-PG größere Aufmerksamkeit zu verschaffen, brachen die Gefangenen des historischen Kerns der BR die Beziehungen zu der Gruppe ab. Nach mehreren Verhaftungen löste sich die PG Ende 1982 auf.
- 97 *Progetto Memoria* ist ein von Gefangenen und Exgefangenen initiiertes Projekt zur Aufarbeitung der Geschichte des bewaffneten Kampfes in Italien. Die Ergebnisse werden vom Verlag *Sensibili alle foglie*, den Renato Curcio mitaufgebaut hat und in dem viele weitere Exgefangene, meist als Freigänger, arbeiten, veröffentlicht. Bisher sind dort erschienen: *La mappa perduta*, Roma, 1994, 512 S.; *Sguardi ritrovati*, Roma 1995, 432 S. und *Le parole scritte*, Roma 1996, 576 S. Drei weitere Bände sind vorgesehen. Im ersten Band geht es um Geschichte, Zusammensetzung, Linie, Aktionen und Bibliographie von 47 bedeutenden bewaffneten Organisationen. Im zweiten Band werden 69 Militante bewaffneter Organisationen, die den Tod gefunden haben, vorgestellt. Das geschieht anhand ihrer Geschichte, ihrer eigenen Textbeiträge und Schriften von politischen Organisationen, Freunden und Bekannten. Im dritten Band sind Texte verschiedener bewaffneter Organisationen abgedruckt.
- 98 Das Gespräch wurde 1992 geführt, 1993 erschien das Buch in italienischer Sprache. Seit 1993 ist Curcio Freigänger und darf zum Arbeiten tagsüber den Knast verlassen. 1997 sitzt er entsprechend seit 23 Jahren in Haft.
- 99 Anscheinend ist es üblich, von jedem Staat auf den anderen zu verweisen, wenn es darum geht, die Trostlosigkeit der eigenen Situation besonders zu pointieren. Tatsache ist, daß es weder für Frankreich noch für Deutschland der Rede wert ist, in diesem Zusammenhang kritische Intellektuelle zu erwähnen.
- 100 Es gibt zwei Möglichkeiten, eine Reihe von strafbaren Handlungen zu verurteilen. »Fortsetzung« heißt, daß sie alle eines Ursprungs sind, worauf gemäß des italienischen Rechts die höchste Strafe steht, während alle weiteren Strafen zusammen nicht mehr als zwei Drittel der ersten Höchststrafe ausmachen dürfen. Die andere Möglichkeit ist, die Straftaten alle als einzelne Handlungen zu sehen und so die Strafen einfach zu summieren. Die Entscheidung darüber, welche Verfahrensweise anzuwenden ist, obliegt den zuständigen Richtern.
- 101 Ugo Pecchioli, Parlamentarier der *PCI-PDS*.

Zeitgeschichte

ROTE ARMEE FRAKTION

Texte und Materialien zur Geschichte der RAF

540 Seiten, 49,80 DM, ISBN: 3-89408-065-5



Zwanzig Jahre nach dem sogenannten Deutschen Herbst liegt mit diesem Band nun erstmals eine vollständige Sammlung von Texten der Roten Armee Fraktion vor. Das Buch umfaßt in chronologischer Reihenfolge sämtliche Strategiepapiere, Kommando- und Hungerstreikerklärungen der RAF. Ergänzt werden diese durch zeitgeschichtliche Einführungen, Index und ausführliches Glossar.

An Hand der historischen Dokumente läßt sich die Entwicklung der RAF genauestens nach-

vollziehen: von der »Mai-Offensive« 1972, der Botschaftsbesetzung in Stockholm 1975, über den sogenannten Deutschen Herbst 1977 zum »Frontkonzept« der 80er Jahre und zur Deeskalationserklärung des April 1992.

Die Originaldokumente sind das ideale Mittel gegen Erinnerungsschwächen. Wer etwas über die Geschichte der Bundesrepublik, einen ihrer zugespitzten Konflikte erfahren möchte, wird auf die Texte der Stadtguerilla kaum verzichten können.

ID Verlag

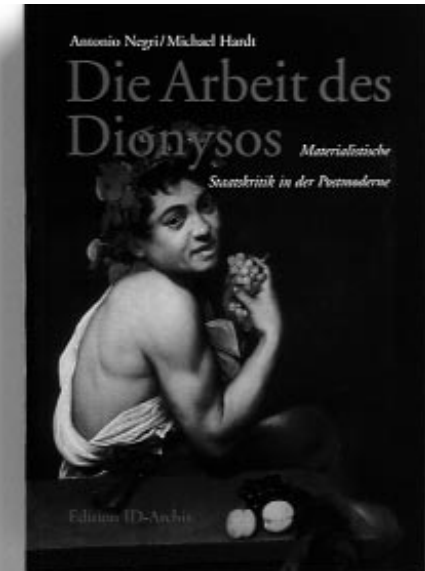
Politische Theorie

Antonio Negri/Michael Hardt

Die Arbeit des Dionysos

Materialistische Staatskritik in der Postmoderne

Aus dem Englischen und Italienischen von Sabine Grimm und Thomas Atzert
192 Seiten, 32,- DM
ISBN: 3-89408-058-2



Antonio Negri und Michael Hardt schlagen in *Die Arbeit des Dionysos* einen Bogen von den marxistischen Debatten zum kapitalistischen Staat in den 70er Jahren, hin zu den postmodernen Ideologien der 80er und 90er.

Aus dem Inhalt:

1. Kommunismus als Kritik.
2. Die Grenzen der Staatstheorie.
3. Recht und Verfassung in der Postmoderne
4. Die Möglichkeit der Gegenmacht ...

Postfach 360 205, 10972 Berlin, Fax 030/694 78 08